

Holger Kierey

Klein.

Fantastischer Roman

Version 1.1

© 2012 Holger Kierey – Alle Rechte vorbehalten

Dieses ebook darf als vollständige Einheit zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken von der Webseite www.shareliterature.de jederzeit kostenlos heruntergeladen werden.

Jegliche kommerzielle Nutzung, auch in Auszügen, Übersetzung, Aufführung, Verfilmung und Vertonung, oder Bereitstellung zum Download auf kommerziellen Servern ist nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Autors gestattet.



*„Sehr viele und vielleicht die meisten
Menschen müssen, um etwas zu finden, erst
wissen, daß es da ist.“*

Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799)

Inhalt

Vorwort	5
1) Klein	8
2) Besuch	14
3) Frühstück.....	31
4) Aufbruch.....	44
5) Im Busch.....	58
6) Kaninchen	78
7) Im Park	92
8) Die Bibliothek	105
9) Geschichten	123
10) Über die Friedhofsinsel	137
11) Drei Hütten	151
12) Medizin	176
13) Genesung.....	191
14) Wieder auf Achse	202
15) Verfolgung.....	220
16) Im Pfarrhaus	228
Nachwort.....	247
Impressum	248

Vorwort

Endlich ist die Geschichte fertig!

Lange habe ich geschrieben, korrigiert, quergelesen, gekürzt, wieder gelesen, verbessert, noch mal gelesen, insgesamt bestimmt ein Dutzend mal. Vermutlich könnte ich ewig so weitermachen und immer noch irgendwo ein Quäntchen verändern, aber irgendwann muss es ja auch mal gut sein, und ich beschließe hiermit, dass das genau jetzt der Fall ist.

Eigentlich müsste ich mich fragen: Warum habe ich überhaupt so viel Zeit und Energie in dieses Buch investiert? Bin ich überspannt, verrückt, oder habe etwa sonst zu wenig zu tun? Nein, überhaupt nicht, es ist schlicht und einfach so: Die Idee zu dieser Geschichte geisterte mir schon eine ganze Weile im Kopf herum, bevor ich mich auch nur getraut habe eine einzige Zeile aufzuschreiben. Das passiert mir öfter, aber dies hier schien eine stärkere Story zu sein als andere. Sie bot Raum für Entfaltung, neue Zusammenhänge, ungewohnte Perspektiven, und sie schien es wert zu sein, dass man die Arbeit sie zu schreiben auf sich nimmt. Heldenmut würde darin vorkommen, Freundschaft, Liebe, eine völlig ungewohnte aber doch vertraute Welt, und Gefahr lauerte an jeder Ecke. Und trotzdem würde sie eigentlich sogar fast wahr sein können!

Vielleicht ist sie es?

Ich konnte nicht anders als sie aufzuschreiben. Aber so eine Geschichte ist totgeboren, wenn sie nur geschrieben steht und nicht gelesen, erlebt und weitererzählt wird. Sie muss im Kopf des Lesers leben, während des Schmökerns abends im Bett, aber auch beim Frühstück am nächsten Tag, eine Woche später wenn man jemandem davon erzählt, ein halbes Jahr später, wenn man einem Freund das Buch leiht, vielleicht sogar ein ganzes Leben lang, tief hinten versteckt im Geröll des Langzeitgedächtnisses. Gelesen oder gehört zu werden, dass ist der wahre Zweck einer jeden Erzählung!

Also müssten jetzt Verhandlungen mit Verlagen oder Agenten folgen, Diskussionen über Stil und Struktur, Kürzen von unnötigen Passagen. Man würde sich für oder gegen die Geschichte entscheiden, vermutlich auf der Basis

einer Kurzzusammenfassung der Handlung und der ersten zehn Seiten des Buches.

Ist das der Sache angemessen?

Was, wenn meine Einleitung nicht gut genug ist? Dann wird man die Geschichte mit ziemlicher Sicherheit nicht nehmen, und sie wird nicht gedruckt und verkauft werden, und niemand wird je wissen, dass es sie gegeben hat. Sollte ich sie also umschreiben, mehr Action auf die erste Seite packen, oder die Hauptdarstellerin etwas üppiger beschreiben, damit der geneigte Leser bei der Stange bleibt?

Dazu habe ich ehrlich gesagt aber gar keine Lust. Ein gedrucktes Buch ist eine wunderbare Sache, und ich fühle gern das Papier zwischen den Fingern, während ich die Seiten umblättere, oder streiche über den Leineneinband eines dicken Bandes. Aber all dies kostet Geld, das ein Verlag erst einmal in eine Auflage investieren muss, bevor die Bücher im Handel gekauft werden können und sich die Sache rechnet. Bücher werden also zur Ware, deren Zweck es ist verkauft zu werden. Und um das Risiko überschaubar zu halten, versuchen die meisten Verlage möglichst nur noch in bekannte und verkaufssichere Autoren zu investieren, und im Zweifel sind das die Leute, die man jeden Tag im Fernsehen sieht oder die in der Zeitung stehen, weil die eben bekannt sind. Egal, was sie schreiben und ob sie wirklich etwas mitzuteilen haben. Ich verstehe die Situation der Verlage, aber mitmachen möchte ich da eigentlich eher nicht. Wahrscheinlich würden sie mich auch gar nicht haben wollen, weil ich ja noch nie im Fernsehen war.

Ich habe stattdessen eine andere Idee.

Ich möchte eine Abmachung mit Ihnen treffen. Ja Sie, lieber Leser, der Sie gerade dieses Vorwort fleißig durchhackern! Danke schön übrigens dafür, dass Sie sich die Zeit nehmen – ist ja heutzutage auch keine Selbstverständlichkeit mehr.

Also, mein Angebot lautet wie folgt: Sie lesen sich das Buch durch, und wenn Ihnen diese Geschichte *gefällt*, dann empfehlen und geben Sie sie bitte einfach weiter an andere Leute. Sie können dazu direkt einen Link auf www.shareliterature.de an Freunde oder Bekannte verschicken, dort ist jederzeit der Download dieses ebooks in der aktuellsten Version kostenfrei möglich. Allerdings bitte nur zu privaten nicht-kommerziellen Zwecken, alle

Rechte der kommerziellen Verwertung möchte ich mir gerne selbst vorbehalten.

Wenn Sie mögen, dann können Sie mir auch einen kleinen Geldbetrag als Spende zukommen lassen. Das können Sie mit einigen wenigen Klicks ganz einfach ebenfalls direkt auf www.shareliterature.de tun, ohne Risiko, und ohne weitere Verpflichtung. Das ist kein „nachträglicher Kaufpreis“ für das Buch, denn es liegt völlig in Ihrem Ermessen, ob Sie etwas geben und wie viel. Allerdings würde es vermutlich dazu führen, dass ich mich als Autor bestätigt fühle und auch weiterhin meine Freizeit opfere, um Geschichten zu schreiben.

Und wenn sie Ihnen *nicht gefällt*? Dann vergessen Sie das Ganze einfach, Schwamm drüber, und löschen Sie das ebook als sei nichts gewesen. Hat ja auch nichts gekostet.

Stellen Sie sich mal vor, wie das wäre, wenn viele Autoren bei so was mitmachen würden! Dann gäbe es unzählige Geschichten zum Nulltarif, und Sie könnten in alle nach Herzenslust reinschmökern, soviel Sie wollen. Sie würden selbst bestimmen, welche Autoren Sie mit wie viel Geld unterstützen möchten, und welche eher nicht. Man würde Review-Magazine gründen, um die Übersicht im Dschungel der kostenlosen Prosa zu behalten, und wirklich jeder könnte Geschichten schreiben und veröffentlichen, solange er nur was Interessantes zu erzählen hat. Egal ob er vorher im Fernsehen war oder nicht.

Damit wäre das Problem gelöst, dass jemand erst mal Geld investieren muss, und damit Risiko auf sich nimmt, wenn er einem unbekanntem Autor die Gelegenheit geben möchte, zu publizieren. Gleichzeitig wäre es immer noch möglich, dass auch ein unbekannter Autor mit seinen Geschichten Geld verdienen kann, wenn sie denn nur gut genug sind und den Lesern gefallen. Das sollte doch auch ein starker Anreiz sein gute Geschichten zu schreiben, meine ich.

Und, was denken Sie? Klingt das interessant?

Ja? Dann ist es abgemacht, oder?

Tja, also, dann kann's ja endlich losgehen mit der Geschichte!

1) *Klein*

Die Spinne kam aus dem Spalt zwischen Regal und Wand hervorgeschossen, gerade als Johanna die Schwelle zum Badezimmer übertreten hatte.

Sie bremste abrupt einige Armlängen vor Johannas Schienbein, und rieb aufgeregt die haarigen Kiefertaster vor dem Maul aneinander, während die dunklen Linsenaugen die junge Frau erstaunt musterten. Das Tier war groß, sicher einige Zentimeter lang, und damit reichte es Johanna fast schon bis zum Knie. Der Körper war durchgehend braun und dicht behaart, mit einer dünnen schwarzen Zeichnung, und die dunklen Beine wölbten sich elegant über den gedrungenen kräftigen Körper hinweg.

Noch beängstigender als die äußere Erscheinung aber war die Geräuschlosigkeit, die die Spinne wie einen Kokon zu umgeben schien. Weder während des Angriffs, noch beim Abbremsen hatte sie irgendeinen hörbaren Laut von sich gegeben, so als existiere sie gar nicht in dieser Welt, sondern sei eher das Trugbild einer überspannten Fantasie. Ganz und gar real schwankte die Spinne jetzt aber auf ihren acht Beinen langsam hin und her, während sie angestrengt nachzudenken schien. Sie konnte sich offenbar nicht entscheiden, ob sie wieder in der sicheren Deckung ihres Spaltes verschwinden sollte, oder ob ein Angriff auf diese merkwürdige Beute sich doch noch lohnen könnte. Johanna zog vorsichtig den großen Zahnstocher aus dem dicken Wollfaden, der als Gürtel um ihre Taille geknotet war, und deutete damit auf die Augen der Spinne.

„Hau ab, du ekliges Viech! Schhhht, geh weg, verdammt noch mal!“ krächzte sie dem Tier heiser entgegen.

Die Spinne knirschte einmal leise mit den Gelenken, rührte sich aber nicht von der Stelle. Johanna bracht der Schweiß aus allen Poren und sammelte sich auf ihrer Stirn. Verdammt, was sollte sie denn jetzt tun? Bisher waren ihr die Biester doch immer aus dem Weg gegangen, und hatten sich eher an die Milben im Teppich und die kleinen Fliegen in der Küche gehalten. Bestimmt waren selbst die normalen Hausspinnen giftig, und die Fangzähne von dieser hier sahen ziemlich gefährlich aus!

Sie löste die linke Hand vom Stock und trocknete den Schweiß an ihrem Kleidchen. Es war aus einem alten Handtuch geschnitten, und überall schauten losen Fäden heraus, aber der dünne Stoff trocknete die feuchte Handfläche

sofort. Die Spinne folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen, während sich die haarigen Fühler am Maul unablässig aneinander rieben.

Johanna überlegte fieberhaft. Es hatte keinen Zweck so herumzustehen, sondern sie musste irgendetwas tun. Es war ja offensichtlich, dass sie als Beute zu groß war, aber das Tier war entweder zu dumm um zu verschwinden oder einfach zu störrisch um den einmal begonnenen Angriff ohne weiteres abzublasen. Zum Glück jagte die Spinne alleine, es wäre nicht auszudenken gewesen, wenn hinter ihr jetzt noch weitere solche Viecher Aufstellung genommen hätten, um ihr den Weg abzuschneiden.

Ein neuerlicher Schweißausbruch folgte unmittelbar auf diesen Gedanken. Was wäre, wenn jetzt wirklich noch mehr hinter ihr ständen? Sie riskierte einen schnellen Blick über die Schulter, aber zum Glück war da niemand. Doch die Spinne vor ihr hatte den winzigen Augenblick der Ablenkung genutzt und ein Bein ein Stück vorgesetzt. Verdammt! Wenn sie jetzt wegrennen würde, dann würde die Spinne sicher hinterherkommen und sie beißen. Was, wenn sie tatsächlich giftig war? Es schien nur einen Ausweg zu geben, und der hieß Angriff!

Sie holte tief Luft, ergriff den Zahnstocher fester und stieß zu. Das Tier war schneller und zuckte zurück und sprang zur Seite. Johannas Angst fing an sich in Ärger zu verwandeln. Das war ja wohl die Höhe! Sie stand doch schließlich in der Evolution einige zig Äste über diesem dämlichen Arachnoiden, da würde sie es doch wohl noch schaffen so ein Tier zu verjagen! Wieder holte sie aus, täuschte aber diesmal einen Schlag von links vor und änderte dann blitzschnell die Richtung. Das überraschte das Tier und sie schlug ihm eines der Beine weg. Die Spinne quietschte zum ersten Mal leise und ergriff endlich die Flucht und verschwand wieder hinter dem Regal.

Johanna wischte sich den Schweiß von der Stirn und stützte sich schwer auf ihren Stock. Sie würde sich irgendeine bessere Waffe suchen müssen, soviel war klar. Die konnten einem wirklich überall auflauern, und sie wechselten auch die Verstecke, um immer wieder neue Beute aufspüren. Hoffentlich kamen sie nicht auf die Idee, beim Jagen zusammenzuarbeiten!

Sie stapfte weiter zum Waschbecken hinüber und stellte sich dicht vor den bodentiefen großen Spiegel. Eine sehr kleine, blasse und dreckige junge Frau mit dunklen Ringen um die Augen und in einem zerrissenen Kleidchen aus

einem alten Handtuch sah ihr entgegen. Eine dicke Spinnwebe klebte in ihren verfilzten roten Haaren und sie versuchte, sie zu entfernen, aber dadurch haftete sie jetzt an den Fingern. Verdammtes klebriges Zeug! Sie versuchte, den Faden am flauschigen orangenen Badteppich abzustreifen und wischte sich an dem Stoff noch die Finger gründlich sauber. Dann öffnete sie den Mund und zählte langsam und gründlich ihre Zähne: ... einunddreißig, zweiunddreißig. Alle wieder da, selbst die Weisheitszähne! Das war schon erstaunlich. Und auch die Haare waren wieder dicht, wenn sie in den letzten Wochen auch einiges an Staub und Dreck aufgenommen hatten.

Irgendwie war das alles total verrückt, und man wusste eigentlich gar nicht so recht, was das Allermerkwürdigste daran sein mochte. Als das Schrumpfen losging, damals im Spätsommer, da war sie nur noch verzweifelt gewesen, und sie war von Arzt zu Arzt gerannt, obwohl ihr keiner hatte helfen können. Sie hatten sie erst nicht ernst genommen, und als sich die Verkleinerung schließlich nicht mehr leugnen ließ, hatten sie ihr allerhand Medikamente und Wachstumshormone gegeben, bis ihr ständig übel wurde und schließlich die Haare und die Zähne ausgefallen waren. Da irgendwann hatte sie beschlossen, dass sie so nicht mehr weitermachen wollte, und sie hatte sich in ihrem Zimmer eingegelt und war zu keinem der Doktoren mehr hingegangen. Es hatte ja auch nie wirklich schlimm wehgetan, sondern sie hatte immer nur ein Ziehen gespürt, als wenn ihr Körper innerlich zusammenschrumpelte und dadurch kleiner würde.

Viel schlimmer als das aber waren die Blicke der Leute auf der Straße gewesen, die sich immer stechender in sie hineinzubohren schienen, je mehr ihre Klamotten um sie herumgeschlortert waren. Und damals war sie im Vergleich zu jetzt noch richtig groß gewesen! Auf dem Spiegel fanden sich noch ein paar Größenmarkierungen mit wasserfestem Stift vom Herbst. Unerreichbar hoch schwebten sie jetzt über ihr, jede akribisch mit einem Datum und einer Zahl versehen. Sie hatte bei dreißig Zentimetern aufgehört zu messen, und mittlerweile mochte sie vielleicht noch halb so groß sein. Aber das spielte ohnehin keine Rolle mehr, denn letztendlich war es wohl nur ein Zwischenzustand auf dem Weg, ein Mikroorganismus zu werden. Das Schrumpfen war immer in Schüben verlaufen, und jedes Mal, wenn sie schon gedacht hatte, dass es jetzt endlich anhalten würde, dann kam irgendwann

doch wieder ein Rückfall und es ging weiter. Erstaunlich trotzdem, dass die Haare und Zähne in den letzten Wochen wieder gewachsen waren, nur so viel kleiner jetzt ...

Eine ganze Zeit lang hatte sie vermutet, dass es ein Unfall gewesen sein mochte und dass einer der Teilchenphysiker aus dem Institut sie vielleicht versehentlich mit irgendetwas Exotischem verstrahlt hatte. Aber andererseits war sie erkennbar die Einzige gewesen, die solche Symptome verspürt hatte, und dann waren die Teilchenphysiker ja doch fast alle Theoretiker, die hatten wahrscheinlich gar keine Experimente laufen.

Sie zog ihr behelfsmäßiges Kleidchen über die nackten Beine und Knie herunter und band den Strick um die Hüfte fester. Sie war dünn geworden, vor allem in den letzten Wochen, und die Kälte des Winters draußen kroch trotz der Heizung durch die angelehnten Fenster in die Zimmer der Wohnung und ließ sie frösteln. Damals schien es eine gute Idee zu sein, die Fenster einen Spalt offen und die Heizung halb aufgedreht zu lassen. Sie wollte frische Luft bekommen, falls sie irgendwann nicht mehr selbst die Fenster öffnen konnte, und es war ein warmer Herbst gewesen. Und dann wollte sie auch noch gelegentlich das Miauen von Tiger hören können, wenn diese draußen im Hof des Mietshauses um die große Platane herumschlich und Mäuse jagte. Sie hatte ihre Katze der netten Nachbarin unten gegeben, als sie die Therapien abbrach, und sie hatte erzählt, dass sie in eine Spezialklinik gehen müsse und es sehr lange dauern würde, bis sie wiederkäme. Es war vermutlich nicht sehr schwer gewesen, ihr das zu abzunehmen. Tiger fehlte ihr wirklich, und sie hatte lange in ihrer einsamen Wohnung gesessen und geweint, nachdem sie sie weggegeben hatte. Seitdem war es mit dem Schrumpfen immer schneller gegangen, aber irgendwann war sie in eine stumpfe Lethargie verfallen, die nur gelegentlich durch die Besuche vor dem Badezimmerspiegel unterbrochen wurde.

Sie seufzte laut, und das Geräusch klang sehr merkwürdig in der Stille der leeren Wohnung. Sie musste noch schnell was trinken und vielleicht ein paar von den verdammten Haferflocken runterwürgen, bevor sie wieder auf ihren Aussichtsposten auf dem Nachttisch hinaufkletterte. Bald würde es dunkel werden, und dann kamen sicher wieder mehr von den Spinnen und Insekten raus, da wollte sie nicht mehr unterwegs sein. Wie sollte das nur weitergehen,

wenn sie noch kleiner würde? Irgendwann würden die den letzten Rest an Respekt vor ihr verlieren, und dann würden sie sich eines Tages unter dem Bett oder hinter dem Mülleimer zusammenrotten und sie gemeinsam überfallen. Sie schüttelte sich bei dem Gedanken und versuchte sich nicht vorzustellen, wie sie ihre Giftklauen in sie schlugen und dann ihren Verdauungssaft injizierten, damit sie sich langsam bei lebendigem Leibe auflöste. Dann schon lieber vollständig verschwinden und eine Bakterie werden oder zuletzt ein Atom, oder was auch immer.

Sie steckte den Zahnstocher wieder hinter den Wollgürtel und schlurfte in die Küche. Im Bad war der Wasserhahn zu schwergängig und es war auch schwierig, auf das Waschbecken hinaufzuklettern. In der Küche dagegen stand ein Stuhl vor der Arbeitsplatte und über den kraxelte sie ächzend hinauf zu dem großen Edelstahlbecken mit den ganzen leeren Tassen und dem dreckigem Besteck darin.

Am Vortag hatte sie noch mühsam den Wasserhahn aufgedreht und eine Untertasse mit frischem Wasser gefüllt, aber jetzt roch es schon wieder ziemlich abgestanden. Sie nahm trotzdem ein paar Schlucke und schließlich knabberte sie noch lustlos einige der trockenen Haferflocken aus dem aufgerissenen Paket neben der Spüle. Es war mehr, um ihren rumorenden Magen zu beruhigen, als dass sie Hunger gehabt hätte, und vielleicht war es auch nur ein lebenserhaltender Reflex, eine Gewohnheit, dass ein Körper eben auch etwas essen braucht, egal wie groß er nun einmal ist.

Sie kletterte von der Arbeitsfläche wieder herunter und ging ins Schlafzimmer zurück. Dort krallte sie ihre Hände in die Bettdecke, die an der Seite des Bettes bis auf den Boden herunterhing, und hievte sich langsam bis zur Bettkante empor. Die Decke war staubig geworden und raschelte, aber die Matratze war weich und nachgiebig, wenn man darauf lief. Es wäre sicher schöner gewesen, sich nachts in eine richtige Daunendecke zu kuscheln, um zu schlafen, aber es war zu einfach für die ganzen Viecher, auf das Bett zu gelangen. Am Anfang hatte sie noch dort geschlafen, aber jetzt zog sie den Nachttisch vor, auch wenn der Übergang schwierig war. Sie stieg auf das Kopfkissen und kletterte dann mühsam am Kabel der Lampe auf den Nachttisch hinüber. Dort angekommen keuchte sie bereits wieder und Schweißperlen standen ihr auf der Stirn. Hier war sie sicher, denn sie hatte die

Füße des Nachttisches mit doppelseitigem Klebeband umwickelt, das mochten all die Viecher nicht und sie mieden es wie eine ansteckende Krankheit. Sie ließ sich schwer auf das Puppenbett fallen und schloss die Augen.

Das kleine Sperrholzmöbel hatte sie heraufgeschleppt, als sie selber noch halb so groß wie der Nachttisch gewesen war, doch das war so viele Wochen her und jetzt stießen ihre Zehen nicht mal mehr am Fußende an. Ein Frotteewaschlappen aus dem überquellenden Wäschekorb diente ihr als Decke und ein kurzes weißes Sommersöckchen als Kopfkissen. Sie kuschelte sich unter den weichen Lappen und erinnerte sich wehmütig an die Zeit im Sommer zurück.

Damals war die Welt noch einfach und alltäglich und von der bevorstehenden Katastrophe nichts zu spüren gewesen. Sie war jeden Morgen ins Institut geradelt, hatte mit den anderen Doktoranden zusammen Kaffee getrunken und danach an ihrem Experiment gearbeitet. Warum konnte man die Zeit nicht zurückdrehen und dafür sorgen, dass die Geschichte einen anderen Verlauf nahm? Dass es jemand anderen erwischte, irgendeinen Idioten den sowieso keiner mochte, vielleicht einen gemeinen Diktator? Warum wurden die nicht krank und verschwanden plötzlich, sondern sie, eine harmlose junge Frau?

Sie drehte sich um und zog sich die Decke über den Kopf und dachte an die große Platane im Hof des Mietshauses. In ihrer Erinnerung hatte sie im Winter keine Blätter mehr, und die Rinde leuchtete tagsüber fleckig graubraun im kalten Sonnenlicht, während die kugeligen Samenstände wie überdimensionale braune Kirschen von den langen verwinkelten Ästen herunterhingen. Ein Ast des mächtigen Baumes ragte bis ans Fensterbrett ihres Schlafzimmers heran. Warum kletterte sie nicht daran entlang, und verschwand einfach aus dieser Wohnung und aus diesem Leben, so wie einst der Junge im Märchen mit der Bohnenranke, der dabei ja auch das Reich der Riesen entdeckt hatte? *Weil man einer Krankheit nicht entkommen kann, indem man wegläuft*, antwortete sie sich selbst. *Und man kann sie auch nicht einem anderen aufhalsen, ganz gleich wie nett oder blöd er ist.*

Und mit diesem Gedanken schlief sie ein.

2) *Besuch*

Johanna schreckte hoch. War das ein echtes Geräusch gewesen, das sie geweckt hatte, oder hatte sie nur schlecht geträumt? Sie hatte den Nachhall eines Kratzens im Kopf und das merkwürdige Gefühl, dass es ungewöhnlich gewesen war, hier in der Einsamkeit ihres Schlafzimmers. Sie lag hellwach in ihrem Bett und lauschte in die Dunkelheit hinaus, doch nichts anderes als ihr Herzschlag und das Pulsieren des Blutes in ihren Ohren war zu hören. Lange hatte sie bestimmt nicht geschlafen, denn der Mond, der ihr in den letzten Nächten oft das Zimmer erleuchtet hatte, war noch nicht einmal aufgegangen.

Sie stemmte sich mühsam aus dem Puppenbett und schleppte sich zum Rand des Nachttisches hinüber. Von hier oben konnte man den größten Teil ihres Schlafzimmers übersehen. Sie ließ den Blick im Zimmer umherschweifen, vom Bett unter ihr bis zum Fenster gegenüber und vom Kleiderschrank an der rechten Wand bis zum langen und schwer beladenen Bücherregal neben der Tür zum Flur. Die Gardinen wallten leise im schwachen Luftzug vom offenen Fenster, doch sonst war nichts Ungewöhnliches zu sehen.

Sie setzte sich auf den Rand des hölzernen Nachtschränkchens und ließ die nackten Beine ins Leere baumeln. Das mit dem Wollfaden zusammengebundene Handtuchkleidchen gab ihr ein wenig das Aussehen einer Karatekämpferin, aber sie fühlte sich schwach und ihre Füße waren immer kalt, weil sie keine Strümpfe und Schuhe mehr hatte.

Da war es wieder, das Geräusch, am Fenster! Ein Knarren, als wenn etwas von außen gegen den Fensterflügel drückte und ihn langsam aufschob. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals und sie lauschte in die Dunkelheit hinein, ohne sich zu bewegen. Ob das der Wind sein könnte, vielleicht ein Januarsturm? Aber die geblühten Vorhänge bewegten sich nur langsam im leichten Luftzug und von draußen war kein Regen zu hören. Das Fenster stand nur einen Spalt offen und die Heizung bollerte gegen die Kälte an, trotzdem sickerte die kalte Nachtluft ins Zimmer. Die Heizkostenabrechnung würde sicher astronomisch werden, aber das würde wohl jemand anderes bezahlen müssen.

Hatte sich da nicht ein Schatten an der Gardine bewegt? Panisch zog sie die Beine hoch und krabbelte lautlos auf allen vieren hinter das Gestell des Puppenbettes. *Ich hätte das verdammte Fenster doch einfach zu machen sollen,*

was mach' ich denn jetzt?, ging es ihr durch den Kopf. Sie wartete und horchte wieder in die Stille hinein. Nach einer ganzen Weile beruhigte sie sich wieder und lugte vorsichtig um die Ecke des Bettpfostens herum. *Da ist nichts, Johanna*, schimpfte sie mit sich selbst. *Die Einsamkeit macht dich langsam verrückt!*

Schatten gab es hier überall, und wenn man lange genug auf einen starrte, dann schienen sich die anderen in den Augenwinkeln irgendwann zu bewegen. Ihre Augen konnten trotz der Dunkelheit der Nacht die Details der Möbel in ihrem Zimmer noch gut erkennen. Sie hatte schon vor ein paar Wochen festgestellt, dass ihre Sinnesorgane immer empfindlicher geworden waren. Vermutlich brauchten ihre kleinen Augen einfach viel weniger Lichtteilchen zum Sehen als früher. Außerdem waren alle kleinen Geschöpfe viel schneller, empfindlicher und sensibler. Sie mussten es wohl sein, um zu überleben. Und irgendwie gehörte sie jetzt wohl auch zu dieser Gruppe, obwohl sie sich bald eher den Mikroorganismen anschließen würde, wenn das Schrumpfen erst einmal wieder losging.

Sie legte sich wieder auf ihr Bett, und es knackte sogar unter ihrem Fliegengewicht, so leicht war es gebaut. *Die Decke wird mich beschützen*, dachte sie und zog sie bis zum Kinn hoch. Dann starrte sie an die Wand. Was konnte man schon tun, außer warten und starren und dann wieder warten? Sie drehte sich unruhig hin und her und das Bett knarrte dazu seine eintönige Begleitung. *Das Warten bringt mich noch eher um als das Kleinerwerden. Ich muss mich irgendwie beschäftigen!*

Sie dachte an die vielen Bücher auf dem großen Regal. Die hatten ihr in der ersten Zeit ihrer Krankheit viel Trost geschenkt: Krimis, historische Romane, Märchen, fantastische Geschichten. Wenn man sie las, vergaß man die Welt um sich herum mit all ihren Problemen und Sorgen. Es waren sogar noch ein paar Bändchen aus ihrer Kindheit dabei, die ihre Mutter ihr vor langer Zeit geschenkt hatte. Was sie jetzt wohl so machte? Ob sie auch alleine war, in ihrer kleinen alten Wohnung? Sie hatten sich schlimm gestritten, damals, und seitdem nichts mehr miteinander zu tun gehabt, obwohl sie ja auch in der Stadt lebte. Eigentlich war es schade. Und jetzt war es zu spät, das wieder in Ordnung zu bringen, weil sie bald ganz verschwunden sein würde. Ob sie sie wohl vermisste?

Sie seufzte und stand auf – sie würde versuchen, mal wieder ein Buch zu lesen! Vielleicht bekäme sie das ja noch auf die Reihe, selbst wenn die Bücher jetzt genauso groß waren, wie sie selber. Sie zog ihren Wollfaden-Gürtel noch ein wenig enger um ihre schmale Taille und steckte auch den Zahnstocher wieder hinein. Dann kletterte sie am Kabel der Lampe mühsam hinunter auf das Kopfkissen unten auf dem Bett und lief vorsichtig über die weichen Laken, um den Staub nicht unnötig aufzuwirbeln.

Gerade als sie die Mitte der Matratze erreicht hatte, hörte sie das Geräusch von Krallen, die auf dem Holzgestell des Bettes schabten, und sah mit eisigem Erschrecken, wie sich der lang gestreckte Umriss eines Tieres über das Fußende des Bettes hochzog und darauf zu sitzen kam. Sie hielt die Luft an und erstarrte. Das Tier hatte einen langen fleischigen Schwanz mit Schuppenringen am Hinterteil und eine schmale Schnauze mit drahtigen Schnurrbarthaaren vorne. Auch ohne Schwanz war es größer als sie selbst und das Fell stand rau und borstig in alle Richtungen. Ihr brach kalter Schweiß aus und das Blut rauschte in ihren Ohren. *Eine Ratte! Verdammt, verdammt, verdammt! Warum ist die denn so groß? Warum habe ich nur das Fenster nicht zugemacht?*

Sie wagte nicht zu atmen oder sich zu bewegen. Das Tier nutzte das Fußteil des Bettes als Aussichtspunkt und spähte in die andere Richtung, in das Zimmer hinein. Hatte es sie noch nicht gesehen? Vielleicht konnte sie sich verstecken, und warten, bis die Ratte die Wohnung wieder verlassen hatte! Johanna wich langsam zurück in Richtung Kopfkissen, dabei immer die Augen auf das Tier gerichtet. Bei jedem Schritt nach hinten versank sie leicht in der weichen Matratze und der Bettbezug schien mit faltigen Fingern nach ihren Knöcheln zu greifen. Die Ratte hockte auf dem schmalen hölzernen Aussichtspunkt und witterte mit zuckender Nase in die Dunkelheit hinein. Es war nicht mehr weit bis zum Nachttisch und Johanna atmete nur ganz flach, um sich nicht zu verraten. Oben neben der Nachttischlampe lag noch die spitze Nagelschere, die konnte man vielleicht als Waffe benutzen, falls die Ratte sie am Ende entdeckte und doch noch hinaufklettern wollte. Das Ding war unhandlich, aber sicher besser als ein Zahnstocher.

Sie wollte sich seitlich an der Bettdecke vorbeidrücken, als eine Berührung die Federn darin zum Rascheln brachte. Johanna wagte sich nicht mehr zu bewegen, sondern hielt wieder den Atem an und schaute zu dem Tier hinüber.

Die Ratte drehte sich mit einem erneuten schabenden Geräusch ihrer Krallen herum und sah Johanna direkt ins Gesicht. Die schwarzen Augen waren kalt und ausdruckslos und das schwache Licht vom Fenster spiegelte sich darin. Das Tier schien nachzudenken, abzuwarten, während seine Barthaare zitterten, als wenn sie die Umgebung abtasteten. Nach ein paar Augenblicken öffnete es langsam sein Maul mit den langen scharfen Nagezähnen und zischte leise. Es war ein kaltes tierisches Geräusch, ohne einen Anflug von Menschlichkeit, aber es schien die Gewissheit auszudrücken, dass hier eine leichte Beute zu holen war. Johanna wollte weglaufen und schreien, aber keine Bewegung war mehr möglich. Der Blick der Ratte hielt sie gefangen!

Dann blinzelte das Tier und sprang auf die Matratze hinunter. Johannas Erstarrung löste sich und sie rannte los, in Richtung ihres sicheren Nachtschränkchens. Es waren nur wenige Schritte, aber ihr Fuß verhedderte sich im Bettlaken und sie fiel direkt in das Kopfkissen hinein. Die Ratte duckte sich zum Sprung und plötzlich war sie in der Luft und wie in Zeitlupe sah Johanna, wie sie auf sie zuflog. Sie wollte schreien und versuchte wegzukriechen und sich zu verstecken. Der hagere und sehnige Körper des Tiers beschrieb eine perfekte Parabel, doch dann, am höchsten Punkt der Bahn, traf plötzlich etwas mit einem scharfen Sirren die Ratte in den Bauch. Durch den Impuls des Geschosses verfehlte die Ratte ihr Ziel und kam seitlich von Johanna auf. Aus ihrer Flanke ragte das Ende eines Pfeils mit zwei weißen halbierten Federn daran. Schauer durchliefen die kräftigen Muskeln des Tieres, während es quiekte und jämmerlich piff und versuchte, mit den Zähnen an den Pfeil zu gelangen. Johanna schwankte bei dem Versuch, wieder auf die Beine zu kommen und sich in Sicherheit zu bringen. Die Ratte zuckte immer stärker und peitschte mit dem Schwanz und hellrotes Blut sickerte aus der Wunde. Mit einem letzten Aufbäumen fiel sie um und der peitschende Schwanz fegte Johanna wieder von den Füßen. Dann war Stille.

„Guter Schuss, Hein! Aus *der* Entfernung mitten ins Herz! Echt klasse!“, tönte eine tiefe Stimme von der Seite des Bettes her.

„Ja, die is’ hin! Warum die extra den Baum hochgeklettert is’, nur um hier in ihre Wohnung einzubrechen, is’ mir echt ein Rätsel. Das machen die doch

sonst nich', die sind doch schlau die Ratten“, antwortete eine andere, rauere Stimme.

„Vermutlich ist sie krank und verwirrt oder hat Rattengift gefressen. Sie war auch total struppig. Sonst hätte sie das sicher nicht gemacht.“

„Also hört mal ihr zwei Experten, wir sollten raufklettern und nach ihr sehen, vielleicht liegt das Viech ja mitten auf ihr drauf oder es hat sie im Todeskampf verletzt oder so. Hein, gibt mir mal das Seil, dann gehe ich voran, wenn ihr hier weiter rumtrödeln wollt!“, funkte eine weibliche Stimme ärgerlich dazwischen.

„Jaja, ich geh' ja schon, mein Schatz! Jetzt drängel' mal nich'! Ich hab' das Tier schon richtig erwischt, glaub' mir.“

Ein dünnes Seil mit einem Lassoknoten am Ende kam über die Kante des Bettes geflogen und verfang sich am Bettpfosten. Es wurde straff gezogen und dann zitterte es, während offenbar jemand daran hochkletterte. Ein männlicher Kopf schob sich über die Kante des Bettes, gefolgt von einem drahtigen Körper und zwei kurzen Beinen. Johanna wimmerte bloß noch und versuchte verzweifelt den beindicken schuppigen Schwanz der Ratte wegzuschieben, der sich wie eine schwere warme Python über ihre Brust gelegt hatte. Am Rande des Bettes schoben sich zwei weitere Gestalten über die Kante, eine offensichtlich weiblich und runder, die andere schlank, männlich und groß. Beide kamen schnell nacheinander das Seil hinauf geklettert. Der erste Mann sah Johanna auf der Matratze unter dem Schwanz der Ratte liegen und kam leichtfüßig von der Bettkante herüber gelaufen. Johanna brachte keinen Ton heraus und konnte nur mit schreckgeweiteten Augen zu ihm aufschauen.

Er war schlank und schon älter. Sein wettergegerbtes Gesicht war von schmalen Falten durchzogen und von grauen Bartstoppeln und grau-roten Haaren umrahmt, aber seine Augen funkelten fröhlich unter den buschigen Augenbrauen.

„Keine Angst, wir hol'n dich da raus!“, meinte er und dann zog und zerrte er den Schwanz weg. Als er ihre Hand packen wollte, um sie hochzuziehen, heulte sie laut auf und kroch rückwärts von ihm weg in Richtung des Kopfkissens. Dort blieb sie zusammengekauert liegen und beobachtete die Neuankömmlinge ängstlich, während der Mann ihr verblüfft hinterher starrte.

Die Frau kam näher zu Johanna und hockte sich neben sie. „Hab' keine Angst, Johanna!“

Sie schaute ihr ins Gesicht und lächelte freundlich. Auch sie war schon in die Jahre gekommen und ein bisschen faltig und ihre kurzen rötlichen Haare waren von grauen Strähnen durchzogen.

„Du brauchst dich nicht vor uns zu fürchten! Wir sind gekommen, um dich zu beschützen und zu holen. Keine Angst!“

Johanna kämpfte mit sich und rang mühsam ihre Panik nieder. Sie musste ein paar Mal schlucken, bevor sie sprechen konnte, und dann hörte sich ihre Stimme eher wie ein Krächzen an, das sie selbst kaum erkannte.

„Wer ... wer seid *ihr* denn? Und woher kennt ihr mich?“, fragte sie die fremde Frau.

„Nun, das ist eine lange Geschichte. Immer der Reihe nach, jetzt stellen wir uns erst mal vor: also, ich bin Maria, der ältere Herr ist mein Mann Hein, und der große Kämpfer hier ist Phileas, genannt Phil.“

„Hallo, Johanna“, meinte der Letztgenannte zu ihr. Es war die dunkle Stimme von vorhin.

„Älterer Herr! So alt bin ich nu' auch wieder nich', Maria! Was bekommt sie denn gleich für 'nen Eindruck von mir?“ Der Mann, den sie Hein genannt hatte, war offenbar nicht sehr erfreut über die Einführung seiner Person.

Maria ließ sich davon nicht beeindrucken. „Hein, im Sommer wirst du 58 Jahre alt, wenn ich mich nicht irre. Das ist schon ein bisschen älter, oder nicht?“

„Ja, aber das musst du doch nich' gleich so rausposaun'! Ich seh' doch wirklich noch nich' so alt aus.“ Hein wandte sich an Johanna. „Für wie alt hätt'st du mich geschätzt, wenn Maria nix verraten hätte?“

„Ähhh ...“ Johanna schaute von einem zum nächsten und fühlte sich ziemlich durcheinander. Auf alle Fälle waren die drei nicht gefährlich, sondern schienen im Gegenteil relativ harmlos zu sein – wenn man mal von dem tödlichen Pfeil auf die Ratte absah. Bemerkenswerterweise waren alle drei etwa so groß wie sie selbst, nur Phil war vielleicht einen Kopf größer und deutlich jünger als die anderen beiden. Sie trugen schmutzig-graubraune Umhänge mit Kapuzen und auch graue Kleidung. Die schien selbst genäht zu sein, auf alle Fälle waren recht grobe Nähte zu sehen. Hein trug einen großen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen, alle hatten schlanke Schwerter auf dem Rücken, wie Samuraidkrieger im Fernsehen.

„Äh ...“, krächzte Johanna und räusperte sich noch mal. „... weiß nicht. Wie kommt ihr denn eigentlich hier rein und woher kommt die Ratte?“

Maria stupste Hein mit dem Ellenbogen in die Seite. „Jetzt lass sie doch erst mal in Ruhe, Hein, es gibt Wichtigeres zu tun und zu bereden! Also, Johanna, wir sind genauso wie die Ratte den Baum im Hof hochgeklettert und über den Ast auf dein Fensterbrett gekommen. Wir haben sie beobachtet, als wir draußen rumstanden und überlegt haben, wie wir am besten zu dir hinauf kommen. In gewisser Weise müssen wir ihr also dankbar sein. Warum sie hier raufgeklettert ist, weiß ich auch nicht. Vielleicht hatte sie Hunger, oder so. Schließlich ist draußen Winter.“

Phileas hatte zu der Ratte hinüber gesehen und meldete sich jetzt auch einmal zu Wort. „Ratten sind sehr kluge und vorsichtige Tiere. Sie würden normalerweise nicht einen Baum hochklettern, wenn da nicht wenigstens ein Vogelnest mit Eiern drin hängt. Aber diese Ratte hier sieht ziemlich fertig aus, ihr Fell ist struppig und die Augen sind ganz rot. Ist ein sicheres Zeichen dafür, dass sie krank oder vergiftet ist. Wie auch immer, jetzt ist sie auf jeden Fall tot. Komm, Hein, wir entsorgen sie mal in irgendeiner Ecke.“

Er drehte sich um und wollte hinübergehen, aber Johanna setzte sich auf und hielt ihn aufgeregt zurück.

„Aber ... aber, ihr könnt sie doch nicht hierlassen?! Sie wird verfaulen und stinken und dann kommen noch mehr von denen!“

„Ja, nun, aber mitnehmen können wir sie wohl auch nicht, dafür ist sie zu schwer und zu tot. Was sollen wir denn sonst mit ihr machen?“

Hein hatte eine Idee: „Wir könnten sie zum Kühlschrank schleifen, da drin isst kalt und dann stinkt sie wenigstens nicht so schnell.“

Johanna war verzweifelt. „Um Gottes willen, ihr könnt sie doch nicht in den *Kühlschrank* stecken! Dann schon lieber in eine Ecke legen.“

Phil und Hein sahen sich vielsagend an und gingen dann zur Ratte hinüber. Dort angekommen zog und zerrte Hein kräftig an dem Pfeil, und nach einer Weile schaffte er es auch, ihn aus dem Fleisch des Tieres herauszuziehen. Ein Strahl Rattenblut spritzte aus der Wunde und Hein sprang schnell zur Seite, um nicht getroffen zu werden. Dann wischte er den Pfeil fein säuberlich am weißen Bettlaken ab und steckte ihn in seinen Köcher zurück. Johanna wimmerte leise und schloss die Augen beim Anblick von so viel rotem Blut.

Maria setzte sich im Schneidersitz neben sie und legte ihr den Arm um die Schultern. „Keine Angst, Johanna! Jetzt müssen wir erst mal ein paar wichtige Sachen klären und uns ein wenig um dich kümmern. Du bist ja ganz dreckig und siehst ausgehungert aus und hast offenbar auch nichts Richtiges mehr zum Anziehen.“

„Aber, ... ich werde immer kleiner und kleiner und bald verschwinde ich ganz! Und ich habe im Puppenbett auf dem Nachttisch geschlafen, weil ... weil auf dem Boden so viele Spinnen rumlaufen und die fressen alle kleinen Tiere dort und bald werde ich auch gefressen und es ist alles so schrecklich!“

Johanna fing zum ersten Mal seit langer Zeit wieder an zu weinen. Sie schluchzte laut und die Tränen liefen ihr die Wangen hinunter und Krämpfe schüttelten ihren mageren Körper.

Maria nahm sie in den Arm und drückte sie an sich und tröstete sie leise. Die Männer sahen kurz herüber, machten dann aber weiter bei der Entsorgung des Rattenkadavers. Zu zweit rollten sie das Tier über die Matratze und stießen es mit Schwung über die Bettkante. Auf dem Teppich vor dem Bett schlug der tote Körper mit einem dumpfen Plumpsen schwer auf. Dann verschwanden sie ebenfalls, vermutlich um die Ratte irgendwo unterzubringen, wo man sie nicht so schnell sehen oder riechen konnte.

Johanna beruhigte sich langsam und Maria gab ihr ein Taschentuch aus grobem Stoff, um die Tränen wegzuwischen. „Also Johanna, jetzt hör mir mal einen Moment zu, dann erkläre ich dir die Lage. Zunächst mal: Du wirst nicht mehr kleiner, das ist vermutlich deine endgültige Größe. Und du wirst auch nicht verschwinden oder von den Spinnen aufgefressen werden.“

„Bist du ganz sicher? Aber ich bin doch so sehr geschrumpft!“, unterbrach Johanna sie ungeduldig und ängstlich.

„Ganz sicher, weil ich und Hein und Phil das genauso durchgemacht haben wie du jetzt. Und diese Größe haben wir schon ziemlich lange. Also entspanne dich erst mal und hör mir zu: Wir alle sind kleine Leute, im Unterschied zu den großen Leuten, von denen wir abstammen. Es gibt nicht sehr viele kleine Leute, aber genug, dass wir uns hier in der Stadt ein eigenes Dorf eingerichtet haben, sehr gut versteckt vor den großen Leuten. Dort leben die meisten von uns, zusammen mit unseren Kindern. Manche sind auch nur zeitweise im Dorf

und streifen die meiste Zeit draußen herum oder leben halt an anderen Orten, die ihnen gefallen.“

„Aber warum sind wir denn kleiner geworden? Ich meine, so was habe ich ja noch nie gehört, dass Leute einfach so kleiner werden, bevor ich dann selbst geschrumpft bin!“

„Nun ja, Phil und Olaf sagen, dass das eine Mutation ist. Olaf wirst du später noch kennenlernen, wir werden bei ihm haltmachen, auf der Rückreise. Eine Mutation, das bedeutet, dass bei unserer Erbsubstanz etwas verdreht ist, und dadurch beginnen wir im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren zu schrumpfen, bis wir etwa so groß sind, wie wir jetzt halt sind. Also so fünfzehn bis achtzehn Zentimeter, je nachdem. Na ja, der alte Frieder ist höchstens noch zwölf Zentimeter groß, aber der ist auch schon wirklich alt. Keiner weiß genau wie alt eigentlich.“

„Aber warum muss das ausgerechnet bei *mir* passieren?“, jammerte Johanna.

Maria zuckte mit den Schultern. „Es passiert halt bei einem von zehntausend oder hunderttausend oder was weiß ich wie vielen Menschen, und dann ist's eben so. Da kann man nichts machen, Heulen nützt da auch nichts. Es war dir sozusagen vorbestimmt.“

„Und was soll ich jetzt tun? Kann ich denn nicht irgendwie wieder groß werden?“ Johanna rutschte noch tiefer in ihre Verzweiflung ab.

„Na, Johanna, das ist aber kein Grund so den Kopf hängenzulassen! Da gibt es noch Schlimmeres auf der Welt, was einem passieren kann. Stell dir mal vor, du erfährst, dass du eine schlimme Krankheit hast und nur noch ein paar Monate zum Leben übrig sind. Das wäre schlimm – uns geht's ja eigentlich ganz gut. Wir wohnen mitten in der Stadt und haben genug zu essen und uns ganz gemütlich eingerichtet. Also, bitteschön, nicht mehr jammern!“

Johanna nahm sich zusammen und trocknete ihre Tränen mit einem Zipfel ihrer Handtuch-Toga, nachdem das Taschentuch schon völlig durchnässt war.

„Vielleicht hast du Recht, zumindest wenn ich wirklich nicht mehr kleiner werde. Aber wie soll's denn jetzt weitergehen?“

„Deswegen sind wir ja da! Wir sind gekommen, um dich mitzunehmen in unser Dorf. Gewissermaßen ein Rettungskommando.“

„Ich soll mit euch kommen? Und meine Wohnung hier und meine Möbel und Bücher? Die kann ich doch nicht einfach so hier zurücklassen!“

„Das wirst du müssen, Johanna! Das ist alles viel zu groß für dich hier und irgendwann wird jemand kommen und die Wohnung aufbrechen, weil du verschwunden bist. Du kannst hier nicht mehr leben und mitnehmen kannst du auch nichts. Es wird ein Neuanfang werden.“

„Das stimmt schon“, meinte Johanna leise. „Und ich habe noch nicht mal mehr was zum Anziehen, weil nichts mehr passt. Ein Puppenbett habe ich noch gefunden, aber keine Kleider mehr. Und total verdreckt bin ich auch.“

Sie zog und zerrte an ihrem Handtuch, um die dünnen Beine zu bedecken. Dann leckte sie am Zeigefinger und rieb über die dicksten Schmutzstreifen auf ihren nackten Armen, aber das verteilte den Dreck nur anders.

Maria stand auf. „Johanna, so wird das sicher nichts! Wir haben dir was zum Anziehen mitgebracht, aber vorher musst du dich waschen. Ich habe seit ein paar Tagen in diesen Klamotten geschlafen, da könnte ich auch gut eine Dusche vertragen. Komm, wir gehen uns zusammen waschen, und dann essen wir was!“

Maria reichte ihr die Hand und zog sie auf die Beine. Johanna schwankte noch etwas, sah aber nicht mehr so verzweifelt aus. Ihr Besuch war schon ziemlich merkwürdig, aber zumindest war sie jetzt nicht mehr alleine.

Sie gingen zusammen zur Bettkante und Johanna versuchte nicht auf den großen schwarzroten Blutfleck zu starren, der mitten auf der Matratze langsam eintrocknete. Wenn die drei nicht rechtzeitig erschienen wären, dann hätte das jetzt ihr Blut sein können, und daneben würde eine struppige Ratte sich zufrieden und satt auf dem Bett räkeln, mit den kleingekauten Überresten von ihr im Magen. Sie musste sich bei dem Gedanken fast übergeben und eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Maria legte ihr einen Arm über die Schulter und drückte sie. Es tat gut, die Wärme eines anderen Menschen zu spüren.

Am Bettpfosten hing immer noch das Seil und Maria nahm es in die Hand und zog zwei feste lederne Fingerhandschuhe aus der Tasche ihres Umhanges. Sie gab Johanna den rechten davon.

„Die ziehst du an und dann lässt du dich an dem Seil runterrutschen und hältst dich mit beiden Händen fest. Ich gehe voran und du schaust genau zu. Niemals ohne Not ohne Handschuhe ans Seil gehen, weil das sonst sehr schnell sehr heiß werden kann, und dann verbrennst du dir die Hände, okay? Wie bist

du denn eigentlich die ganze Zeit sonst aufs Bett und wieder runter gekommen? Du musst doch was getrunken und gegessen haben, oder?“

„Äh, ja, schon. Ich bin immer auf der anderen Seite runtergeklettert, da hängt die Bettdecke auf den Boden und daran habe ich mich hochgezogen. War aber schon ziemlich anstrengend ...“

„Hm, natürlich können wir auch drüben runtersteigen, aber eigentlich solltest du auch üben mit dem Seil zurechtzukommen. Komm, wir probieren das einfach mal, das bringt dich auch auf andere Gedanken. Außerdem ist drüben sicherlich viel Blut von der Ratte. Das willst du dir nicht ansehen, oder?“

„Nein, dann lieber hier mit dem Seil.“

Johanna streifte sich den Handschuh über. Er wirkte alt und dunkel, war aber sehr dick und gleichzeitig offenbar durch vielen Gebrauch sehr weich geworden. Maria zog den linken Handschuh an und nahm das Seil in die Hand. Dann ließ sie sich wie ein Bergsteiger über die Kante hinunter und hing mit einer Hand am Tau. Sie sah Johanna an und lächelte und ließ sich blitzschnell hinuntergleiten.

Unten angekommen zog sie den linken Handschuh aus und warf ihn Johanna nach oben. Die zog ihn an und fühlte sich damit schon wesentlich stärker und weniger verwundbar. Sie griff sich das Seil und seilte sich langsam über die Kante ab. Im Fernsehen hatte sie so was schon gesehen, aber es war schwieriger, als es aussah. Das letzte Stück, bevor sie wirklich hing, war besonders knifflig und sie rutschte mit den Füßen von der Bettkante weg und schlug mit der Hüfte gegen das Holz des Rahmens. Das tat weh, aber sie biss die Zähne zusammen und ließ sich langsam hinuntergleiten. Nach ein paar kurzen Augenblicken war sie unten.

„Oh, so hoch war das ja gar nicht! Sah von oben viel höher aus“, meinte sie erleichtert.

„Ja, das ist noch schlimmer, wenn man so klein ist wie wir. Aber man gewöhnt sich dran. Du hast dich gestoßen, oder? Tut es weh?“

Johanna rieb sich die Hüfte. „Nein, ist schon okay. Nicht so schlimm!“

Maria schaute ihr prüfend ins Gesicht. „So gefälltst du mir schon besser, Johanna! Mach dir keine Sorgen, alles wird gut. Jetzt suchen wir mal die neuen Klamotten für dich und dann gehen wir uns waschen.“

Auf dem Boden in der Nähe lagen drei große schmutzig-graue Rucksäcke aus stabilem Stoff. Maria griff sich den Kleinsten und begann darin herumzuwühlen. Sie förderte nach und nach einen fein säuberlich zusammengerollten grauen Umhang, eine braune Stoffhose, einen grauen Pullover, wollene Unterwäsche und Strümpfe und dünne Lederstiefel für Johanna zutage.

„Es ist vielleicht alles ein bisschen weit, aber wir wussten ja deine Größe nicht genau, und zu weit ist besser als zu eng. Wenn wir im Dorf angekommen sind, dann schauen wir mal, ob wir noch was Schöneres für dich finden. Auf der Reise ist es auf alle Fälle sicherer graue und braune Sachen zu tragen, damit wir unauffälliger sind.“

Johanna nahm die Sachen und war überglücklich. Die Wäsche war grob geschnitten und genäht, aber für sie hätten Kleider aus gesponnenem Gold nicht wertvoller sein können.

„Vielen, vielen Dank, Maria! Man fühlt sich nicht mehr richtig ... menschlich, wenn man nichts zum Anziehen hat.“

„Das ging mir damals genauso. Ist irgendwie entwürdigend, und deswegen haben wir auf solchen Rettungsmissionen immer was zum Anziehen dabei. So, wo ist denn nun das Bad oder die Küche? Wir brauchen ein Waschbecken, am besten mit warmem Wasser und ein bisschen Seife.“

„Na ja, ich habe immer in der Küche in der Spüle Wasser getrunken, weil ich da leichter raufklettern konnte. Da steht ein Stuhl davor, und die Stuhllehne hat so Sprossen, die kann man leicht hochklettern.“

„Also gut, dann die Spüle.“ Maria zauberte aus ihrem Rucksack noch einen Kamm und Kleidung zum Wechseln für sich selbst hervor und dann gingen sie zusammen los. Im Flur der Wohnung kamen ihnen Phil und ein fröhlich pfeifender Hein entgegen.

„So, die Ratten sind wir los! Wir haben sie in eine alte Plastiktüte gesteckt, damit wir hier keine Blutspur nich' hinter uns herzieh'n und die haben wir zugeknotet, damit's nich' stinkt. Dann haben wir die Tüte in den Mülleimer im Abstellraum getan.“

Hein schien zufrieden mit der Lösung und rieb sich die Hände.

Phil sah Johanna mit seinen ernsten dunklen Augen prüfend an. Sie wurde rot unter seinem Blick und musste zu Boden blicken. Dann endlich lächelte er.

„Den Angriff der Ratte hast du ja erstaunlich schnell überwunden, Johanna! Du bist hart im Nehmen, und das ist gut für jeden, der so klein ist wie wir. Wir haben uns schon ein bisschen umgesehen in deiner Wohnung. Wenn du nichts dagegen hast, dann sammeln wir im Schlafzimmer mal ein paar Vorräte aus der Küche zusammen und machen es uns gemütlich. Und ihr wollt euch offenbar waschen gehen?“

Maria antwortete an Johannas Stelle: „Wir gehen in der Küche duschen, Phil. Ihr könnt ja ins Bad gehen, wenn ihr nicht warten wollt, ansonsten packt schon mal die Schlafsäcke aus!“

Johanna fühlte sich verpflichtet, auch mal etwas zu sagen: „Äh, ich glaube, ich habe nicht mehr viel zu Essen im Haus, vielleicht ein paar Haferflocken oder so. Ich habe ja nicht damit gerechnet, dass ich ... dass ich Besuch bekomme.“

„Da mach dir mal keine Sorgen, Mädchen!“, meinte Hein. „Wir finden immer was, und dann ham wir ja auch Proviant dabei. Wär' aber nich' schlecht, mal was anderes zu essen als Trockenfutter. Also dann, bis später!“

Die Frauen gingen weiter in die Küche und kletterten gemeinsam zunächst über den Mülleimer und dann am Stuhl hoch auf die Arbeitsfläche. Johanna zitterte vor Schwäche, doch Maria half ihr an den schwierigen Stellen und zog sie hoch. Als sie oben waren, stöhnte Johanna und ließ sich auf dem Rand des Spülbeckens fallen. Maria sah sich skeptisch um, und begutachtete die fleckigen Gläser und dreckigen Tassen, die hier herumstanden. Es roch abgestanden und eingetrocknete Wasser- und Teeflecken waren überall zu sehen.

„Na ja, so richtig ordentlich ist es hier ja nicht“, meinte sie dann. „Aber wir wollen auch nicht Heinzelmännchen spielen und alles aufräumen, sondern uns nur etwas frisch machen.“

„Also, Maria, das tut mir echt leid, ich war so fertig, weil ich geschrumpft bin, und dann wurde alles auch immer schwieriger. Wenn ich geahnt hätte, dass ihr kommt, dann hätte ich sicher vorher sauber gemacht.“

„Ist schon in Ordnung, Johanna. Weißt du was, ich hätte wirklich Lust, ein Bad zu nehmen. Komm, wir räumen mal die Gläser und Tassen in eine Ecke des Spülbeckens, dann haben wir Platz!“

Sie kletterten in das Becken hinunter und schoben und trugen zusammen die Gläser in die hinterste Ecke. Einige waren halb voll mit trüben Wasserresten,

die leerten sie aus. Dann krabbelte Johanna wieder heraus und drehte nach Anweisung von Maria den Warm- und Kaltwasserhahn auf, bis ein schön warmes Badewasser in das Becken lief. Maria stopfte den großen Gummistöpsel in den Ausguss und kam herausgeklettert. Sie legten ein Küchenhandtuch zurecht und warteten, bis das Becken hüfthoch voll Wasser gelaufen war, und dann ließ Maria einige Tropfen Spülmittel hineinfallen. Sofort verbreitete sich ein starker Parfümduft und eine dünne Schaumschicht bildete sich auf dem Wasser.

„Voilà, das Bad ist gerichtet!“, freute sich Maria und zog ihre dreckigen Sachen aus.

Johanna sah ihr zunächst voller Scham zu, aber als Maria dann fröhlich in die duftenden Fluten sprang, wickelte sie sich auch aus ihrem schäbigen Handtuch und ließ sich in das schaumige Wasser sinken. Es war ein unbeschreiblich wohliges Gefühl, in dem warmen Wasser herumzuplanschen und den Schmutz und die Spinnweben wegzuspülen. Maria wusch ihr schließlich die Haare mit Spülmittel und dann ließen sie das Badewasser heraus und duschten sich mit dem Wasserstrahl noch den Schaum von der Haut. Danach trockneten sie sich mit dem neuen Küchentuch ab und zogen sich wieder an.

Die Kleidung war etwas zu groß für Johanna und die Hose rutschte ein wenig, aber es war so schön wieder richtige Sachen zu tragen, dass sie das kaum bemerkte. Sie krepelte die Ärmel des Pullovers um und kämmte sich mit Marias Kamm vor der spiegelnden Glasur-Oberfläche einer Tasse die Haare. Eine schmal gestauchte Johanna mit extralanger roter Mähne blickte ihr verzerrt aus dem provisorischen Spiegel entgegen.

Maria half ihr, die Haare hinten von Knoten zu befreien und durchzukämmen. „Den Kamm und die Stiefel haben wir in der Innenstadt in so einem schicken Geschäft für Kinderklamotten und Spielzeug besorgt. Man glaubt gar nicht, was es heutzutage an schönen und wertvollen Anzihsachen für Puppen gibt. Und was das alles kostet!“

„Aber die Sachen, die habt ihr doch nicht einfach so im Geschäft eingekauft, oder?“

Maria lachte. „Nee, die haben wir nicht gekauft. Besorgt heißt, dass wir nachts mit einem Seil durchs offene Fenster im Hinterzimmer reingekommen sind, und dann so viele nützliche Sachen wie möglich mitgenommen haben.“

Man könnte auch geklaut sagen, aber das klingt so kriminell. Phil und Hein sind wahre Spezialisten darin, in Geschäfte einzusteigen und Sachen zu holen. Es gibt aber auch noch andere Sucher. Weißt Du, es ist ein bisschen wie bei Robin Hood: wir nehmens von den Reichen und gebens den Armen, wobei das in diesem Fall wir selber sind.“

Johanna schaute Maria mit großen Augen an. „Aber man kann doch auch nicht einfach so die Sachen in Geschäften klauen“, meinte sie dann etwas naiv.

„Na ja, was sollen wir denn sonst machen; reinspazieren und einkaufen? Woher sollen wir denn Geld nehmen, um zu bezahlen? Und wir versuchen auch immer in verschiedene Geschäfte einzusteigen, allerdings eher, damit wir keinen Verdacht wecken.“

Der Ruf von Phileas schallte über den Rand der Spüle.

„Komm!“, meinte Maria. „Die Männer sind schon fertig. Wir sollten jetzt erst mal was essen und dann reden wir weiter.“

Sie kletterten zusammen wieder von der Arbeitsfläche über den Stuhl hinunter und wanderten ins Schlafzimmer zurück. Hein und Phil hatten in der Ecke neben dem Nachtschränkchen tatsächlich ein gemütliches Lager eingerichtet. Die Rucksäcke lehnten an der Holzwand des Schrankes und es lagen vier Schlafsäcke im Kreis ausgebreitet auf dem Boden. *Eigentlich fehlt nur noch ein Lagerfeuer in der Mitte, um das Bild abzurunden*, dachte Johanna.

Hein begrüßte sie freudig: „Da seid ihr ja endlich wieder! Wir ham Hunger, und wir sind auch fündig geworden in deinen Schränken, Johanna.“

Neben dem Lager waren die Vorräte säuberlich aufgeschichtet. Es gab eine große Packung gefüllter Zitronenkekse und daneben lag ein angebrochener Beutel Rosinen und ein alter verschrumpelter Apfel.

Phil grinste breit. „Davon kann eine ganze Kompanie satt werden. Ich konnte Hein nur mit Mühe vom Probieren abhalten. Lasst uns lieber schnell anfangen, bevor er es alleine tut!“

Johanna bestaunte den Lebensmittelberg und inspizierte dann das Haltbarkeitsdatum der Kekse. „Die hatte ich ja ganz vergessen. Das muss alles oben im Schrank gewesen sein. Wie seid ihr denn da rauf gekommen?“

„Mit dem Seil. So was machen wir ja den ganzen Tag, Raufklettern auf Regale, Schränke, Häuser, Bäume und so weiter. Geht nicht anders, wenn man so klein ist. Aber das bringen wir dir auch noch bei.“

Johanna wurde mit Schrecken bewusst, dass die beiden Männer offensichtlich in der Küche gewesen waren, während sie mit Maria unbekümmert gebadet hatte. Und sie hatte nicht mal etwas davon gemerkt, dass die beiden den Schrank hochgeklettert waren! Hoffentlich hatten sie sie nicht gesehen. Johanna bekam wieder einen roten Kopf, aber die anderen achteten im Moment überhaupt nicht auf sie.

Phil zog ein kurzes schlankes Schwert aus der Scheide auf seinem Rücken und schnitt damit die Verpackung der Kekse auf. Sofort umhüllte sie ein intensiver zitroniger Duft. Zusammen zogen sie die Plastikschaale mit den Keksen aus der Tüte und verteilten sie untereinander. Dann setzten sie sich im Schneidersitz auf den Boden und ließen es sich schmecken.

Das erste richtige Essen nach vielen Wochen des Alleinseins war für Johanna ein ganz neues Erlebnis. Das Aroma und der Karamellgeschmack der Kekse waren betörend, während die Zitronenfüllung fast schon etwas künstlich roch. Der Apfel hingegen sah alt und schrumpelig aus, schmeckte aber sehr süß und fruchtig. Alles war viel intensiver und kräftiger als Johanna es in Erinnerung hatte.

Phileas reichte ihr einen Trinkbecher aus Plastik und goss frisches Wasser aus einer Flasche hinein, die irgendwie an eine umgebaute Miniatur-Spülmittelflasche mit Trageriemen erinnerte.

„Wir müssen uns oft mit solchen Sachen behelfen, weil die großen Leute in unserer Größe ja sonst kaum etwas herstellen“, meinte er achselzuckend auf ihren aufmerksamen Blick hin. „Man gewöhnt sich daran. Es ist in letzter Zeit besser geworden, weil alle Sachen kleiner werden. Jetzt gibt es sogar Zahnpastatuben für Einmalgebrauch bei den großen Leuten, die sind genau richtig für uns und reichen einen Monat lang.“

Hein zog aus seinem Rucksack eine kleine knorrige Pfeife aus Wurzelholz und einen Lederbeutel mit Tabak und stopfte sich sorgfältig eine Pfeife. Dann zündete er sie mit einem winzigen Streichholz an und paffte zufrieden kleine stinkende Rauchwölkchen in die Luft.

„Wir ham auf der Straße mal so'n Mobiltelefon gefunden, das hatte so kleine Tasten, das wär' sogar auch für uns gut gewesen“, meinte er dann. „Aber wen soll'n wir schon anrufen, wir kenn' ja niemanden. Ich frag' mich nur, wie die großen Leute das machen, mit ihren großen Fingern auf so kleinen Tasten.“

„Vielleicht werden ja alle Menschen mit der Zeit immer kleiner?“, mutmaßte Maria.

Johanna musste unwillkürlich lachen bei diesem Gedanken. So sah die Welt schon etwas rosiger aus.

Nachdem sie lange zusammengesessen und gegessen hatten und selbst auf Drängen Marias nichts mehr hineinpassen wollte, kehrte bei Johanna die Müdigkeit zurück. Diesmal war es eine wohlige, angenehme Müdigkeit und keine, die aus der Verzweiflung geboren war. Sie kuschelte sich in ihren Schlafsack und hörte den Geschichten der anderen zu, die sich weiter unterhielten.

Sie hatte Tausende von Fragen in ihrem Kopf, aber sie war zu schläfrig, sie jetzt noch zu stellen. Morgen würde ein neuer Tag sein, und danach noch einer und noch einer. Sie hatte wieder eine Zukunft und war nicht mehr allein und mit diesem tröstenden Gedanken schlief sie ein.

3) Frühstück

Die Wintersonne schien hell durch die halbgeöffneten Vorhänge des Schlafzimmers, als Johanna erwachte. Nach dem Winkel der Sonnenstrahlen zu urteilen musste es bereits später Vormittag sein, aber alles war still, und um sie herum lagen säuberlich zusammengefaltet nur die anderen drei Schlafsäcke. Jemand hatte ihr ein Kissen unter den Kopf geschoben und sie bis zu Nase zugedeckt. Sie zog eine Hand unter der Decke hervor und befühlte die Ränder des Kopfkissens. Es war ein zusammengerolltes Stück aus einem flauschigen Handtuch, herausgeschnitten mit einem scharfen Messer – man konnte sehen, wie sauber die Fasern durchtrennt worden waren. Kein Zweifel, ihre Besucher von gestern Nacht und vermutlich auch der Angriff der Ratte waren real gewesen und nicht nur ein merkwürdiger Traum. Aber wo waren sie alle abgeblieben?

Sie schälte sich aus dem Schlafsack und zog ihre neuen Lederstiefel an. Sie waren weich und gingen halbhoch bis über die Knöchel und schmiegten sich eng an den Fuß. Sie stand auf und wippte probeweise auf den Zehenspitzen – die Stiefel passten ziemlich gut, dafür dass sie sie nicht selbst ausgesucht hatte. Hoffentlich waren sie nicht aus Rattenleder gemacht!

Im ganzen Schlafzimmer war niemand zu sehen, und erst als sie auf den Flur der Wohnung hinaustrat hörte sie leise Stimmen und Geräusche. Sie stammten aus der Küche und Johanna schlich auf Zehenspitzen hinüber zur Küchentür um nachzusehen. Als sie vorsichtig die Tür aufschob, wurde sie vom lauten Scheppern eines Topfdeckels und unterdrückten Flüchen begrüßt. Drinnen hatten sich Hein und Maria vor dem großen Küchenschrank versammelt, während Phil im Schrank herumkletterte und -wühlte.

Hein strahlte sie an: „Moin, moin, Johanna! Hast du gut geschlafen? Wir sin’ dabei, alles noch mal zu durchsuchen, ob wir was Brauchbares mitnehmen könn’. Hoffe, du hast nix dagegen?“

„Äh, natürlich nicht! Habt ihr denn schon was gefunden?“

„Nee, is’ alles viel zu groß. Wenn wir’s nich’ weit hätten, dann könnt’ man einiges zum Dorf schleppen, zum Beispiel ein paar von den Messern oder auch was zum Essen, aber das wär’ jetzt viel zu kompliziert. Vielleicht könn’ wir’n paar Gummibänder einpacken, die kann man eigentlich immer brauchen.“

„Das ist typisch Hein!“, meinte Maria zu Johanna. „Er liebt Gummibänder über alles, vor allem, wenn sie richtig bunt sind. Er repariert praktisch alles mit Gummis oder mit Klebeband.“

„Die sin’ verdammt nützlich“, verteidigte sich Hein würdevoll. „Ham mir mal das Leben gerettet, als ich in ’nem Keller gefangen war. Aber das is’ ’ne lange Geschichte, erzähl ich dir vielleicht, wenn wir unterwegs sind.“

Phils Stimme war aus dem Inneren des Schrankes zu hören: „Ich habe noch eine Packung Pfefferminztee und ein Glas Marmelade gefunden, das wäre doch was fürs Frühstück, oder?“ Er kam aus dem Schrank geklettert und trug zwei Teebeutel über der Schulter.

„Herrlich! Da brühen wir uns eine richtig schöne heiße Tasse Tee“, freute sich Maria über die Entdeckung.

Sie füllten zusammen einen Becher voll frischen kalten Wassers in Johannas großen Wasserkocher und schalteten ihn ein. Der Kocher summte erst leise und immer lauter, und schließlich stieß er brodelnd heißen Dampf aus und schaltete sich mit einem lauten Klacken ab. Allerdings war es dann sehr schwierig, das heiße Wasser aus ihm heraus und in die Teetasse zu bekommen. Der Wasserkocher war so heiß, dass sie ihn nicht mehr mit bloßen Händen halten konnten, sondern ein Handtuch drumherum wickeln mussten. Dann kippten sie das dampfende Wasser mit vereinten Kräften in eine flache Schüssel und legten schließlich einen Teebeutel hinein. Ein würziger und belebender Geruch von Minze hüllte sie sofort ein. Nach ein paar Minuten füllten sie ihre Plastikbecher mit dem heißen Getränk und Hein und Phil öffneten zusammen das große Marmeladenglas.

Es war ein süßes Frühstück, Erdbeermarmelade mit Fruchtstückchen und duftender Pfefferminztee und hinterher waren ihre Hände und Arme komplett verklebt. Sie saßen satt und zufrieden um die Schale mit Tee herum und Johanna beobachtete ihre neuen Gefährten: Maria, die entspannt an ihrem heißen Tee nippte; Hein, der neben ihr saß und einen Arm um ihre Taille gelegt hatte und gedankenverloren in die Ferne starrte; und Phileas, groß und durchtrainiert und immer wachsam mit einem Schwert auf dem Rücken, der gerade versuchte seine Hände mit warmem Wasser wieder sauber zu bekommen. Er sah auf, als er ihren Blick spürte, und schaute ihr direkt in die Augen. Sie wurde rot im Gesicht und blickte auf ihre Finger, die den Teebecher

hielten. Sie musste nachdenken: Es gab da etwas, was sie alle Vier verband, über das Kleinsein hinaus. Sie kam nur nicht drauf, was es war. Versunken strich sie mit der linken Hand über die feinen rotblonden Härchen auf ihrem Unterarm.

„Rote Haare!“, meinte sie dann plötzlich. „Natürlich, wir haben ja alle rote Haare!“

Die anderen schauten sie erst verständnislos an, doch dann räusperte sich Phil und ergriff das Wort: „Vermutlich wäre das ein guter Moment, um dir ein bisschen mehr über uns zu erzählen, Johanna. Also: ja, wir haben alle rote Haare. Das ist bei den kleinen Leuten immer so. Es gibt noch ein paar Gemeinsamkeiten, wobei die meisten davon auf unsere Größe zurückzuführen sind. So hören wir viel besser und vor allem viel höhere Töne als große Leute und wir sehen auch besser im Dunkeln. Unsere Nasen und der Geschmacksinn sind viel empfindlicher, vielleicht weil wir nicht so viele Geruchsmoleküle brauchen, um die Nerven zu reizen. Das hast du vermutlich schon bemerkt, alles schmeckt und riecht sehr intensiv.“

„Manchmal ist es kaum zum Aushalten“, unterbrach ihn Maria. „Stell dir nur mal vor, wie ein Hundehaufen aus der Nähe stinkt, wenn man eine so gute Nase hat!“

Phil nahm den Faden seiner Erklärung wieder auf: „Nun, man gewöhnt sich daran, wenn man jeden Tag draußen ist. Die Stadt ist kein Ort für zarte Gemüter, und ganz besonders nicht, wenn man so klein ist wie wir. Da ist es ganz gut, dass wir besser sehen und hören können.“

„Aber warum sind wir denn überhaupt so klein? Ich meine, Maria hat mir gestern schon erzählt, dass das an einer Genmutation liegen soll, aber wieso habe ich davon noch nie was gehört? Das müsste doch im Fernsehen kommen, wenn jemand schrumpft und so klein wird wie wir. So kleine Leute wie uns habe ich ja früher noch nie gesehen!“ Johanna schaute die anderen rundherum mit blitzenden Augen an.

Phil hob beschwichtigend die Hand. „Das mit der Mutation ist eine Vermutung. Tatsache ist, dass wir nicht genau wissen, warum wir kleiner geworden sind. Allerdings ist es eben auch eine Tatsache, dass wir kleiner sind. Es gibt ein paar Dinge, die auf Vererbung hinweisen, zum Beispiel, dass wir alle eine rötliche Haarfarbe haben. Und von uns gehört hast du mit Sicherheit

schon, denn wir haben viele Namen bei den verschiedenen Völkern dieser Welt: Zwerge, Wichte, Kobolde, Klabautermänner, Brownies, Heinzelmännchen, um nur ein paar zu nennen.“

„Aber die gibt's doch nicht wirklich! Ich meine, die gibt's doch nur im Märchen?!“, jammerte Johanna lauthals. „Und wenn doch, dann müsste man die doch schon mal gesehen haben!“

Phil argumentierte unerbittlich weiter: „Das mit den Märchen ist so eine Sache. Im Mittelalter haben die Menschen oft Alltagserfahrungen, die sie nicht erklären konnten, in Märchengeschichten verpackt. So sind zum Beispiel aus den Kräuterfrauen Hexen geworden, wenn sie mal überraschend erfolgreich Krankheiten geheilt haben. Und warum wimmelt es in den Märchengeschichten geradezu von kleinen Gestalten, die fast immer rote Haare haben? Vermutlich, weil die Leute früher gesehen haben, wie einige Rothaarige geschrumpft sind. Das ist die einfachste Erklärung, auch wenn sie heute keiner glauben würde. Es gibt in den Märchen zum Beispiel fast überhaupt keine übergroßen Gestalten, wie Riesen oder so. Kommt extrem selten vor. Wenn es nur mit Fantasie zu tun hätte, dann gäbe es doch genauso viele übergroße wie kleine Wesen in den Geschichten, oder?“

„Un' das mit dem Gesehen-Werden is' auch klar“, fügte Hein hinzu. „Ich hab' mal gehört, dass in jeder Großstadt auf ein' menschlichen Bewohner zwei Ratten kommen, die auch in der Stadt wohnen. Aber wie viele Ratten hast du denn schon gesehen, hier inner Stadt? Mal abgesehen von der gestern Nacht.“

„Äh, ... weiß nicht genau. Eine vielleicht, am Kanal! Ist aber schon lange her.“

„Das war sicher 'ne Wasserratte, die zählen noch nich' mal, weil das keine echten Ratten sind. Kein großer Mensch sieht die normalen Ratten, weil sie nur nachts unterwegs sind, genau wie wir auch. Wenn du nachts aber sehr leise herumschleichst, am besten zwischen zwei Uhr und vier Uhr morgens, und aufmerksam in die dunklen Ecken schaust, hinter die Mülltonnen un' so, dann wirst du sie sehen, viele Ratten!“

Johanna hatte ihren inneren Widerstand aufgegeben und hielt mit gesenktem Kopf ihren Teebecher umklammert. „Aber woher habt ihr denn jetzt eigentlich gewusst, dass gerade ich kleiner werde, und wann ihr kommen müsst, um mich abzuholen?“

Maria lächelte sie an. „Das ist relativ einfach zu erklären. Du warst bei Professor Keller in der Innenstadt in Behandlung. Das waren wir alle, immerhin ist er ein bekannter Spezialist für Wachstumsstörungen, genau wie sein Vater vor ihm.“

„Das stimmt. Aber er hat mir auch nicht geholfen, er hat mich einfach nach Hause geschickt, nachdem er mich untersucht hat. Das war ziemlich hart für mich!“

„Ja, aber er hat eine Krankenakte über dich angelegt, mit Adresse und genauer Beschreibung der Symptome. Und wir schleichen uns regelmäßig in seine Praxis und schauen, ob es neue Akten gibt. Du musst wissen, dass er die besonderen Fälle in einen eigenen Aktenschrank legt.“ Maria wurde nachdenklich und sah Hein und Phil an. „Ein paar von uns glauben, dass er das absichtlich macht, um uns die Informationen zuzuspielen. Damit wir die Neuen rausholen.“

Phil schüttelte den Kopf. „Nein, das glaube ich nicht. Dann könnte er uns doch einfach die Namen und Adressen auf einen Zettel schreiben. Warum müssen wir dann immer bei ihm einbrechen? Okay, zugegeben, schwer ist es nicht, bei ihm einzusteigen.“

„Der alte Frieder hat immer erzählt, das er noch beim Doktor sein Vater im Labor geschrumpft ist“, meinte Hein. „Warum sollte er sich so was ausdenken, das ergibt doch kein’ Sinn nich’?!“

„Ja, aber denk nur mal an seine Geschichten von den Schlangen mit zwei Köpfen, die in der Kanalisation hausen sollen. Ich denke, er ist manchmal schon ein bisschen durcheinander, der Frieder. Vielleicht hat er da einfach was verwechselt. Er meinte wahrscheinlich, dass er während des Kleinerwerdens mal beim alten Doktor war, dem Vater vom jetzigen Professor Keller.“

Hein war nicht überzeugt, das konnte man sehen, aber er wollte offenbar die Diskussion nicht weiterführen.

Johanna mischte sich wieder ein: „Eine Sache würde ich gerne noch verstehen. Warum versteckt ihr euch denn eigentlich vor den großen Leuten? Wenn das Kleinerwerden so normal ist, wie ihr sagt, dann könnten wir doch einfach alle zu dem Professor gehen und uns vorstellen!“

Phils Blick verhärtete sich. „Das ist mit Sicherheit keine gute Idee. Was ist, wenn er uns in einen Käfig sperrt und Experimente an uns macht? Das wäre

viel zu gefährlich! Und man würde aus den Gefangenen rauskitzeln, wo sich das Dorf befindet und dann alle anderen einsperren. Wir würden in Zoos gehalten werden, oder wie die Laborratten in Forschungseinrichtungen. Sie würden sagen: »Ja, das ist schon schlimm, dass wir sie so halten wie Tiere und sie auseinanderschneiden und in ihren Innereien nach Gründen für das Schrumpfen suchen, aber wir machen das ja nur, um *richtigen* Menschen das Leiden zu ersparen und um Krankheiten zu heilen.« Also, schönen Dank, aber das ist für uns alle ein zu großes Risiko!“ Phil schnaufte und wedelte beim Sprechen aufgeregt mit den Armen.

Maria legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. „Wir haben solche Diskussionen öfter, Johanna. Es gibt schon manche, die dafür sind mit den großen Leuten Kontakt aufzunehmen, aber es steht zu viel auf dem Spiel. Wenn wir mal im Dorf angekommen sind, dann wirst du sehen, dass es da auch ganz lustig ist und dass wir ganz gut leben in der Stadt. Es gibt viele von uns, die ihr neues Leben sehr lieb gewonnen haben und diese Freiheit nicht mehr hergeben wollen. Nicht mehr arbeiten gehen, kein Geld verdienen müssen, kein Chef, der einem sagt, was man tun soll. Natürlich ist es oftmals auch gefährlich, aber dadurch, dass wir alle zusammenhalten, können wir die Gefahren einigermaßen im Griff behalten.“

Johanna schaute ihre neuen Freunde der Reihe nach an. Sie sahen zufrieden aus, auf ihre Weise. „Ja, das glaube ich euch schon“, meinte sie dann leise. „Wann gehen wir denn los? Ich möchte euer Dorf wirklich gern kennenlernen. Im Moment kann ich es mir noch nicht richtig vorstellen, aber es ist bestimmt schön dort.“

Phil hatte sich beruhigt und wurde wieder sachlich. „Ich denke, wir nutzen den Tag heute, um unsere dreckigen Klamotten zu waschen, die Schlafsäcke auszulüften und so weiter, und heute Nacht gehen wir gleich wieder los. Was meint ihr?“

Hein nickte nur zustimmend und Maria meinte: „Ich möchte auch so schnell wie möglich wieder nach Hause. Gabi ist hochschwanger und ich muss daheim sein, wenn das Kind kommt.“ Zu Johanna gewandt fügte sie hinzu: „Ich bin so was wie die Krankenschwester und der Arzt im Dorf. Deshalb habe ich keine Ruhe, wenn ich nicht zuhause bin. Wir können uns auf der Reise ja noch weiter unterhalten.“

Sie packten zusammen die Rucksäcke komplett aus und Phil und Hein gingen los, um ihre Wäsche unter dem Wasserhahn in der Küche zu waschen. Maria kümmerte sich zuerst um Johanna und schnitt ihr mit dem kleineren Schwert von Phil die Haare kürzer.

„Also, du hast wirklich schöne leuchtend rote Haare, Johanna“, meinte sie dann. „Die musst du auf alle Fälle unter der Kapuze verstecken, wenn wir draußen unterwegs sind, sonst machst du alle Welt auf uns aufmerksam!“

„Das war total komisch mit den Haaren, Maria! Als ich anfing kleiner zu werden, da sind mir schon ziemlich am Anfang alle Haare ausgefallen. Später habe ich dann auch die Zähne verloren, einfach so! Ich dachte, ich hätte mich im Institut irgendwo radioaktiv verstrahlt, aber die Ärzte haben mich immer nach Hause geschickt, weil sie nichts finden konnten. Und ich hatte ja keine Schmerzen, deshalb haben sie mich nicht wirklich ernst genommen.“

„Ja, das war bei uns allen so ähnlich. Ich denke, die Haare und die Zähne können nicht kleiner werden, weil sie schon aus abgestorbenen Zellen bestehen. Genauso die Fingernägel. Deshalb müssen sie ausfallen, und wenn man dann klein ist, wachsen neue. Was hast du denn an einem Institut gemacht?“

„Ich habe Physik studiert und an dem Institut wollte ich eigentlich meinen Doktor machen. Aber das hat ja leider nicht mehr geklappt. In eurem Dorf kann man mit einem Dokortitel sowieso nicht viel anfangen, schätze ich“, meinte Johanna traurig.

„Das stimmt schon, aber alles, was man gelernt hat, kann eines Tages nützlich sein. Eine Physikerin haben wir noch nicht im Dorf, soweit ich weiß. Kennst dich da auch mit Elektrizität aus und solchen Sachen?“

„Klar, das gehört auch dazu. Physik ist ziemlich breit, das handelt von einfacher Mechanik über Elektrizität und Optik bis hin zur Theorie der Atome und des ganzen Weltalls. Jemand hat mal zu mir gesagt: Ein Physiker kann alles erklären, aber nix reparieren, aber das stimmt nicht. Ich habe immer alles selber repariert, vom Toaster bis zum Fernseher.“

„Das hört sich interessant an, auch wenn ich dafür wahrscheinlich zu dumm bin“, meinte Maria. „Ich wollte immer Menschen helfen, deshalb bin ich Krankenschwester geworden. Eigentlich wäre ich ja am liebsten Ärztin, aber

dafür braucht man das Abitur, und das hatte ich nach der Schule nicht. Jetzt fehlt mir oft das Fachwissen eines Arztes, aber wenigstens hat mir Olaf eine Kopie eines medizinischen Fachbuches besorgt. Trotzdem kann ich manchmal nicht helfen.“

Maria wirkte traurig und Johanna beeilte sich, von dem Thema abzulenken: „Das Messer von Phil da, das muss ja verdammt scharf sein, dass man damit sogar die Haare schneiden kann. Wie ein Rasiermesser.“

„Es ist ein japanisches Küchenmesser, also eigentlich nur ein Teil davon. Wir haben so eine kleine Bohrmaschine im Dorf, die kann auch Metalle durchschneiden, mit einer Trennscheibe. Damit haben wir das Küchenmesser in kleine Teile zersägt und dann wieder angeschliffen und die Klingen poliert. Das war verdammt viel Arbeit und das ganze Dorf hat mitgeholfen. Wir mussten das tun, weil wir bessere Waffen brauchten. Es sind ein paar Leute bei Streifzügen von Tieren angegriffen worden. Schau mal, die Klinge hier besteht aus vielen Lagen hartem und weichem Stahl, das kann man an den feinen Linien sehen, deshalb bleibt sie sehr lange scharf und bricht trotzdem fast nie. Sind sehr schöne Schwerter, aber zum Glück habe ich meines bisher nur sehr selten gebraucht. Phil und Hein benutzen sie öfter, weil sie ständig draußen unterwegs sind. So, deine Haare sehen jetzt deutlich ordentlicher aus!“

„Und was machen sie dann draußen, als Sucher?“

„Na, das was der Name sagt: Sie suchen Sachen für das Dorf. Von Lebensmitteln über Werkzeuge bis hin zu Seife und allem anderen, was wir brauchen. Das ist manchmal ziemlich gefährlich, und ich mache mir oft Sorgen um Hein, aber er liebt das. Am besten lässt du es dir mal von ihm oder Phil erzählen, sie kennen jede Menge Geschichten. Wo sind sie eigentlich so lange, soviel Wäsche hatten sie doch gar nicht? Komm, wir gehen mal nach ihnen suchen!“

Sie wanderten hinüber in die Küche und fanden Hein und Phil oben auf der Spüle neben einem kleinen Haufen trockener Wäsche sitzen und jeder eine Pfeife rauchen. Sie grinsten, als die Frauen sie entdeckten.

„Wir ham noch gar nich' angefangen!“, rief Hein. „Wir wollten uns nur kurz über den Weg heute Abend unterhalten. Ich glaub', wir brauchen noch ein bisschen, mein Schatz!“

Maria hielt sich demonstrativ die Nase zu. „Hein, dieses scheußlich stinkende Kraut wird dich eines Tages noch umbringen. Und Phil, du solltest dich von ihm nicht immer zum Rauchen überreden lassen, das ist total ungesund! In dem Tabak aus diesen Zigarettenstummeln ist immer besonders viel Nikotin drin.“

„Na ja, Maria, soviel Überredung war da gar nicht nötig. Ist einfach irgendwie gemütlich, mit Hein zusammen zu rauchen. Seid ihr denn fertig mit Haareschneiden? Sieht gut aus, Johanna! Maria kann schon was.“

Maria nahm Johannas Hand und sie drehten sich wieder um und stiegen hinunter. „Wir üben dann mal ein wenig mit dem Seil“, meinte sie dann. „Das brauchen wir sicher in den nächsten Tagen öfter, es ist auch der einzige Weg hier raus. Das wirst du lernen müssen!“

Johanna schwieg. Sie hatte schon wieder einen roten Kopf bekommen und war froh, dass sie von Phil weggingen.

Im Schlafzimmer nahm Maria aus einem Rucksack eine Rolle Seil und ein zusätzliches Paar Handschuhe und dann gingen sie zum Bettpfosten hinüber. Hier zeigte sie Johanna zuerst, wie man ein Lasso knüpft, und warf dann die Schlinge wie gestern Abend über den Bettpfosten. Dann kletterte sie leichtfüßig am Seil hinauf und wieder herunter.

„So, jetzt bist du dran, Johanna! Hier sind Handschuhe, die sind für dich. Du solltest sie immer dabei haben, weil sie verdammt nützlich sind. Speziell, wenn man mit dem Seil klettern will.“

„Oh wirklich? Die darf ich behalten? Das ist aber lieb von dir, Maria!“

„Das ist sozusagen die Grundausstattung. Ohne die kommt man nicht weit. Also, versuch es mal!“

Johanna zog die Handschuhe über und versuchte dann, am Seil hinaufzuklettern. Es war schwierig, obwohl es doch bei Maria so leicht ausgesehen hatte. Sie kletterte mühsam ein paar Griffe nach oben und rutschte dann wieder am Seil herunter.

„Ehrlich gesagt habe ich das schon in der Schule beim Turnen nicht gekonnt ...“, meinte sie enttäuscht.

„Du kannst das Seil um ein Bein und um einen Arm herumwickeln und dich dann mit den Füßen vom Seil abstoßen, dann kannst du immer nachgreifen und dich hochziehen, ohne abzurutschen.“

Johanna umfasste das Seil wie empfohlen, doch trotzdem war es ein beschwerlicher Weg nach oben. Sie schnaufte und ächzte, aber nach ein paar Minuten hing sie in Betthöhe am Tau.

„Und was mache ich jetzt, um aufs Bett zu kommen?“, rief sie leicht panisch zu Maria hinunter.

„Du musst ein wenig hin- und herschaukeln, dann kommst du mit den Füßen dran und kannst dich rüberziehen“, empfahl Maria von unten.

Johanna holte Schwung und wäre dabei fast abgestürzt, doch nach einer Weile kam sie mit den Zehenspitzen an die Matratze und konnte sich festhalten. Schließlich stand sie erschöpft, aber stolz oben auf dem Bett.

„Ja, sehr gut, Johanna! Jetzt komm wieder runter und dann suchen wir uns was Höheres.“

Sie übten den Nachmittag über an verschiedenen Hindernissen das Lassowerfen, Hochklettern und wieder runterrutschen. Johanna taten bald die Arme weh und sie konnte sie kaum noch heben, aber das Klettern klappte schon deutlich besser. Hein und Phil sahen zu, nachdem sie ihre Wäsche gewaschen und auf die Heizung zum Trocknen gelegt hatten und Hein übernahm das Training, als Maria ihrerseits zum Waschen ging. Er war ein noch besserer Lehrer als Maria, weil er alle Übungen langsam vorturnte und ihr wirklich gute Tipps für die schwierigen Stellen gab. Johanna war froh, dass Phil nicht dabei blieb. Er schaute immer so ernst und dann fühlte sie sich ungeschickt und nervös, wenn er in der Nähe war. Hein dagegen war immer fröhlich und einfach, obwohl sehr viel Lebenserfahrung in ihm stecken schien.

Sie ruhten sich zwischen zwei Übungen aus und saßen auf dem Boden vor dem Bücherregal, als Johanna wieder neugierig wurde. „Sag mal, Hein, warst du auch so alt wie ich jetzt, als du kleiner geworden bist?“

Seine Augen funkelten, als er ihr antwortete: „Ja sicher, das is’ ja bei uns allen so. Damals war ich noch’n gutaussehender Bursche, nich’ so’n alter Sack wie heute! Als ich jung war, hab’ ich auf’m Krabbenkutter geschuftet, gab nich’ so viel andere Arbeit damals bei uns anner Küste. Und dann Anfang zwanzig, da bin ich einfach mal in die große Stadt gefahren und hab mich bei ’ner Werft im Hafen vorgestellt. Die ham mich genommen und so bin ich hierhergekommen. Als dann das Schrumpfen losging, da war ich auch beim Doktor Keller, so wie

du. Nur war der auch noch jung damals, hatte gerade sein Studium abgeschlossen und die Praxis von sei'm Vater übernommen. Hat mir gesagt, ich soll zuhause bleiben und abwarten. Später ham sie mich dann geholt.“

„Und bist du dann gleich ein Sucher geworden, oder wie ihr das nennt?“

„Na ja, auf alle Fälle hat's nich' sehr lange gedauert. Es is' ja so: Wir sind insgesamt nich' sehr viele, also müssen einfach alle mit anpacken. Natürlich is' jeder ein bisschen verschieden, also gibt's da welche, die sind ziemlich ängstlich, die trauen sind nich' in Geschäfte einzubrechen. Aber dafür könn' sie vielleicht ganz gut kochen oder Klamotten nähen oder Geschichten erzähl'n. Also macht irgendwann eben jeder das, was er am besten kann. Und manchmal, wenn's was Großes gibt, dann arbeiten alle zusammen. Das funktioniert aber nur so gut, weil wir eben nich' so viele sind.“

„Das hört sich an, wie in einem mittelalterlichen Dorf, wo jeder jeden kennt und alle zusammenhalten. Und macht das Spaß, so ein Sucher zu sein?“

Hein kratzte sich am Kopf. „Spaß is' nich' ganz der richtige Ausdruck. Manchmal is' es schon sehr aufregend und lustig und auch gefährlich. Man erlebt 'ne Menge und kommt viel rum. Immer nur drin zu sitzen und zu warten, bis andere einem was zu essen geben, das wär' nich' meine Sache. Ich ärgere mich aber auch, wenn welche komm', die sich immer zurückhalten wenn's mal gefährlich wird, und uns 'ne ganze Einkaufsliste geben die wir dann holen soll'n. Und am Ende bedanken sie sich vielleicht noch nich' mal. Warum fragst du, willst du auch ein Sucher werden?“

Johanna schaute sorgenvoll zum Seil hinüber, das unschuldig hinter ihnen an der Regalwand herunterhing. „Aber ich kann ja noch nicht mal richtig klettern! Bei euch sieht das so einfach aus, und ich bin so langsam. Wie kann ich denn dann mitkommen?“

Hein winkte ab. „Da mach dir mal keine Sorgen, Mädchen! Das lernst du ganz schnell. Wenn wir erst mal am Dorf angekommen sind, dann kannst du das schon ziemlich gut, glaub' mir. Ich war damals auch nich' gleich perfekt. Und wenn du dann besser bist, dann nehmen wir dich mit auf Tour, wenn du willst.“ Er stand auf und zog sie auf die Beine. „Also, dann üben wir mal weiter, was?“

Sie kletterten bis zum Einbruch der Abenddämmerung, und als es im Zimmer wieder dunkel wurde setzten sie sich für ein gemeinsames Abendessen zusammen. Hein versuchte auf Vorrat zu essen, und auch die anderen langten kräftig zu, nur Johanna knabberte lustlos auf einem der inzwischen trockenen Zitronenkekse herum.

Maria sah sie aufmerksam an. „Was ist los, Johanna? Es wäre besser, wenn du auch noch ein bisschen mehr isst, denn wir können nicht so viel mitnehmen und in den nächsten Tagen müssen wir mit unseren Vorräten haushalten. Hast du keinen Appetit?“

„Also, ehrlich gesagt nein. Vielleicht ... vielleicht, weil wir heute Nacht losgehen und ich meine Wohnung verlassen muss. Ich wohne schon mein ganzes Studium hier drin, und hier sind alle meine Sachen. Und die muss ich auch alle zurücklassen. Irgendwie habe ich ja gar nichts mehr. Ich fühle mich ein bisschen verloren und vielleicht habe ich auch Angst vor der Welt da draußen ...“

Maria legte ihr wieder den Arm über die Schulter und drückte sie. „Wir sind ja bei dir und bringen dich sicher zum Dorf. Und die Leute dort sind auch alle nett, na ja, zumindest die meisten. Wenn man mal von den politischen Flügelkämpfen absieht ... Du wirst dort schnell neue Freunde finden, und uns kennst du ja wenigstens schon mal.“

„Ist es eigentlich kalt da draußen, es ist ja schließlich Winter?“

Maria überlegte, bevor sie antwortete: „Manchmal ist es schon ziemlich kalt, und ich freue mich auch schon wieder auf unser gemütliches warmes Dörfchen. Aber man kann es eigentlich ganz gut aushalten, es liegt ja im Moment noch kein Schnee draußen. Regen und Schnee sind schon eher unangenehm, als nur Kälte.“

Phil hatte bisher nur zugehört, aber jetzt mischte er sich in das Gespräch ein: „Wir sind meistens auch in Bodennähe unterwegs. Da ist der Wind normalerweise sehr viel schwächer als in ein oder zwei Meter Höhe über dem Boden, wie bei den großen Leuten. Das macht es viel einfacher für uns ...“

„Laminare Grenzschicht“, murmelte Johanna vor sich hin.

„... und außerdem haben wir ja unsere regendichten Umhänge und dicke Pullover, das macht es schon erträglicher. Was hast du gesagt?“

„Ach nichts, so nennt man nur das Phänomen, dass nahe am Boden die Strömungsgeschwindigkeit einer Flüssigkeit oder eines Gases kleiner ist. Laminare Grenzschicht. Benutzt man auch im Flugzeug- und Schiffsbau.“

Phil wirkte ein wenig aus dem Konzept gebracht. „Äh, ja, ... wie auch immer, jedenfalls sind wir ja nur ein paar Tage unterwegs. Aber jetzt sollten wir uns noch ein bisschen ausruhen, und in ein paar Stunden gehen wir dann los.“

Sie legten sich in ihre Schlafsäcke, und Johanna versuchte einzuschlafen. Sie hörte bald Hein leise schnarchen und Maria tief atmen. Von Phil hörte man nichts, vielleicht war er auch wach. Sie drehte sich von rechts nach links und wieder zurück, und lange Zeit lag sie auf dem Rücken und beobachtete die wandernden Schatten im Zimmer, bis sie schließlich eindöste und in einen kurzen unruhigen Schlummer fiel.

4) Aufbruch

Sie verließen die Wohnung ein paar Stunden nach Einbruch der Dunkelheit. Phil hatte Johanna vorher nochmals zur Seite genommen und auf die Reise vorbereitet: „Wir werden nur nachts unterwegs sein, das ist sicherer. Dann gibt es zwar Katzen und Ratten draußen, aber es sind kaum große Leute unterwegs und fast keine Hunde. Katzen und Hunde können wir zu viert mit ein bisschen Glück hoffentlich noch vertreiben, aber vor den großen Leuten können wir uns nur verstecken. Wir wandern von Mitternacht bis zur Morgendämmerung und dann suchen wir uns ein Versteck für den Tag.“

„Wo müssen wir denn nun eigentlich genau hin?“, fragte Johanna.

Phileas Blick wurde hart und verschlossen, als er antwortete. „In die Innenstadt auf jeden Fall. Du wirst es sehen, wenn wir ankommen.“

Maria mischte sich ein: „Willst du es ihr nicht sagen, wo das Dorf genau ist?“

„Nein, lieber nicht.“ Er wandte sich zu Johanna um. „Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme, Johanna. Wenn uns jemand schnappen sollte, dann kannst du zumindest nichts ausplaudern.“

Johanna machte große Augen. „Aber wer sollte uns denn schnappen?“, fragte sie dann leise.

Phil wirkte ernst, als er antwortete: „Das weiß man vorher nicht. Es ist so: Manchmal verschwinden Leute aus dem Dorf einfach. Freunde, Bekannte, Familienmitglieder von uns. Meistens natürlich Sucher, aber auch andere, wenn sie nach draußen gehen. Vermutlich sind sie draußen verunglückt, von einer Katze umgebracht oder von einem Auto überfahren worden. Aber ganz genau wissen wir das natürlich nicht, sie könnten auch gefangen worden sein. Das Leben draußen ist jedenfalls sehr gefährlich für uns.“

„Phil, du machst ihr Angst! Es ist ja richtig, was du sagst, aber trotzdem sollte man nicht so drüber reden, als wenn es jeden Tag passieren würde.“

„Man muss einfach sehr aufpassen und nicht leichtsinnig werden, das ist die halbe Miete! Dann kann einem eigentlich nicht mehr so viel passieren, deshalb erkläre ich es ihr, Maria.“

Hein hatte sich bisher still wieder sein Pfeifchen gestopft, aber jetzt mischte er sich ein: „Es is' auch so, dass jeden Tag auf der Welt Tausende von großen

Leuten sterben, trotzdem denkt keiner morgens drüber nach, dass er mit sei'm Auto auf'm Weg zur Arbeit verunglücken könnte. Also lasst uns vorsichtig sein, aber wir woll'n auch den Spaß am Leben nich' verlier'n!“

Er langte in seinen Rucksack und zog die kleine Packung Streichhölzer und ein zusammengefaltetes Papierbündel heraus. Das Bündel gab er Johanna und dann zündete er sich mit den Streichhölzern seine Pfeife an. Er paffte zufrieden ein paar kleine graue Rauchwölkchen, während Johanna anfang, das Papier auseinanderzufalten. Maria setzte sich zu ihr und schaute ihr über die Schulter. Es war eine grobkörnige Fotokopie eines Stadtplans, offenbar auf so etwas wie ein altes Tischtuch gedruckt.

„Is' aus wasserfestem Papier, die Karte.“ Hein deutete mit dem Mundstück seiner Pfeife darauf. „Is'n bisschen schwerer als normales Papier, kann aber ohne Schaden auch mal nass werden. Und nass wird man da draußen auf jeden Fall, besonders jetzt im Winter!“

Maria mischte sich ein: „Willst du ihr denn jetzt den Weg zum Dorf zeigen, oder was?“

„Nee, Phil hat schon recht, aber wir sollten 'nen Treffpunkt vereinbaren, falls wir da draußen getrennt werden“, sagte er. „Außerdem sollten wir mindestens die Strecke bis in die Innenstadt durchgehen, damit alle sie kenn'.“

Phil setzte sich ebenfalls zu ihnen. „Das ist eine gute Idee, Hein! Also, wir sind im Moment hier in den Vororten.“ Er zeigte auf eine Stelle, wo man mit Mühe den Namen der Straße vor dem Haus entziffern konnte. „Wenn wir aus dem Haus raus sind, dann gehen wir erst mal direkt in westlicher Richtung. Wir benutzen die kleinen Straßen hier und hier.“ Er deutete mit dem Finger auf die Stellen auf der Karte und sah Maria und Hein an. „Die sind wir auch auf dem Hinweg gekommen, da stehen Bäume und kleine Büsche, geben uns im Zweifel gute Deckung. Dann gehen wir aber hier über die große Straße und diesmal auf der anderen Seite durch den Stadtpark. Ist vielleicht besser als der Weg, auf dem wir hierhergekommen sind. Da gab's ja praktisch nichts zu verstecken. In der Mitte vom Park ist dann die Bibliothek, da wohnen Freunde von uns. Dort können wir ein paar Tage haltmachen und Vorräte auftanken.“ Er sah Johanna an. „Dort wird es dir gefallen, einer ist ein richtiger Bücherwurm und der andere ist ein begeisterter Koch.“

Johanna dachte an ihr früheres Leben als großer Mensch zurück. „Früher bin ich oft in die Innenstadt gegangen, und dann habe ich stundenlang in den Büchergeschäften rumgeschmökert. Können wir denn nicht einfach die U-Bahn oder die S-Bahn in die Innenstadt nehmen? Dann sind es doch nur zwanzig Minuten und wir sind da!“

Phil zögerte. „Das mit der Bahn ist sehr gefährlich. Es gibt eigentlich nur einen bei uns, der sich das traut, und das ist Erol Akbas. Kommt ursprünglich aus Osteuropa, glaube ich. Der ist auch ziemlich verrückt, macht ständig so gefährliche Sachen. Eigentlich ein Wunder, dass er noch lebt!“

„Ich habe ihn aber auch schon ein paar Mal wieder zusammengeflickt“, erinnerte sich Maria. „Als er zum Beispiel vom Dach gesprungen ist, um vor dem dicken grauen Kater beim großen Supermarkt zu fliehen ...“

„Jedenfalls gibt’s außen an den Straßenbahnwagen praktisch nichts zum Festhalten, und unten in den Gleisen ist die Stromschiene, wenn man die berührt, dann wird man in Sekundenbruchteilen eingeäschert! Da nehmen wir doch besser die Strapazen der kleinen Reise auf uns, denke ich.“ Phil nahm den Faden seiner Wegbeschreibung wieder auf: „Also, nach der Bibliothek gehen wir durch den Stadtpark weiter und dann über den Fluss bis zur Bahnlinie. Der folgen wir dann bis in die Innenstadt. An der Bahnlinie sind immer alte leere Häuser und Schuppen und es stehen viele Büsche rum. Da finden wir viele Verstecke. Wenn wir dann in der Innenstadt sind, ist es nicht mehr weit. Das ist unser Revier und da kennen wir uns perfekt aus. Alles klar?“

„Ja, lasst uns losstiefeln“, meinte Hein.

Sie sammelten ihre Habseligkeiten zusammen und verpackten sie wieder in die Rucksäcke. Auch für Johanna hatten die drei einen Rucksack mitgebracht, und da hinein steckte sie ordentlich ihren Schlafsack, die Karte von Hein und eine große Portion Rosinen als Proviant. Ihrer war wohl der leichteste von allen, aber trotz ihrer Proteste gaben die Anderen ihr nicht mehr zu tragen. Schließlich standen sie reisefertig mit den Rucksäcken in der Hand vor dem Bett. Hein, Maria und Phil hatten die Schwerter auf dem Boden bereitgelegt und Hein noch zusätzlich den Bogen und die Pfeile. Bei diesem Anblick dachte Johanna zurück an die tote Ratte, die oben auf der Matratze gelegen hatte.

„Was machen wir denn, wenn wir draußen noch so einer Ratte begegnen oder einer Katze oder was immer da noch so rumläuft?“, fragte sie.

Maria nahm ihr Schwert und prüfte die Schärfe der Klinge. „Eine Ratte ist für drei bewaffnete Sucher kein Problem. Bei einer Katze könnte es schon schwieriger werden. Das hängt aber auch von ihrer Laune ab.“

Phil schnallte sich den dünnen Ledergürtel mit dem langen scharfen Messer ab und reichte ihn Johanna. „Es ist vielleicht besser, wenn du auch eine Waffe hast, Johanna. Du kannst dir den Riemen wie einen Gürtel umschnallen, aber besser ist es, wenn du das Messer auf dem Rücken trägst. Dann kannst du schneller rennen und besser klettern.“

Gehorsam streifte sie sich den Gürtel über die Schulter und den Kopf, während Maria ihr dabei half. Probeweise griff sie über ihre linke Schulter und zog das Messer heraus. Es war so lang wie ihr Unterarm, fast schon ein kurzes schlankes Schwert, und fühlte sich beruhigend kalt und glatt an. Es glänzte und blinkte metallisch in ihrer Hand und die feinen hellen und dunklen Linien auf der Klinge zogen ihre Blicke wie magisch auf sich.

„Woll’n mal hoffen, dass du’s nich’ brauchen wirst“, meinte Hein.

„Auf alle Fälle: sei vorsichtig damit!“, ermahnte sie Phileas. „Stich niemandem ein Auge aus und vor allem: pass auf, wenn du es in die Scheide zurücksteckst!“

Johanna machte ein paar prüfende Schwünge mit dem Messer. Die Luft zischte leise an der scharfen Klinge vorbei. „Fast wie in einem alten Piratenfilm“, meinte sie munter. Dann schob sie es hinter ihrem Rücken vorsichtig wieder in die Lederhülle.

„Ja, aber das hier ist das wirkliche Leben. Und davon haben wir jeder nur eines.“ Phil blickte Johanna ernst an. „Okay, jetzt noch ein paar wichtige Regeln. Erstens: Wir bleiben alle immer dicht zusammen. Wenn wir rennen, dann rennen wir zusammen. Zweitens: Wir bleiben immer in Deckung bis wir sicher sind, dass keine Gefahr droht, dann erst bewegen wir uns. Drittens: Wir sind ruhig und reden nur leise. Da draußen gibt es viele Dinge mit Zähnen und Krallen, und meistens haben diese Dinge auch noch große Augen und Ohren, um keinen vorbeilaufenden Imbiss zu übersehen. Viertens: Wir gehen bei Nacht, bei Tag verstecken wir uns.“

„Haste schon gesagt“, unterbrach ihn Hein.

„Ja, stimmt. War noch was?“ Phil kratzte sich am Kopf, dann grinste er. „Na, ist ja auch egal, vielleicht fällt mir später noch was ein. Also, sollen wir los? Je

eher wir starten, desto eher sind wir wieder zuhause. Alle Mann bereit? Ähem, und die Frauen auch?“

Johanna erinnerte sich an einen untergegangenen Punkt vom Anfang der Unterhaltung. „Wir wollten doch noch einen Treffpunkt ausmachen!“

Phil schaute sie anerkennend an. „Gut aufgepasst, Johanna! Also, ich schlage als Treffpunkt das verlassene Signalwärterhäuschen am Hauptbahnhof vor. Das ist da, wo das letzte Gleis den Bahnhof verlässt. Wir warten dort entweder persönlich oder wir hinterlassen eine Nachricht, wie es weitergeht. Aber keine Angst, ist nur für den Notfall! Und den weiteren Weg nach der Innenstadt, den besprechen wir dann später.“

Er zog seinen Umhang über und schulterte den Rucksack. Seinen Schwertgurt zog er wie Johanna über die Schulter. Die anderen taten es ihm nach und danach liefen sie hintereinander im Gänsemarsch über den Fußboden hin zum Fenster.

Johanna schaute an ihrem Bett hoch, das neben ihr wie ein dunkler Omnibus auffragte. Sie sah sich um, sah ihre Sachen im Zimmer noch einmal an. Alles hier war jetzt viel zu groß für sie. Wehmütig blickte sie zu ihren Büchern im Regal an der anderen Wand hinüber, doch leider konnte sie keines davon mitnehmen. Sie waren ihr immer Trost und Freude gewesen, selbst als sie schon anfang zu schrumpfen. Sie hörte mit ihren empfindlichen Ohren die Nachbarin im Erdgeschoss unter ihr schnarchen und roch den Geruch nach Bohnerwachs aus dem Treppenhaus, wie er unter der Wohnungstüre hindurchsickerte. Das alles war für viele Jahre ihr Zuhause gewesen.

Jetzt aber brauchte sie ein neues Zuhause, hier passte sie nicht mehr hin. Wie es wohl dort sein würde, im Dorf der kleinen Leute? Wie würde man sie aufnehmen? Könnte sie dort zufrieden und glücklich sein, oder musste man dauernd gegen Ratten und andere Ungeheuer kämpfen? Aber ihre drei Begleiter waren nett und fröhlich und machten sich verdammt viel Mühe, um sie hier rauszuholen. Wenn alle anderen kleinen Leute auch so waren, dann brauchte sie sich wahrscheinlich keine Sorgen zu machen.

Maria rief ihr leise zu und sie beeilte sich den anderen hinterherzukommen. Sie erreichten die Wand vor dem Fenster und Phil wickelte ein langes dünnes Seil von seiner Schulter und knotete einen blinkenden Angelhaken aus seinem Rucksack daran fest. Er ließ es ein paarmal am ausgestreckten Arm kreisen und

schleuderte es dann hoch auf das Fensterbrett. Nach ein paar Versuchen hatte es sich verhakt und er klemmte das Seil zwischen die Beine und zog sich daran hoch. Danach kam Maria, die wie eine Zirkusartistin mit bewundernswerter Leichtigkeit daran hochstieg.

Johanna brauchte deutlich länger und der Aufstieg war beschwerlicher, als sie es gedacht hatte. Schließlich kam sie unter Ächzen und Stöhnen auf dem Fensterbrett an. Kurze Zeit später folgte Hein, genauso lautlos wie Maria vor ihr. Auf der Fensterbank gab Phileas geflüstert letzte Anweisungen.

Johanna sah aus dem Fenster. Draußen erhellte silbriges Mondlicht den Hof, den sie schon seit einer ganzen Weile nicht mehr gesehen hatte. Die mächtigen Äste der Platane glänzten dunkel vom Frost und der lange Zweig, der bis zu ihrem Fenster hinüberreichte und den ihre Besucher und die Ratte benutzt hatten, zitterte und schwankte im Wind draußen. Hoffentlich würde sie nicht daran entlangklettern müssen! Schon bei dem Gedanken daran wurde ihr schwindelig und ihrer Knie fühlten sich merkwürdig weich an.

An der Seitenwand des Hofes standen die Mülltonnen, daneben hatte jemand altes Holz und Müll gestapelt. Der Boden des Hofes war übersät mit braunen Blättern. Früher hätte sie sich sicher über eine solche Unordnung geärgert, aber jetzt schien dort unten alles voll guter Verstecke zu sein. Doch in den Verstecken konnte natürlich auch etwas auf sie lauern und nur darauf warten, dass sie näher kamen. Sie fröstelte im kalten Luftzug, der durch das geöffnete Fenster hereinkam, und zog die Kapuze ihres Umhangs weiter zu.

Phil und Hein hatten das Seil heraufgezogen und waren durch den Fensterspalt nach draußen aufs Sims vorausgegangen. Außen befestigten sie das Seil wieder an der Seite des Fensterbretts und zogen probenhalber zusammen daran, dann ließen sie es in die Tiefe hinunter. Maria prüfte den Sitz von Johannas Rucksack und Messer und gab ihr dann einen aufmunternden Klaps. Zusammen gingen sie schweigend nach draußen. Der eisige Wind nahm Johanna zunächst den Atem und sie schwindelte wieder wegen der gewaltigen Höhe. Maria hielt sie fest an der Hand, bis das Drehen vor ihren Augen nachließ und Johanna vorsichtig an den Rand des Fenstersimses treten und hinuntersehen konnte.

Phil war bereits auf dem Seil und ließ sich an der Seite des Fensters hinunter. Sie sahen zu, wie er an den Fenstern der Nachbarn im Erdgeschoss vorüber

glitt und schließlich den Boden erreichte. Hein griff nach dem Seil und deutete wortlos auf Maria. Sie nahm es und sprang leichtfüßig über den Rand des Sims, aber bevor ihr Kopf untertauchte, lächelte sie Johanna noch einmal aufmunternd zu. Hein hielt das Seil fest und beobachtete den Abstieg von Maria. Als es wieder frei war, schaute er Johanna an.

Ihr klopfte das Herz bis zum Hals. Drinnen war der Aufstieg schon schwierig gewesen, aber die Höhe war ja noch überschaubar. Wenn sie jetzt abstürzen würde, dann wäre das vermutlich nicht sehr lustig, auch wenn Maria ihr erzählt hatte, dass ihre Knochen im Vergleich zu früher wegen der geringen Größe jetzt deutlich stabiler wären. Sie schluckte und griff zu – zum Glück hatte sie die rutschfesten Lederhandschuhe bekommen. Sie ließ sich vorsichtig über die Kante hinunter, nachdem sie das Seil um ihren Arm und ihre Beine gewickelt hatte.

Eine Schrecksekunde lang baumelte das Tau heftig mit ihr hin und her, als sie die Kante losließ. Sie umklammerte es, während der Wind mit langen eisigen Fingern nach ihr griff und sie immer wieder zu neuen Schwingungen antrieb. Unten hielten Maria und Phil das Seil fest und zogen es gerade. Das bremste die Schwingungen und Johanna konnte sich langsam runterrutschen lassen. Nach ein paar Metern wurde sie sicherer und kletterte kontrollierter. Eine plötzliche Freude durchflutete sie: Das war das echte Leben, und sie war wieder zurück darin, egal ob groß oder klein!

Auf dem Boden angekommen umarmte Maria sie lautlos und drückte sie. Nachdem auch Hein unten war, versuchte er zusammen mit Phil den Haken zu lösen und sie schüttelten und wackelten eine ganze Weile heftig in verschiedenen Richtungen. Schließlich war der Haken locker und das Seil fiel mit einem leisen Plumps auf das Pflaster. Phil und Hein wickelten es auf, während die Frauen in den Schatten der Wand gedrückt warteten. Dann schlichen sie an der Mauer entlang weiter, immer den trockenen Blättern ausweichend um Geräusche zu vermeiden.

Die Mülltonnen ragten wie graue Riesen in ihren eisernen Rüstungen neben ihnen auf und der Gestank, der ihnen entströmte, nahm Johanna fast den Atem. Hinter den Tonnen war die Hauswand schwarz und glitschig vor Dreck und in den Mauerspalten wuchs dunkles Moos auf altem Mörtel. Johanna bedauerte es fast, hier früher nicht mal ordentlich sauber gemacht zu haben,

aber damals war ihr das wohl nicht einmal aufgefallen. Auch das war offenbar eine Frage der Perspektive von Groß und Klein.

Sie umgingen den Haufen von Müll und Restholz, der sich neben den Mülltonnen auftürmte. Aus den Brettern stachen alte rostige Nägel und stachelige Holzsplitter heraus und zwischen den Holzstücken hatte jemand alte Zeitungen deponiert, die jetzt von der Feuchtigkeit halb aufgelöst waren – nur die Schlagzeilen waren noch lesbar. Durchweichte Sylvesterknaller lagen daneben und der zerbrochene gelbe Holzstab einer Rakete ragte oben aus dem Haufen heraus.

Johanna sah an den dunklen Fenstern der Nachbarwohnungen hoch. Keiner hier hatte auch nur die geringste Ahnung, was wirklich mit ihr passierte und das sie *so* klein geworden war. Und wenn jetzt jemand aus dem Fenster herunterschauen und sie sehen würde? Dann würde er sie und ihre neuen Freunde vermutlich wirklich für eine Rattenfamilie halten, die in der Dunkelheit um die Mülltonnen herumschlich, entschied sie. Es war schon richtig, was Phil gesagt hatte – die Unwissenheit der großen Leute war ihr bester Schutz und den konnte man nur erhalten, wenn man sich vor ihnen versteckte.

Phil war schon an dem dunklen Torbogen angelangt, der hinaus auf die Straße vor dem Haus führte, und lugte vorsichtig um die Ecke. Hinter ihm marschierten Hein und Maria und Johanna war die Letzte in der Reihe, weil sie beim Hochschauen langsamer geworden war.

Plötzlich setzte ein unheimliches tiefes Grollen ein und ließ Johannas Brustkorb vibrieren. Es fühlte sich an wie ein fernes Erdbeben oder eine Explosion in einem tiefen alten Bergwerksschacht, seine Quelle klang aber viel näher. Sie wirbelte herum, doch der Anblick der näherkommenden Katze erstickte jeden Schrei in ihrer Kehle. Das Tier schien so groß wie ein Nashorn, aber der Kopf war viel breiter und fast rund. Sie war weiß-grau getigert und trug ein rotes Halsband, und sie federte elegant bei jedem Schritt, während die langen Schnurrhaare nervös zitterten. Sie hatte wohl versteckt in einer Nische des Müllhaufens auf der Lauer nach Mäusen gelegen, und sich mittlerweile entschieden, dass diese merkwürdigen kleinen Wesen in dieselbe Kategorie gehörten. In einer Entfernung von einem halben Meter hielt das Raubtier an,

duckte sich sprungbereit und musterte die Gruppe mit seinen großen gelbgrünen Augen.

Phil und Maria hatten ihre Schwerter gezogen und sich vor Johanna gestellt, und Hein hatte mit einer einzigen fließenden Bewegung schon einen Pfeil in seinem Bogen gespannt und zielte auf die Augen der Katze.

„Nein!“, rief Johanna und drängelte sich dabei an den Anderen vorbei nach vorne. „Tut ihr nichts, es ist Tiger, meine Katze!“ Maria hielt sie am Arm fest, aber Johanna riss sich los und ging langsam auf das Raubtier zu. „Sie wird mich erkennen, es ist doch Tiger!“

Phil fluchte unterdrückt und huschte geduckt hinter Johanna her, hielt sich aber hinter ihr.

„Verdammt, wenn sich das Biest nur einmal rührt, dann schieß' ich ihr ein Auge raus!“, presste Hein durch die Zähne.

Die Katze starrte mit ihren schlitzförmigen Pupillen unverwandt Johanna an, die sich langsam näherte und die Hände ausstreckte. Die Nase des Tieres zuckte, während sie den Geruch der vier Gefährten einatmete und analysierte. Johanna war nur noch einen Schritt entfernt, als das Grollen wieder einsetzte. Johanna erstarrte, aber dann wandelte sich das Geräusch in ein tiefes Schnurren und die Katze blinzelte mit den Augen.

„Hallo, mein Tiger!“, flüsterte Johanna mit Tränen in den Augen. Sie streichelte der Katze vorsichtig über die Nase und das weiße Fell der Wangen. „Wie geht es dir denn, meine Kleine?“ Die Katze drückte ihren Kopf mit den stacheligen Schnurrbarthaaren vorsichtig an Johannas Brust und warf sie dabei beinahe um. Dann schleckte sie mit ihrer rauen Zunge Johannas Hände ab. Johanna liefen die Tränen das Gesicht hinunter.

Maria und Phil steckten ihre Schwerter zurück und Hein ließ den Bogen sinken. „Meine Kleine, dass ich nich' lache! Verdammt großes Raubtier is' das. Hätte sich auch 'ne Maus halten können, oder Fische oder so“, murmelte er.

Die drei kamen langsam näher und ließen es zu, dass Tiger auch an ihnen schnupperte.

„Hör mal, Tiger!“ Johanna blickte ihm in die großen Augen. „Wir müssen weg, verstehst du? Ich kann hier nicht mehr bleiben.“ Tiger blickte sie weiter unverwandt an und schnurrte im Rhythmus seiner Atmung. „Du kannst nicht

mitkommen, weißt du, aber du wirst es gut haben bei den Nachbarn. Sie werden für dich sorgen!“

„Wir müssen weiter!“, flüsterte Phil hinter ihr.

Johanna umarmte die Katze nochmals und drückte das Gesicht in ihr Fell. „Pass auf dich auf!“, flüsterte sie der Katze ins Ohr. Dann drehte sie sich um und kam zu den Anderen zurück. „Wir können los. Ich glaube nicht, dass sie hinterherkommt. Sie hat schon verstanden, dass das ein Abschied ist.“

Sie ging voran zum dunklen Torbogen und Phil, Maria und Hein folgten ihr. Am Tor angekommen blickte sie kurz zurück zu ihrer Katze. Die schaute mit ihren intelligenten Augen hinter ihr her, rührte sich aber nicht vom Fleck.

„Leb wohl, Tiger!“, murmelte sie und ließ die Tränen einfach weiterlaufen. Dann bogen sie um die Ecke und gingen in den dunklen Torweg hinein.

Die Straße lag einsam und menschenleer vor ihnen, als sie aus dem Hauseingang um die Ecke spähten. Einige wenige Laternen erleuchteten die Bürgersteige und die Reihen der parkenden Autos am Straßenrand. Die Parkbuchten auf dieser Seite der Straße wurden in regelmäßigen Abständen von kleinen Grünflecken mit Büschen und dürren Bäumen unterbrochen, während auf der anderen Straßenseite die Autos dicht an dicht standen. Die Laternen summteten leise in der kalten Nachtluft.

„Diese verdammten Büsche sind von den Hunden total zugeschissen“, flüsterte Hein. „Da hab’ ich keine Lust mehr durchzurobben. Der Hinweg war schon schlimm genug!“

„Außerdem sind sie sowieso zu klein, um sich darin ordentlich zu verstecken“, meinte Phileas leise. „Wir können auch zur anderen Straßenseite rüber rennen und schleichen dann unter den Autos hindurch bis zum Ende der Straße. Alles klar?“

Phil sah fragend in der Runde und alle nickten. Er blickte nochmals die Straße hinauf und hinunter. Es gab in den oberen Stockwerken einiger Häuser noch Licht und irgendwo weit entfernt hörte man dumpfe Musik hämmern, aber es war sonst nichts Bedrohliches zu erkennen.

Er gab ein Zeichen und sie rannten los, über den Bürgersteig und die Straße, und verschwanden auf der anderen Seite unter dem nächsten parkenden Auto. Heftig atmend verharrten sie dort und horchten auf Schritte von Menschen

oder Tieren, aber es blieb alles ruhig. Sie schlichen unter dem Auto hindurch nach vorne und spähten hinüber zum nächsten Wagen. Dann spurteten sie weiter.

Auf diese Weise kamen sie gut voran. Die Autos waren unten allesamt dreckig und manchmal war das Kopfsteinpflaster durch Ölflecken oder Eis rutschig geworden. Einmal wäre Johanna fast in einen Gully gefallen, aber Maria konnte sie gerade noch am Arm packen. „Vorsicht!“, flüsterte sie. „Kannst du noch weiter, Johanna?“

„Ja, es geht schon. Ist es denn nicht bald Morgen? Wir sind doch schon ewig unterwegs!“

„Das kommt dir nur so vor. Für uns kleine Leute dauert ein Tag oder eine Nacht länger als für die großen Menschen. Wir leben einfach etwas schneller als sie.“

„Wir können auch mal einen Moment Pause machen“, meinte Phil. Er holte aus dem Rucksack die Wasserflasche heraus und reichte sie Johanna.

Johanna trank und gab sie dann weiter an Maria. Während Maria die Flasche ansetzte, kam Johanna ein Gedanke. „Sagt mal, heute Nachmittag habt ihr was von politischen Flügelkämpfen erwähnt. Gibt’s denn bei euch im Dorf auch Politik?“

Hein grinste. „Bei uns gibt’s Kommunisten und Anarchisten, und alles an -ismus, was die Menschheit je erfunden hat. Wir leben ja meist friedlich zusammen, aber gelegentlich müssen wir auch Entscheidungen treffen, die das ganze Dorf betreffen. Dafür gibt’s mindestens einmal im Monat ein Treffen, das Thing, zu dem alle dazukomm’ sollen. Un’ da wird dann endlos palavert!“ Er nahm die Flasche von Maria und trank einen Schluck Wasser und gab sie dann Phil zurück.

„Die Kommunisten sind einfach nur dämlich, weil sie immer auf Gemeinschaftseigentum pochen. Das ist ja sowieso bei uns meist von selbst erfüllt, weil wir kein Geld haben und auch nicht produzieren, sondern alles klauen, was wir brauchen. Aber wenn mal einer einen hübschen Ring auf der Straße findet, warum soll er den nicht bei sich an die Wand hängen, wenn er ihn mag? Sie wollen dann, dass er auf dem Kantinenplatz zentral aufgehängt wird, damit er nicht einem alleine gehört.“ Phil schüttelte den Kopf.

„Und die Anarchisten sind noch schlimmer, denn sie wollen immer alles so machen, wie es ihnen gerade gefällt“, fügte Maria hinzu. „Wenn sie plötzlich mitten am Vormittag, wo alle schlafen, Musik spielen wollen, dann machen sie das einfach und wecken die anderen auf. Und dann sagen sie später, dass sei ihr gutes Recht, weil sie die Autorität der Gemeinschaft nicht akzeptieren würden.“

„Dann gibt’s da noch die Mystiker, die nerven mit ihrem Glauben an eine Wesenheit, die sie wieder groß machen kann, wenn sie nur genug beten, und die Kapitalisten, die am liebsten alles Nützliche bei sich im Haus horten würden, und niemandem was abgeben wollen“, zählte Phil weiter auf.

„Eigentlich is’ bei uns jeder irgendein -Ist, wenn man’s genau nimmt“, meinte Hein. „Vielleicht ham’ wir einfach zu viel Zeit und da hat jeder irgendeine Weltanschauung entwickelt, so als Hobby. Auf jeden Fall beteiligen sich alle rege bei Streits und wir ham’ auch schon Schlägereien gehabt.“

Johanna staunte. „Und wie könnt ihr euch da überhaupt auf irgendwas einigen, bei so vielen unterschiedlichen Meinungen? Das stelle ich mir ganz schön schwierig vor!“

„Isses auch, aber zum Glück ham’ wir den alten Frieder, der schlichtet solche Streits einigermaßen schnell wieder. Er is’ so was wie unser inoffizieller Bürgermeister. Mag gar nich’ dran denken, wanner mal stirbt, der Frieder.“

„Und was seid ihr dann für welche, wenn ich das fragen darf?“, wollte Johanna neugierig wissen.

„Wir sind wahrscheinlich am ehesten Realisten“, meinte Maria. „Das ist der Rest von normalen Leuten, die zwischen den anderen stehen und ständig den Kopf schütteln müssen. Die spinnen halt alle, die anderen.“ Alle drei lachten.

„Das sagen die anderen aber auch über uns, dass wir spinn’ mein’ ich.“

Phil verstaute die Wasserflasche wieder im Rucksack. „Stimmt schon. Vielleicht haben alle recht. Mit vielen Leuten friedlich zusammenleben ist eben nicht ganz einfach, egal ob große oder kleine Leute. Und bei den kleinen Leuten müssen wir alles selber organisieren, auch die Politik. Das macht kein anderer für uns. Sollen wir weiter?“

Sie schulterten ihre Rucksäcke und nahmen ihren Marsch unter den Autos wieder auf. Die Fahrzeuge standen dabei so dicht, dass sie vom Bürgersteig und der Straße aus eigentlich gar nicht mehr zu sehen waren. Lediglich bei

manchen Kleinwagen mussten sie den Kopf einziehen, damit sie nicht an den Unterboden oder das Auspuffrohr stießen.

Gefährlicher wurde es wieder an der Kreuzung zur nächsten Straße. Sie warteten geduckt unter dem letzten parkenden Auto, während ein Polizeiwagen vorbeifuhr. Die Scheinwerfer waren hell und blendeten sie, sodass Johanna die Augen schließen musste. Der Wagen kam ihr unglaublich laut vor, es klang eher wie ein Hubschrauber. Sie hörte die Zylinder dunkel wummern und der Rauch aus dem Auspuff stank abscheulich. *So muss sich ein Kaninchen fühlen*, dachte sie, *kurz bevor es vom Auto überfahren wird*. Aber dann war der Wagen weg und die Straße lag wieder im Dunkeln und nur die Straßenlaternen summteten leise vor sich hin.

In der nächsten Gasse stießen sie auf einen kleinen Park, von der Fläche her nur so groß wie die Mietshäuser drum herum, aber mit einigen dichten Büschen und Holzbänken darin. Phil bedeutete ihnen zu warten und huschte hinüber, um die Lage zu erkunden.

Als er zurückkam, sah er zufrieden aus. „Es gibt ein paar immergrüne Stechpalmen-Dickichte da drüben“, sagte er. „Wir sollten es uns in einem davon gemütlich machen und den Tag verbringen. Da kommt kein Tier rein, das uns stören könnte. Ist auch schon spät, und wir haben ein ganz gutes Stück geschafft.“

Sie rannten mit hüpfenden Rucksäcken über die Straße und über den knirschenden Sand der Wege bis zu den Sträuchern im hinteren Bereich des Parks. Es dauerte eine Weile, bis sie einen genügend großen Eingang in einem der Ilex-Sträucher gefunden hatten und es gab einiges Gefluhe von Hein, bis alle drinnen im Busch waren. Allerdings war er wirklich sehr dicht und stachelig, und Johanna fühlte sich drinnen zumindest vor Menschen und großen Tieren ziemlich sicher.

Hein deutete nach oben in die Zweige über ihren Köpfen auf einige große runde und dunkle Gebilde. „Vogelnester sin’ das“, meinte er. „Im Winter natürlich verlassen. Da könn’ wir sicher drin schlafen und es wird uns keine Maus nich’ stör’n. Vögel wissen immer, was’n gutes und sicheres Versteck is’!“

Maria half Johanna beim Klettern in den Zweigen und bei der Auswahl eines Nestes. Sie waren ein bisschen zu klein, um wirklich bequem zu sein, aber besser als der kalte und feuchte Erdboden unter dem Busch. Es lagen ein paar

Federn darin, die Maria zu einem provisorischen Kopfkissen für sie zusammenknüllte. Johanna holte ihren Schlafsack aus dem Rucksack und schlüpfte hinein. Erst jetzt merkte sie, wie müde sie wirklich war. Vermutlich hatte sie aber auch noch an keinem Tag in ihrem Leben so viel erlebt wie heute.

Maria klemmte Johannas Rucksack sicher zwischen die Zweige. „Also, Johanna, dann schlaf mal gut! Wenn irgendwas ist, dann rufe uns einfach. Hein und ich schlafen da unten in dem Nest.“ Sie zeigte auf ein großes dunkles Ufo etwas weiter unten im Nachbarzweig. „Das war wohl ziemlich viel für dich heute, oder?“

„Schon, aber viel besser als alleine in der Wohnung! Ich werde mich noch dran gewöhnen, hoffe ich.“ Johanna gähnte ausgiebig, bis die Kiefer knackten.

Maria machte sich daran hinabzusteigen.

„Maria?“

„Ja?“

„Vielen Dank, dass ihr mich geholt habt! Und für alles andere ...“

„Keine Ursache. Du schlägst dich tapfer bisher! Also dann, gute Nacht, Johanna!“

Bevor Maria ihr Nest erreichte, war Johanna schon eingeschlafen.

5) *Im Busch*

Es war bereits später Vormittag, als Johanna erwachte. Sie blinzelte mit halb geöffneten Augenlidern auf ein dunkelgrünes ovales Blatt mit stacheligen Rändern über ihrem Kopf. Das Blatt schien so groß wie ein Elefantenohr zu sein, und die Stacheln zeigten abwechselnd nach unten und nach oben. Ein Weilchen trieb sie in einer Wolke der Schläfrigkeit dahin und ließ die Details des Blattes auf sich wirken. Irgendwo darüber war ein kleines Stück blauer Himmel zu sehen.

In plötzlichem Erkennen riss sie die Augen auf und setzte sich aufrecht. Sie hockte in ihrem graubraunen Schlafsack in einem großen Vogelnest inmitten des Stechpalmenbusches. Ihre Schultern und ihr Hals schmerzten vom ungewohnten Liegen in dem runden Gebilde und die Federn des provisorischen Kopfkissens klebten feucht an ihrer Wange. *Deshalb bauen Menschen auch keine Nester*, dachte sie. *Aber ich bin ja auch kein richtiger Mensch mehr, sondern gehöre jetzt zu den kleinen Leuten ...*

Die Verzweiflung, die sie während der monatelangen Isolation in der Wohnung ständig begleitet hatte, kam auf leisen Sohlen zurück in ihren Kopf geschlichen und aufkommende Tränen verschleierten ihren Blick. Das konnte doch alles gar nicht wahr sein! Warum war ausgerechnet sie kleiner geworden und nicht einfach irgendjemand anderes? Und überhaupt: Wie sollte denn das funktionieren, dass alle Zellen im Körper immer kleiner würden, und trotzdem die Organe und sogar das Gehirn weiter arbeiteten, als sei nichts gewesen? Vielleicht war das alles nur ein seltsamer Traum? Sie kniff sich in den Arm, bis eine Stelle ganz blau wurde, aber an der Umgebung mit den stacheligen grünen Blättern und dem blauen Himmel darüber änderte sich nichts. Nur, dass ihr jetzt der Arm wehtat.

Sie seufzte und trocknete die Tränen vorsichtig mit einem Zipfel ihres Umhanges. Nur nicht reiben, sie wollte keine roten verheulten Augen mehr haben – die anderen sollten bloß nicht sehen, dass sie schon wieder geweint hatte. Es brachte nichts, so zu denken und der Vergangenheit hinterher zu trauern. Was vorbei war, war eben vorbei. Sie musste sich jetzt an dieses neue Leben gewöhnen, mit immerwährendem Verstecken, Seilklettern und Herum-

schleichen in der Dunkelheit. Vielleicht hatte Hein ja Recht und sie würde das alles schnell lernen, und vielleicht würde es ihr auch gefallen, wenn sie erst einmal im Dorf angekommen waren. Aber bis dahin war es sicherlich noch ein weiter und beschwerlicher Marsch. Hoffentlich gab es zwischendurch bessere Betten als diese Vogelnester, und hoffentlich wurde das Wetter nicht noch ungemütlicher ...

In ihrem Bauch grummelte es, und ihr Magen meldete sich und verlangte nach einem Frühstück. Sie sah sich um und entdeckte an einem Nachbarzweig eine Traube große korallenroter Beeren mit einem braunen vertrockneten Blütenknopf in der Mitte. Jede schien so groß wie ein dicker Apfel und alle glänzten verführerisch, so als kämen sie direkt aus einem Märchenbuch. Johanna stand auf, wobei das Nest sachte anfang zu wackeln, und zog den Zweig näher zu sich heran. Ihr Gesicht spiegelte sich in der glatten Schale der Frucht, während sie daran zog.

Von irgendwoher hörte sie ein Geräusch. Sie schaute nach unten und sah unter sich Maria und Hein in einem ähnlichen Vogelnest wie dem ihren. Sie schliefen eng aneinandergedrängt und Hein schnarchte leise. Noch weiter unten saß Phileas in einer Astgabelung und schaute zu ihr herauf. Er zeigte auf die Frucht und schüttelte heftig den Kopf. Dann fasste er sich an den Hals und tat so, als ob er sich übergeben musste. Johanna schluckte und ließ die Beere schnell wieder los und leise raschelnd schwang der Zweig mit den Früchten zurück an seinen Platz.

Phil kletterte zu ihr hinauf und hielt sich am Rand des Nestes fest. Im hellen Licht des Tages sah er jünger aus und sein Gesicht war von feinen Falten durchzogen, aber braun gebrannt. Seine roten Haare wirkten dunkler als ihre. Er konnte vielleicht höchstens 40 oder 45 Jahre alt sein, aber offenbar hatte er viel Zeit draußen verbracht.

„*Ilex aquifolium*, auch europäische Stechpalme genannt. Ist ziemlich giftig und am schlimmsten sind die Früchte.“ Phil zeigte auf die Traube der verführerisch roten Beeren. „Man sagt, 20 Stück davon reichen, um einen erwachsenen Menschen umzubringen. Bei uns dürfte deutlicher weniger genügen, ein Stück ist vermutlich genug.“

Johanna war ein wenig eingeschnappt. „Ich habe sie ja nur angeschaut – gegessen hätte ich die doch nicht!“, empörte sie sich. „So blöd bin ich ja nun

auch wieder nicht!“ Verstohlen wischte sie sich die Hände an ihrer Hose ab. Äpfel aus dem Märchenbuch traf es offenbar ziemlich gut, aber leider waren es wohl die vergifteten Äpfel von Schneewittchen.

„Ich sag’s nur lieber rechtzeitig“, meine Phil versöhnlich. „Das Risiko ist einfach zu groß, schließlich wollen wir dich ja wohlbehalten nach Hause holen.“ Er setzte sich dicht neben sie auf den Rand des Nestes und ließ die Beine über den Rand baumeln.

Johanna fühlte eine unbestimmte Freude in sich aufsteigen und ihre Wangen wurden eine Spur röter, während sie eindringlich die Beeren studierte, um ihm nicht ins Gesicht sehen zu müssen. „Woher kennst du dich denn eigentlich hier draußen in der Natur so gut aus?“, fragte sie ihn, vielleicht auch um ein wenig von ihrem heißen Kopf abzulenken.

„Nun, bevor ich, äh ... kleiner wurde, habe ich als Biologe an der Universität hier in der Stadt gearbeitet. Wir haben uns mit Verhaltensforschung an Tieren beschäftigt, Versuche mit Ratten und so.“ Er schaute sie von der Seite an. „Das ist jetzt achtzehn Jahre her. Verdammt lange Zeit. Hätte damals nicht gedacht, dass ich mich mal mit Ratten auf Augenhöhe befinden würde.“

„Und ist das mit dem Kleinerwerden genauso gelaufen, wie bei mir jetzt? Oder ... ist das zu neugierig von mir?“

„Nein, frag ruhig, du musst das ja alles erst kennenlernen. Im Prinzip läuft es immer ähnlich ab. Man hat keinen Appetit mehr, man wird immer kleiner, die Haare und Zähne fallen aus, die Ärzte wissen nicht mehr weiter. Irgendwann stoppt es dann, die Zähne wachsen neu und die Haare auch. Ich lebte damals in einer kleinen Studentenbude, als es losging. So ähnlich wie du. Mich haben sie dann auch geholt, Hein war dabei und ein paar andere. Manche von denen sind inzwischen alte Männer.“

„Was ich nicht verstehe: Uns muss doch jemand vermissen, und dann vielleicht die Polizei rufen! Okay, ich hatte eine gute Ausrede: Ich habe gesagt, ich müsse in eine Spezialklinik. Aber wenn ich dann nicht zurückkomme, dann müssen meine Nachbarn sich doch Gedanken machen?“

„Ach, weißt du Johanna, die Menschen achten gar nicht so sehr aufeinander. Sie sind so mit sich selbst beschäftigt, dass es ihnen oft gar nicht auffällt, wenn jemand anderes plötzlich nicht mehr da ist. Ich habe mal gehört, dass allein

hier in unserem Land jedes Jahr hunderttausend Menschen verschwinden. Die meisten werden wiedergefunden, aber viele eben auch nicht.“

„Aber wenn ihr jetzt nicht gekommen wärt, um mich zu holen, oder zu spät, was wäre dann weiter passiert?“

„Na ja, das hängt davon ab. Du wärest vielleicht verhungert oder verdurstet oder beim Versuch rauszukommen vom Fensterbrett gestürzt. In jedem Fall keine schöne Vorstellung. Aber, wir sind ja gekommen!“, meinte Phil aufmunternd und klopfte ihr sachte auf den Rücken weil Johanna ein bisschen blass um die Nase geworden war. Sie wollte weiter fragen, wurde aber von einem merkwürdigen Lärm unterbrochen. Es klang wie die Stimme eines Riesen und die Blätter zitterten sachte.

Phil legte den Finger an die Lippen, um sie zum Schweigen zu bringen, und zeigte mit dem Daumen nach oben. Sie nickte wortlos. Unter sich hörte sie ein raschelndes Geräusch. Hein und Maria standen in ihrem Nest und schauten hoch. Phil machte ein paar Gesten, um ihnen zu verstehen zu geben, dass er mit Johanna im Busch hinaufklettern würde, um nachzusehen was draußen los sei, und dass die beiden unten bleiben sollten. Hein nickte, und Maria hockte sich hin und sortierte ihre Sachen in die Rucksäcke.

Wenn wir noch Gewehre auf dem Rücken hätten, dann hätte das hier aus einem Film über den Vietnamkrieg stammen können, dachte Johanna. Sie kletterte hinter Phileas nach oben. Er zog sich gewandt von Ast zu Ast und hielt erst an, als er mit dem Kopf zwischen den obersten Blättern des Busches hinaussehen konnte. Sie kraxelte deutlich mühsamer hinter ihm her und versuchte die stacheligen Blätter nicht zu berühren. Vielleicht konnte man ja auch von einem Stich sterben, wenn die so giftig waren. Als sie an seinem Ast ankam, zog er sie hoch und hielt sie an der Schulter fest, damit sie nicht fallen konnte. Es fühlte sich gut an.

Draußen im Park sahen sie in ein paar Metern Entfernung zu ihrem Busch eine alte braune Parkbank aus Holz zwischen den Sträuchern stehen. Eine korpulente ältere Dame mit Hut hatte es sich darauf bequem gemacht und schien die Wintersonne genießen zu wollen. Dazu hatte sie sich ein Stück Kuchen in einer Tüte mitgebracht, und ein kleiner dicker Mops an einer Leine sprang zu ihren Füßen herum und sah bettelnd zu ihr auf. Sie redete mit ihm, aber Johanna hörte eine tiefe Stimme, die gar nicht zu der Frau passte, eher wie

eine Schallplatte, die etwas zu langsam abgespielt wurde. Alle Bewegungen der Frau schienen langsam und schwerfällig zu sein. Sie wollte eben Phil danach fragen, aber dann fiel ihr selber der Grund dafür ein. *Das muss wohl die Größe meiner Ohren sein, dachte sie sich. Das Ohr hört jetzt höhere Frequenzen, weil die Nervenzellen kleiner geworden sind. Und mein Gehirn ist schneller, weil die Wege der Nerven kürzer sind. So muss sich wohl eine Fliege fühlen. Kein Wunder, dass man die so selten mit der Hand fängt!*

Phileas raunte ihr ins Ohr. „Die tiefe Stimme ...“, setzte er an zu erklären. Sie winkte ab und flüsterte zurück. „Weiß ich schon, ich bin schließlich Physikerin!“ Es war klasse, auch mal etwas zu wissen, und sie war ein kleines bisschen Stolz auf sich.

Die alte Dame hatte den Kuchen ausgepackt und kaute langsam darauf herum. Johanna sah sie von der Seite und konnte trotz der Entfernung jedes Härchen und jede Falte in ihrem Gesicht erkennen. Dem Hund lief der Speichel aus dem Maul und er jaulte und zog an der Leine. Die Frau gab ihm ein Stück vom Gebäck und packte den Rest wieder in die Papiertüte.

„Wir sind beide viel zu dick, mein Hundchen! Mehr dürfen wir nicht“, meinte sie zu ihm und warf dann die Tüte in den Papierkorb neben der Bank und stand auf.

Johanna veränderte nur leicht ihre Position auf dem Zweig, was ein leises Rascheln verursachte. Sofort drehte der Hund den Kopf und schaute in ihre Richtung. Erschrocken hielt sie inne, doch der Hund sprang auf und bellte los. Der Lärm war ohrenbetäubend und Johanna hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, aber sie brauchte beide Hände um sich im Geäst und an Phil festzuhalten. Zum Glück zog und zerrte die ältere Dame den Hund zum Ausgang des Parks. Er schaute böse zurück und kläffte noch ein paar Mal, dann waren sie aus Johannas Blickfeld verschwunden.

Sie atmete aus und entspannte sich langsam wieder. Phil hielt sie immer noch fest und schaute sie an. Sie ließ seinen Arm los und wurde wieder rot im Gesicht.

„Viele Tiere haben ganz hervorragende Ohren“, erklärte er sanft. „Deine Katze zum Beispiel kann fünfmal höhere Töne hören als ein großer Mensch, weil ihre bevorzugte Beute, die Mäuse, so hohe Töne macht. Und die Mäuse sind so dämlich, ständig miteinander rumzupiepsen. Also braucht die Katze

nur auf der Lauer zu liegen und die Ohren kreisen zu lassen, und sie weiß genau, wie viele Mäuse wo in der Umgebung sind. Wenn die dann aus ihren Verstecken kommen, ist die Katze schon da und wartet. Aber wir sind viel intelligenter als die Katze und der Hund vorhin und halten unseren Mund und sind leise. Das ist unser Vorteil!“

„Ist gut“, meinte sie leise. „Ich wird’s mir merken.“

„Sehr gut. Und wie wär’s jetzt mit Frühstück?“

Sie spürte wieder, wie leer ihr Magen war. „Das wäre super!“, freute sie sich.

Phileas grinste. „Ich werde mal das Stück vom Kuchen holen, das die Frau uns freundlicherweise da gelassen hat. Dadurch können wir Vorräte sparen und bekommen auch mal was anderes zwischen die Zähne!“

Sie kletterten hinunter zu Maria und Hein und erstatteten Bericht.

„Ich komm’ mit“, sagte Hein sofort. Phil und er stiegen weiter nach unten auf den Boden.

„Seid vorsichtig!“, rief Johanna den beiden hinterher.

Maria legte ihr den Arm um die Schultern und drückte sie. „Mach dir keine Sorgen, die beiden sind unsere besten Sucher und haben sehr viel Erfahrung. Sie sind gleich wieder da. Komm, wir steigen rauf und schauen ihnen zu.“

Sie kletterten zusammen wieder hinauf, Johanna diesmal schon etwas gelenkiger und geübter. Oben schauten sie aus dem Schutz der stacheligen Blätter wieder auf die Bank und den Mülleimer. Nach einer kleinen Weile bemerkten sie am Rand einer Eibe hinter der Bank eine Bewegung. Hein stand dort mit dem Bogen in der Hand, einen Pfeil auf der Sehne. Er beobachtete aufmerksam die Umgebung. Phil schlich sich hinüber zur Bank und wartete zunächst in deren Schatten einige Sekunden, bevor er flink in den Mülleimer kletterte und verschwand.

Er wollte gerade aus dem Eimer herausklettern, als ein Flattern und Flügelschlagen zu hören war und eine Krähe auf der Bank landete. Offensichtlich hatte sie es auch auf Leckerbissen aus dem Mülleimer abgesehen. Sie hüpfte mit einem eleganten Sprung auf den Metallrand des Eimers und krächzte Phileas herausfordernd an. Er hatte sein Schwert gezogen und hielt die Papiertüte mit dem Kuchen in der linken Hand. Die Krähe hackte probeweise mit dem Schnabel nach seinem Arm und nach seinen Beinen, aber Phil parierte jedes Mal schnell mit dem Schwert. Johanna hielt gebannt den

Atem an und fasste Maria fest am Arm. Vor ihren Augen schien sich so etwas wie der Kampf von Siegfried mit dem Drachen abzuspielen.

Plötzlich hüpfte die Krähe krächzend hoch und flog mit wilden Flügelschlägen davon. Aus ihrem schwarz gefiederten Hinterteil ragte zwischen den Federn einer von Heins Pfeilen heraus. Phil und Hein verschwanden wieder in den Büschen und waren nach einigen Minuten zurück bei den Frauen im Busch. Sie lachten, während sie die Zweige hochkletterten.

„Diese Viecher sin’ doch eigentlich ganz schlau, warum lernen die das nich’?“, fragte Hein Phileas, als sie alle gerade in Johannas Schlafnest ankamen.

„So was wie wir ist in ihrer Welt wohl nicht vorgesehen“, meinte Phil. „Und dann haben sie natürlich auch Hunger, besonders jetzt im Winter. Das ist wohl stärker als die Angst.“

„Schade jedenfalls um den Pfeil.“ Hein trauerte ihm offenbar wirklich hinterher. „Johanna, gib uns mal dein Messer, dann könn’ wir das hier teilen.“ Er packte den Kuchen aus der Papiertüte aus, ein großes Stück einer Hefeschnecke mit klebrigem Zuckerguss. Er hielt das Gebäck, während Johanna das Messer aus dem Köcher hinter ihrem Rücken zog. Sie schnitten sorgfältig den Rand ab, wo die Frau hineingebissen hatte, und teilten dann den Brocken in vier Teile, und irgendwie bekam Johanna den größten davon. Sie protestierte, aber davon wollten die anderen nichts hören.

„Du bist doch ganz ausgehungert, Johanna!“, meinte Maria nur und damit war das Thema für sie erledigt.

Johanna wurde warm ums Herz und sie drückte Maria spontan einen Kuss auf die Wange. „Danke, dass ihr mich geholt habt, und danke, dass ihr mich so gut versorgt und verteidigt!“ Sie drückte Hein den Arm und strahlte Phileas an, mit ganz kleinen Freudentränen in den Augenwinkeln.

„Jetzt iss mal, Mädchen!“, mahnte Hein und Johanna biss ein großes Stück aus dem saftigen zuckergussklebrigen Hefeteig heraus.

In ihrem Mund schien eine kleine Sonne zu explodieren, und sie glaubte auf einer Wolke von Süße und Vanilleduft zu schweben. „Das ist ja klasse!“, brachte sie nur zwischen zwei Bissen hervor.

„Ja, die großen Leute brauchen ziemlich viel an Aroma und Duft, bis sie es wirklich riechen und schmecken. Das ist für uns schon ziemlich starker

Tobak“, meinte Phil und lächelte sie an. Zusammen aßen sie schweigend ihre Mahlzeit und tranken Wasser aus den Feldflaschen dazu.

Den Nachmittag verbrachte Johanna zusammen mit Hein auf dem Boden unter dem Busch mit Übungsstunden im Bogenschießen, während Maria die Feldflaschen mit Tau von den Blättern wieder auffüllte und Phileas sich in einem höher gelegenen Nest noch ein Nickerchen gönnte.

„Hast du schon mal mit'm Bogen geschossen, Johanna?“, fragte Hein.

„Nein, äh, vielleicht höchstens mal als junges Mädchen. Beim Cowboy- und Indianerspielen. Ist auf jeden Fall schon lange her.“

„Soso, Cowboy und Indianer. Un' du warst wohl der Indianerhäuptling, was?“, grüßte Hein.

„Äh, naja, so was Ähnliches. Häuptlingstochter, um genau zu sein.“ Johanna wurde schon wieder rot im Gesicht und ärgerte sich selbst darüber.

Hein nahm das ganz selbstverständlich. „Also, Häuptlingstochter, wir üben jetzt zusammen Bogenschießen.“

Er gab ihr den Bogen und einen Pfeil und sie stellten sich auf dem Boden in einem Durchgang zwischen den Zweigen des Busches auf. Hein stopfte sich wieder seine Pfeife und setzte sie umständlich mit einem winzigen Streichholz in Brand.

„So, Johanna. Du siehst da vorn' den Ast mit der Gabelung, ja? Auf den schießt du, okay? Du setzt den Pfeil auf die Sehne und dann ziehst du sie mit drei Fingern ganz zurück und lässt los.“ Er nahm ihr den Bogen und den Pfeil aus der Hand und machte es vor. „Ein bisschen Zielen musst du natürlich auch, das machst du, indem du über den Schaft des Pfeils peilst.“

„Das schaffe ich schon!“

Sie stellte sich mit dem Bogen in der Linken und dem Pfeil in der rechten Hand auf und legte den Pfeil auf die Sehne. Dann spannte sie die Sehne, so wie sie es bei Hein gesehen hatte. Am Anfang ging es leicht, aber bevor die Sehne um eine Pfeillänge gespannt war, wurde es plötzlich sehr schwer. Ihre Hand zitterte, während sie über den Pfeil peilte und versuchte zu zielen. Als sie losließ, sirrte der Pfeil in einem hohen Bogen über die Astgabelung und verschwand dahinter im Gestrüpp.

„Das war aber ziemlich daneben!“, meinte sie und die Enttäuschung war nicht zu überhören.

„Das is' schon okay, gar nich' schlecht fürs erste Mal“, tröstete Hein sie. Gemeinsam suchten sie den Pfeil im Geäst und stellten sich danach wieder am alten Punkt auf. „Also, vielleicht erst mal ein bisschen Theorie. Der Pfeil hier is' aus Bambus und sehr gerade, siehst du? Da hab' ich 'ne Packung dicke Schaschlikstäbchen für besorgt“, strahlte Hein sie an. „Man kann aber nur die wirklich Geraden gebrauchen. Vorne dran is' 'ne scharfe Spitze aus Stahl und dann ham wir hinten die Federn, das sin' Entenfedern. Die sin' aus'm alten Kopfkissen.“

Johanna strich mit dem Finger über die zwei halbierten Federn am Ende des Pfeils. Obwohl sie gröber aussahen als in ihrer Erinnerung Kopfkissenfedern waren, fühlten sie sich weich und elastisch an.

„Wozu braucht man denn eigentlich die Federn am Ende? Stabilisieren die den Flug?“

„Genau! Woher weist'n das?“ Hein sah sie erstaunt an.

„Ach, ich habe doch Physik studiert, da lernt man so was“, meinte sie leichthin. „Die Federn verlagern den aerodynamischen Druckpunkt hinter den Schwerpunkt des Pfeils. Damit wird seine Fluglage stabil. Wäre vielleicht noch besser, wenn du die Federn etwas schräg stellst, dann rotiert der Pfeil noch zusätzlich.“

Hein paffte ein paar Mal an seiner Pfeife und sah sie nachdenklich an.

„Äh, habe ich was Falsches gesagt? Ich meine, es war nur so eine Idee ...“ Sie fühlte sich unwohl unter dem aufmerksamen Blick seiner klaren Augen.

Er nahm seine Pfeife aus dem Mund und pustete den Rauch in einem großen Kringel gegen den Himmel. Dann sah er sie wieder an. „Schätze, jemand wie dich könn' wir gut gebrauchen, Johanna! Wenn du Lust hast, dann kannst du mir gern helfen, die Pfeile zu verbessern. Aber vermutlich wär's noch wichtiger, wenn du dich mal um unser Stromnetz kümmerst oder unser Dorf annerswo modernisierst. Manchmal denk' ich, wir leben noch im Mittelalter. Und in gewisser Weise stimmt das auch, zumindest schlagen wir uns auch mit wilden Tieren und vielen anderen altmodischen Gefahren rum. Deshalb üben wir jetzt erst mal weiter Bogenschießen, okay?“

Sie übten bis zum Einbruch der Dunkelheit und am Ende traf Johanna schon ganz passabel ins Ziel. Aber die Arme taten ihr weh und sie hatte mittlerweile wieder Hunger. Zum Abendessen setzten sie sich alle zusammen in ein Vogelnest und teilten sich einen kleinen Rest des Kuchens vom Vormittag und eine halbe Tüte Nüsse, die jemand vor der Parkbank am Nachmittag verloren hatte. Dabei besprachen sie den vor ihnen liegenden Weg, den sie in dieser Nacht bewältigen würden.

„Von hier aus ist es nicht mehr so weit bis zum Eingang des Stadtparks, vielleicht fünf bis sechs Stunden auf den Nebenstraßen“, meinte Phileas kauend.

„Im Park ham wir sicher 'ne bessere Deckung als auf der Straße, aber da gib'ts auch 'ne Menge Viehzeuchs! Wir war'n da schon lange nich' mehr drin“, gab Hein zu bedenken.

„Schon, aber es ist viel kürzer, als wenn wir jetzt außen herum gehen. Dann hätten wir von Anfang an den alten Weg nehmen müssen!“

Maria schaltete sich ein. „Ich will nur schnell nach Hause. Es wird jeden Tag kälter, und wenn wir Pech haben, dann bekommen wir noch Schnee.“

„Was ist denn so schlimm an Schnee?“, wollte Johanna wissen.

„Bei wenig Schnee kann man unsere Fußspuren wunderbar deutlich sehen und bei viel Schnee kommen wir kaum noch durch. Beides ist ziemlich schlecht“, erklärte ihr Phil.

Hein hatte am Abend noch einen Zigarrenstummel im Mülleimer an der Bank gefunden, den er jetzt voller Vorfreude mit dem Messer zerlegte und den größten Teil des Tabaks in seinen Beutel stopfte. Den Rest quetschte er in seine Pfeife und zündete sie genüsslich an.

Maria hustete und schimpfte. „Was hast du denn da wieder für ein stinkendes Kraut aufgesammelt! Du wirst noch mal dran sterben, sage ich dir! In den Stumpen ist besonders viel Nikotin. Andere Leute schmeißen es weg und du rauchst es auf.“

„Das is' mit unserm Essen auch nich' viel anders“, stellte Hein nach ein paar Zügen an seiner Pfeife nüchtern fest. „Wie sieht's aus, soll'n wir einpacken un' losziehen?“

Sie packten ihre Rucksäcke zusammen und schultern die Waffen. Im Gänsemarsch schlichen sie zum Ausgang der Büsche. Wie in der vorigen Nacht sondierte zuerst Phileas die Lage und holte sie dann nach, als die Luft rein war.

„Mit deinem blöden Pfeifengestank lockst du noch Katzen an!“, flüsterte Maria Hein erbost zu.

„Katzen mögen kein' Tabakrauch. Ich vertreib' sie eher“, antwortete Hein stoisch.

Sie warteten am Eingang des Parks und hielten nach abendlichen Spaziergängern Ausschau. Aus den niedrigen Sträuchern links und rechts roch es nach Hundekot und Müll lag überall verstreut.

„Mein Gott, ist das hier dreckig!“, meinte Johanna leise und las ein Stück Kaugummipapier vom Weg auf. „Die Leute schmeißen ihren Abfall hier einfach in die Büsche und die Hunde machen es nur noch schlimmer!“

Maria nahm ihr das Papier aus der Hand und warf es wieder auf den Weg. „Aber du warst doch selber vor kurzem noch groß, und da hat es dich auch nicht gestört, oder?“

„Doch, schon! Unsere Stadt ist ziemlich dreckig, das fand ich schon immer. Und die Hundehaufen sind auch schlimm.“

„Ja, aber die großen Leute die hier leben, die sehen das irgendwann gar nicht mehr. Oder sie denken, ist doch sowieso egal, weil sie keine Arbeit haben oder zu viel Stress auf der Arbeit und die Kinder schreien den ganzen Tag und so weiter.“

„Es müsste mal einer die Leute vorm Fernseher wegholen und mobilisieren. Wenn jeder Bewohner eines Viertels nur ein Stück Müll aufhebt, dann ist so ein Stadtviertel doch ruckzuck aufgeräumt und alle, die da wohnen, fühlen sich hinterher viel besser!“ Johanna seufzte.

„Jetzt komm Johanna, wir wollen doch hier nicht die Welt retten!“ Maria schüttelte den Kopf und zog sie weiter.

Niemand bewegte sich auf der Straße und sie rannten über den Bürgersteig wieder zu der Reihe von parkenden Autos am Straßenrand und verschwanden in der Dunkelheit darunter.

Die Autos sahen unten genauso dreckig aus wie am Vortag, aber einige strahlten noch Wärme ab. Offenbar war es noch früher am Abend und sie waren vor ein paar Stunden noch gefahren. Sie schlichen wieder unter den

Autos entlang und rannten von Wagen zu Wagen. Nach einer Weile hielten sie unter einem alten Kleinwagen an und wärmten sich an dem noch heißen Auspufftopf.

„Genau so 'ne alte Rostlaube hatte ich auch damals!“, schwärmte Hein. Er zog sein Schwert und begann vorsichtig mit der Spitze im Rost am Auspuffrohr zu stochern. „Und wenn's so Löcher gab wie hier, dann hab' ich die mit Alufolie un' Draht zugewickelt. Maria, mein Schatz, das wär' was, wenn wir zwei mal zusammen auf 'ne Spritztour fahren würden, was?“ Hein legte den Arm um Marias Hüfte und zog sie zu sich heran. Maria schlug ihm in gespielter Entrüstung auf den Arm, ließ es aber zu, dass er sie weiter festhielt.

„Dann wären wir wenigstens schneller zuhause.“ Maria fröstelte von einem plötzlichen Windstoß, der den Weg unter ihr Auto gefunden hatte, und zog sich den Umhang enger um die Schultern.

„Äh, wie lange wart ihr eigentlich auf dem Hinweg zu mir unterwegs?“, wollte Johanna wissen.

„Sechs Nächte waren das, die Tage bei Franz und Olaf nicht mitgerechnet“, antwortete Phil. „Aber da sind wir teilweise einen anderen Weg gegangen. Der war vielleicht kürzer, aber auch offener. Bis hierher gefällt mir dieser ganz gut. Mal sehen, wie wir durch den Park kommen.“

„Franz und Olaf sind eure Freunde aus der Bibliothek, oder?“

„Ja, Olaf sammelt alles, was über kleine Leute berichtet wird, das ist sein Steckenpferd. Er ist also gewissermaßen ein Nanologe. Und Franz liest gerne, aber am liebsten kocht er. Und das tut er verdammt gut!“

„In der Bibliothek war ich früher auch oft. Das ist so ungefähr auf der Hälfte vom Stadtpark, nicht? Das da kleine Leute wohnen hätte ich nie gedacht!“

„Natürlich leben die beiden dort *versteckt*. Vermutlich würdest du dich wundern, *wo* überall kleine Leute so leben.“ Phil wollte noch etwas hinzufügen, hielt sich dann aber zurück.

Hein hatte weiter im Auspuff herumgestochert, bis plötzlich ein großer Placken Rost vom Auspuffrohr abfiel. Brauner Staub wirbelte hoch und die Luft schmeckte metallisch.

Phil grinste. „Jetzt wissen wir auch, wie damals die Löcher in deinen Auspuff reingekommen sind, Hein. Kommt, lasst uns weiter gehen, damit wir es heute noch bis in den Stadtpark schaffen!“

Sie zogen wieder los, im Gänsemarsch unter den Autos entlang.

Hein war verblüfft über die letzte Bemerkung von Phil. „Das war die salzige Seeluft, die hat die Löcher gemacht! Ich hab’ mein’ Wagen immer anner Hafenmeisterei stehen lassen, wenn wir mit’m Kutter raus sind, damals. Da war’n doch keine kleinen Leute nich’ am Werk! Aber warum gibt das immer Löcher im Auspuff und nich’ Rost gleichmäßig überall? Die Feuchtigkeit is’ doch auch überall gleich ...?“ Er bildete den Abschluss der kleinen Reihe und murmelte noch eine Weile vor sich hin.

Sie kamen gut voran und nur einmal kam ihnen auf dem Fußweg ein Paar auf einem Nachtspaziergang entgegen. Die Schritte der beiden großen Menschen dröhnten laut auf den Pflastersteinen. Hin und wieder fuhren auch Autos mit stinkendem Getöse an ihnen vorbei. Das geschah immer häufiger, je näher sie zum Eingang des Parks kamen.

Schließlich gelangten sie an das Ende der Straße und an eine von Natriumdampflampen orangegelb erleuchtete große Kreuzung. Die Querstraße war in beiden Richtungen zweispurig ausgebaut und an der Ampel auf der rechten Seite standen Autos und warteten auf Grün. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite war als dunkles Rechteck im gelben Licht der Lampen das schmiedeeiserne Tor zum Stadtpark zu erkennen. Dahinter verlor sich ein Sandweg gesäumt von hohen Büschen in der Dunkelheit.

Die vier lugten unter dem letzten parkenden Auto in der Reihe hervor und schauten zum verheißungsvollen Eingang des Parks hinüber.

„Wie sollen wir denn jetzt da rüberkommen, ohne gesehen oder überfahren zu werden?“, flüsterte Johanna.

„So’n Schiet!“, fluchte Hein. „Die Straße hier war doch früher nich’ so breit, und auf der Karte war die auch kleiner eingezeichnet! Wir brauchen mal ’ne neue Karte!“

Die Ampel sprang auf Grün und die Autos fuhren los. Johanna hielt sich die Ohren zu, bis der Lärm wieder auf ein erträgliches Maß abgeklungen war.

„Die haben sie im letzten Sommer ausgebaut. Da war lange eine Baustelle hier“, erklärte sie dann.

„Das hätteste uns auch vorhin schon sagen können!“, maulte Hein.

„Ich wusste ja nicht, dass das ein Problem ist“, entschuldigte sich Johanna.

„Wir könnten warten, bis noch weniger Autos unterwegs sind und dann einfach rüber rennen“, schlug Maria vor.

Phileas hatte bisher geschwiegen und aufmerksam die Kreuzung beobachtet. Jetzt wandte er sich zu den anderen. „Das ist keine gute Idee. Seht ihr da vorne an dem Mast? Da ist eine Kamera angebaut. Die würden uns garantiert draufbekommen!“

Sie schauten hinüber und Johanna meinte sogar an der Vorderseite des schmalen silbernen Kästchens auf dem Pfahl eine kleine rote Lampe zu erkennen, die vor sich hin blinkte.

„Wir könnten einfach ein Stück die Straße runtergehen, weg von der Kreuzung“, meinte Johanna. „Dann kann uns zumindest die Kamera nicht mehr entdecken.“

Phil beschattete die Augen mit der Hand, um sie gegen das blendend gelbe Licht abzuschildern und spähte die Straße hinunter. „Das Problem ist auch die Betontrennwand mitten auf der Straße zwischen den Spuren. Wir müssten über eine Straßenhälfte rüber rennen, dann mit dem Seil die Betonwand hochklettern, und schließlich auf der anderen Seite über die andere Straßenhälfte flitzen. Und dabei fahren ständig Autos hin und her. Das dürfte schwierig werden.“ Er kratzte sich nachdenklich über die mittlerweile recht langen dunkelroten Bartstoppeln an seinem Kinn.

Johanna hatte eine Idee: „Das ist ja fast wie bei einem Computerspiel!“ Die anderen sahen sie fragend an. „Okay, das kennt ihr vielleicht nicht, gibt’s auch noch nicht so lange ... Also, da gibt’s so Spiele, die man auf einem Computer spielt, wo man eine Spielfigur zwischen rollenden Steinen, fahrenden Autos und allen möglichen anderen Gefahren hindurch manövrieren muss. Und wenn man durch ist, gibt’s Punkte dafür.“

Hein konnte sich das offenbar am wenigsten vorstellen. „Und wenn man nich’ durchkommt, was passiert dann?“

„Äh, dann wird man überfahren und dann fängt man wieder von vorne an.“

Hein zog nur eine Augenbraue hoch. „Glaub’ nich, dass das hier so funktionieren würde ...“, meinte er.

„Neinnein, das meinte ich ja auch gar nicht ... Also, worauf es ankommt: Gute Spieler wissen, dass es immer auch einen einfacheren Weg gibt, der

meistens aber versteckt ist. Zum Beispiel könnten wir ja vielleicht unterirdisch unter der Straße durch, durch die Kanalisation oder durch ein Rohr oder so.“

Phil schaute sie nachdenklich an und überlegte. „Die Kanalisation ist gefährlich. Da haben die Ratten ihr Revier und die mögen es überhaupt nicht, wenn man da eindringt. Außerdem müssten wir erst mal einen Gullydeckel aufmachen, und das ist wirklich schwer!“

Maria mischte sich aufgeregt ein. „Die U-Bahn! Das ist ’ne große Straße hier, also muss es doch auch eine U-Bahn-Station geben. Und da gib’t dann immer einen Zugang von beiden Seiten der Straße!“

Sie schauten die Straße hinunter und sahen tatsächlich in einiger Entfernung ein blaues Schild mit einem großen »U« darauf auf dem Gehweg stehen.

Phil zögerte, gab sich dann aber einen Ruck. „Also gut, das ist besser als nichts. Hier kommen wir eh nicht rüber. Wir schauen uns die U-Bahn mal aus der Nähe an. An der Straße parken keine Autos, also bleibt im Schatten unter den Hecken und Vorsprüngen der Häuser.“

Fast fröhlich schlichen sie geduckt hintereinander an den Häusern entlang. Als sie am Eingang der U-Bahn-Station ankamen, wehte ihnen ein warmer Wind Gerüche nach alten Bierdosen und kaltem Zigarettenrauch entgegen. Am Fuß der Treppe hielten sie an und blickten hinunter in den hell erleuchteten gefliesten Tunnel. Der Weg bog schon nach ein paar Metern seitlich ab, sodass sie nicht viel erkennen konnten.

„Verdammt!“, flüsterte Phil. „Das sieht gefährlich aus!“

„Aber hier könn’ wir auch keine Wurzeln nich’ schlagen“, wisperte Hein zurück. Er blickte sich kurz um, dann rannte er die Treppe hinunter. Das Schwert an seiner Seite klapperte gegen den Bogen auf dem Rücken.

„Verdammt Draufgänger!“, zischte Phil durch die Zähne. Er schaute die Frauen an. „Wenn’s Probleme gibt, einfach weiter rennen, bis wir drüben rauskommen, okay?“ Maria nickte nur, Johanna schaute ihn mit großen Augen an und schluckte.

Dann rannten sie gemeinsam Hein hinterher. Der wartete schon in den Schatten an Anfang des Tunnels auf sie und spähte in den Gang hinein.

„Alles klar? Keine Maus nich’ zu seh’n hier. Los, weiter!“

Sie liefen auf den schmutzigen Fliesen entlang, dabei Kaugummiflecken und Zigarettenstummeln im Zickzack ausweichend. Ein flüchtiger Beobachter hätte

sie für vier kleine graue Tierchen halten können, die in der U-Bahn Zuflucht vor der Kälte des Winters suchten.

Nach einigen Metern öffnete sich der Tunnel zu einem größeren Raum und links und rechts führten weitere Treppen in die Tiefe. In einer Ecke standen ein Fahrkartenautomat und ein Kaugummiautomat Seite an Seite. Hein lief zielstrebig geradeaus und auf den gegenüberliegenden Tunnelausgang zu. Sie waren gerade in der Mitte des Raums angekommen, als sie laut hallende Schritte aus dem Gang gegenüber hörten.

„Scheiße! Verstecken irgendwo! Hinter die Automaten!“, rief Phileas im vollen Lauf den anderen zu. Er sprang zur Seite und zwängte sich hinter den Fahrkartenautomaten. Die Anderen kamen ihm nach und nach Luft schnappend steckten sie schließlich zu viert in einem schmalen Spalt hinter der Maschine. Spinnweben und Kabel füllten die Lücke fast zur Hälfte aus. Eines der Kabel war ziemlich ramponiert und zeigte blanke Stellen, wo es im Gehäuse der Maschine verschwand.

Phil legte den Finger an die Lippen, aber auch so wussten die anderen, dass sie jetzt ruhig sein sollten. Die polternden Schritte kamen näher und schließlich stand der nächtliche Fahrgast vor dem Fahrkartenautomaten. Johanna legte die Hand auf den Mund, um ihr lautes Atmen zu unterdrücken. Sie hörte, wie Geld eingeworfen wurde und klappernd und rollend im Bauch der Maschine verschwand. Dann druckte der Automat die Fahrkarte und quietschend und ächzend begann er sie herauszuschieben.

Hein grinste ihr zu und zog dann kräftig am defekten Stromkabel des Automaten. Maria wollte ihn gerade anfauchen, als ein Blitz aus dem Kabel in das Gehäuse fuhr. Die Luft roch augenblicklich nach verbranntem Plastik und Ozon und die Geräusche im Automaten erstarben.

Auf der anderen Seite der Maschine begann ein wildes Geschimpfe, das schließlich in einem saftigen Tritt gegen den Fuß des Gerätes endete. Johanna klopfte das Herz bis zum Hals. *Hoffentlich schaut er nicht hinter das Ding! Was sollen wir dann nur machen!*, dachte sie verzweifelt.

Schließlich entfernten sich die Schritte wieder und man hörte den Fahrgast leise schimpfend die Treppe hinuntergehen. Nach einer kurzen Weile war dann das Dröhnen des ankommenden Zuges unter ihnen zu spüren.

„Schnell, wir müssen raus, bevor noch Leute aus dem Zug aussteigen!“, rief Phil.

Sie krabbelten hinter dem Automaten hervor und rannten in den Ausgangstunnel hinein. Hier ging es sachte bergauf, was Johanna schon nach kurzer Strecke zum Keuchen brachte. Sie flitzten um die Ecke und hüpften die Treppe zum Gehsteig hinauf. Auf dem Gehsteig liefen sie weiter, bis Phil einen kleinen Schwenk zum Maschendrahtzaun zu ihrer Rechten machte und durch ein Loch im Unterholz des Stadtparks verschwand. Sie arbeiteten sich noch weiter durch die struppigen kahlen Büsche voran, bis das Licht der großen Straße und die dröhnenden Geräusche der Autos hinter ihnen verblasst waren. Dann erst hielten sie an und keuchten und prusteten eine Weile vor sich hin.

Maria war die Erste die, noch fast außer Atem, anfang Hein anzufauchen: „Hein Behrends, du verdammter Kindskopf!“, donnerte sie ihn an. „Was soll der Unsinn! Willst du uns umbringen, oder was?“

Hein kringelte sich derweil am Boden vor Lachen und konnte deshalb gar nicht widersprechen.

Phil legte Maria beruhigend die Hand auf den Arm und grinste. „Lass mal, Maria. Hein hat da schon ganz andere Sachen angestellt. Erzähl ich dir lieber nicht im Detail. Hein, erinnerst du dich an den Hausmeister in der Schule und sein Frühstücksbrot?“

Viel mehr als ein „Huhuhuhu ...“ brachte Hein nicht zustande, aber sein Lachen war so ansteckend, dass auch Johanna sich ein Lächeln nicht verkneifen konnte und Marias Zorn schnell verrauchte.

„Ob uns da wohl jemand gesehen hat, aus den Autos heraus vielleicht?“, fragte Johanna.

Phil winkte beruhigend ab. „Das kommt schon mal vor, auch wenn wir sonst auf Streifzügen durch die Innenstadt unterwegs sind. Kann man nicht immer vermeiden, wenn man so dicht mit den großen Leuten zusammenlebt. Aber deshalb haben wir auch die graubraunen Umhänge mit Kapuzen, da halten uns die Leute dann für Ratten oder Kaninchen oder so. Entscheidend ist, dass sie nicht *erwarten*, dass es uns gibt. Also wollen sie eher Ratten oder andere kleine Tiere in uns sehen.“

Maria hatte sich mittlerweile wieder beruhigt. „Die beiden sind ja viel öfter draußen unterwegs als ich. Ich komme nur mit, wenn’s auf eine Rettungs-

mission geht, wie jetzt, oder mal die Mülleimer auf dem Markt plündern oder so. Ist mir auch viel zu aufregend, wenn ich ehrlich bin!“

„Ich bin fast gestorben vor Angst!“ Johanna schüttelte sich bei dem Gedanken an den engen Spalt hinter dem Automaten. „Ich hatte wirklich Sorge, dass wir entdeckt werden!“

Hein hatte mittlerweile seine Fröhlichkeit wieder unter Kontrolle bekommen. „Die Menschen schauen nie hinter solche Automaten-Dinger. Sie glauben nich’ an uns, deshalb sind sie auch nich’ neugierig. Eher glauben sie noch an Geister, weil sie so was immer im Fernsehen sehen.“

„Aber was ist, wenn sie doch mal nachsehen?“, beharrte Johanna.

„Dann musst du ganz schnell wegrennen! Sie erschrecken sich leicht, und sie sin’ auch ganz schön langsam, die großen Leute. Sie glauben dann ’ne Ratte springt sie an. Dann schreien sie laut, besonders die Frauen. Kannste nix falsch machen, wenn du schnell rennst.“ Hein schüttelte den Kopf bei dem Gedanken an die großen Leute.

Phil reichte seine Feldflasche herum und alle nahmen einen großen Schluck. Dann schraubte er sie sorgfältig zu und verstaute sie wieder in seinem Rucksack. „Lasst uns ein Stückchen tiefer in den Park reingehen und dann suchen wir uns einen Kaninchenbau für den Tag“, meinte er.

Sie gingen weiter, erst im Unterholz und dann über einen Kiesweg und eine große Wiese. Der Himmel hatte sich zugezogen und erste kleine Schneeflockchen fielen aus den tief hängenden Wolken auf sie herunter. Das Gras unter ihren Füßen war von Raureif überzogen und knirschte leise. Am Rand der Wiese unter den ersten Büschen und Sträuchern sahen sie verschiedene größere Löcher im gefrorenen Boden, aber Phil schüttelte jedes Mal den Kopf, wenn sie am Eingang der Höhlen angelangt waren. Er zeigte auf die handtellergroßen harten Kotkugeln, die rund um den Eingang verteilt waren.

„Bewohnt!“, flüsterte er leise.

Erst am vierten Loch, das einsam und halb mit Gras und Blättern bedeckt unter einem großen Baum lag, schien er zufrieden. Die Kotkugeln waren hier alle schon zerfallen. Zusammen mit Hein sammelte er ein paar herumliegende Ästchen ein und dann setzen sie alle ihre Rucksäcke ab.

Phil holte aus seinem Gepäck einen länglichen schmalen Plastikstab und zog leise sein Schwert. „Also, ich gehe mal zuerst rein. Eigentlich sollte das hier leer sein, weil es eine Setzhöhle ist. Da bekommen die Kaninchendamen ihre Jungen drin und danach steht sie leer. Aber Kaninchen halten keinen Winterschlaf, deshalb sollten wir vorsichtig sein! Hein, hilf mir mal mit dem Licht!“

Zusammen knickten sie den Plastikstab in der Mitte bis ein leises Knirschen wie von berstendem Glas ertönte. Der Stab glühte grün auf und seine Leuchtkraft wurde schnell heller und heller.

„Das ist ein Knicklicht aus dem Angelgeschäft. Ist sehr nützlich. Es leuchtet etwa fünf Stunden, zumindest stand das auf der Packung. Habe ich allerdings auch noch nie nachgemessen“, erklärte Phil. Dann ging er gebückt und mit gezücktem Schwert in die Höhle hinein.

Die anderen warteten draußen.

„Verdammt Schnee, warum muss der ausgerechnet jetzt fallen?“ Maria strich sich einige weiße Flocken vom Umhang und fröstelte.

Johanna war auch kalt und sie steckte die Hände so tief es ging in die Taschen ihres Umhangs. „Habt ihr denn schon mal in so einer Kaninchenhöhle übernachtet?“, wollte sie wissen.

„Natürlich ham wir das! Karnickellöcher findest du praktisch überall inner Stadt. Am besten sind die Setzhöhlen, so wie’s Phil sagt, da is’ oft auch noch Heu drinnen – manchmal richtig kuschelig!“ Hein öffnete seinen Rucksack und suchte drin rum. „Hab’ gar keine Lichter nich’ mehr. Müssen wieder mal welche holen geh’n“, murmelte er vor sich hin.

„Da gibt’s auch schon ganz gute und sehr kleine Taschenlampen“, fügte Maria hinzu. „Wir haben ein paar davon besorgt, aber die sind immer noch ein bisschen zu schwer zum Mitnehmen, besonders für so eine lange Reise. Das ist immer das Problem, so richtig kleine Sachen zu finden, die für uns passen.“ Maria seufzte leise.

Hein legte ihr die Hand auf den Arm. „Mein Schatz, vielleicht sollten wir selber mal welche bauen, so aus ganz kleinen Lämpchen und Batterien und so?“

Maria lächelte ihn an. „Ja, und dann verkaufen wir die an die großen Leute. Und von dem Geld fahren wo hin, wo es immer warm ist und die Sonne scheint, was?“

„Nee, lass mal! Geld brauchen wir doch nich’ zum Glücklichsein, oder? Und wo’s warm is’, da gibt’s auch Schlangen und so’n Viehzeugs.“

„Ja, da hast du recht, mein alter Seemann.“ Maria gab ihm einen Kuss.

Johanna drehte sich um und schaute angestrengt in die Höhle hinein. Ein grüner Schimmer erschien, dann war Phileas wieder bei ihnen.

„Alles klar, habe noch ein wenig aufgeräumt. Schöne Schlafgelegenheit für uns. Hein, wir brauchen doch die Stöcke, da ist ein Durchgang in die Wohnhöhle drinnen.“

Sie nahmen die gesammelten Zweige und ihre Rucksäcke und gingen mit eingezogenem Kopf hinter Phil her. Der grüne Stab leuchtete hell und gleichmäßig und Johanna konnte an den Wänden noch die Spuren der Kaninchenkrallen erkennen, die diesen Tunnel gegraben hatten. Sie gingen bergab und nach einer Weile wurde der Tunnel breiter und die Decke höher. Sie konnten jetzt richtig aufrecht stehen und die Erde an den Wänden war nicht mehr gefroren. Zu ihrer Linken war ein schmaler schwarzer Durchgang zu erkennen, geradeaus war die Höhle eine Sackgasse. Auf dem Boden lag viel trockenes Gras, das weich unter ihren Füßen knisterte.

„Okay, dann lasst uns mal den Tunnel zur Wohnhöhle der Karnickel verschließen, damit wir nicht noch ungebetenen Besuch bekommen.“ Phil ramnte die mitgebrachten Zweige in den Boden und in die Wände rund um den dunklen Durchgang und verkeilte sie miteinander. Dann machten sie es sich gemütlich in der Höhle. Sie breiteten ihre Schlafsäcke aus und setzten sich hinein. Phil spießte das Knicklicht aufrecht in den Boden und sie tranken Wasser und aßen Nüsse und Rosinen. Es war so gemütlich, wie es Hein zuvor versprochen hatte. Maria, Hein und Phileas unterhielten sich noch ein Weilchen, während Johanna danebenlag und den Geschichten über das Leben im Dorf und seine Bewohner zuhörte, bis sie eingeschlafen war.

6) Kaninchen

Johanna erwachte als Erste. Sie setzte sich in ihrem Schlafsack auf und schaute sich verschlafen um. Maria und Hein schliefen neben ihr und Hein schnarchte leise, während Phil mehr zum Eingang der Höhle hin lag, als wenn er sie alle zu beschützen versuchte, und tief und gleichmäßig atmete. Dazwischen steckte das Knicklicht im Boden und glimmte nur noch leicht. Phil hatte gesagt, dass es fünf Stunden lang leuchten würde, also hatte sie wohl schon recht lange geschlafen.

Sie kletterte leise aus ihrem Schlafsack und zog die Stiefel an. Nach kurzem Zögern nahm sie auch ihr Schwert und ihre Lederhandschuhe und schlich zum Ende der Schlafhöhle. Der Tunnel zur Oberfläche hinauf war von einem matten grauen Licht erleuchtet und die kleinen und größeren Steinchen, die die Erde an den Wänden und an der Decke durchsetzten, schimmerten leicht. Der dunkle Durchgang zu den Wohnhöhlen der Kaninchen lag zu ihrer Rechten und machte ihr ein wenig Angst, aber er schien immer noch sicher mit Ästen verschlossen zu sein. Es war still in der Höhle.

Ein bisschen umsehen wird schon nicht gefährlich sein, dachte sie sich. Sie zog sich sicherheitshalber den Schwertgurt über die Schulter und ging dann vorsichtig den Tunnel zur Oberfläche hinauf. Je höher sie kam, desto heller wurde das Licht und desto kälter fühlte sich die Luft an. Nach ein paar Metern schauten schließlich sogar aus den Wänden und der Decke des Tunnels die braunen Wurzeln der Sträucher an der Oberfläche wieder heraus. Dann kam sie um eine letzte Biegung und war plötzlich geblendet.

Draußen hatte es geschneit und alles war von einer flockigen weißen Schicht überzogen. Die Sonne schien hell auf den ersten Schnee in diesem Jahr und Johanna musste wegen der Helligkeit ihre Hand schützend vor die Augen halten. Zu ihren Füßen lagen einige größere Schneeflocken ineinander verkeilt und glitzerten und glänzten im warmen Sonnenlicht. Jede einzelne Flocke war handteller groß und es war wunderschön anzuschauen, wie vielgestaltig die Formen der Kristalle waren. Alle hatten sechszählige Symmetrie, aber die einzelnen Kristallnadeln verästelten sich in regelmäßigen Abständen in immer kleinere Zweige und die Kanten funkelten in allen Regenbogenfarben. Sie zog

einen Handschuh aus und berührte vorsichtig die Spitze einer Flocke mit dem Finger. Sie war sehr kalt und man konnte zuschauen, wie sie schmolz und sich in einen durchsichtigen Wassertropfen verwandelte.

Eine Bewegung am Rand der Büsche schreckte Johanna aus ihrer Versunkenheit. Ein junges Kaninchen saß dort und schaute zu ihr herüber. Es hatte ein graubraunes flauschiges Winterfell und schien so groß wie ein Kälbchen zu sein. Seine großen schwarzen Knopfaugen beobachteten sie, während seine Nase unaufhörlich zuckte. Auf jeden Fall sah es nicht gefährlich aus. Johanna stand vorsichtig auf, und das Kaninchen hoppelte ein paar Schritte weg, dann beobachtete es sie wieder.

„Was bist du denn für ein süßes Ding?“, fragte sie leise.

Sie ging einen kleinen Schritt auf das Tier zu, aber wieder hoppelte das Kaninchen weiter, diesmal bis auf die schneebedeckte Wiese hinaus. Dort saß es im Sonnenschein und begann an den dünnen gelbgrünen Grashalmen zu nagen, die aus der dünnen Schneedecke herausragten.

„Du brauchst doch vor mir keine Angst zu haben!“, flüsterte Johanna.

Sie schlich leise bis zum Rand der Büsche und versteckte sich dort hinter einem Ast, um das Tier weiter zu beobachten. Es war sehr friedlich, ihm beim Grasens auf der Wiese zuzuschauen. Die Sonne war warm und auch das Kaninchen schien sie zu genießen, und Johanna wurde allein vom Zuschauen fast schon wieder ein bisschen schläfrig.

Plötzlich erschien ein großer Schatten auf dem Schnee. Das Nagetier stellte die Ohren auf und von irgendwoher ertönte ein lautes Trommeln. Es setzte zum Spurt in Richtung der Büsche an, aber aus dem Nichts schoss mit einem lautem Schrei ein großer Vogel herunter und stürzte sich auf das junge Tier. Das Kreischen des Vogels mischte sich mit dem Wimmern der Beute und beide rollten umeinander.

Johanna war vor Schreck nach hinten gestürzt und lag im kalten und weichen Schnee. Auf allen vieren krabbelte sie wieder hinter den Ast und in Deckung, während vor ihren Augen der Greifvogel auf das Kaninchen einhackte und dieses verzweifelt zu entkommen versuchte. Der Vogel schlug heftig mit den Flügeln und hielt mit den Krallen sein Opfer am Rücken gepackt. Wieder und wieder fuhr der scharfe Schnabel auf das Kaninchen nieder, während es sich heftig in dem Griff wandt und mit den langen Beinen strampelte um zu

entkommen. Der Vogel hatte offenbar Mühe seine Beute zu überwältigen und einmal schien es fast so, als könnte das Kaninchen doch entfliehen, aber schließlich erstarb das Wimmern des kleinen Tiers und es regte sich nicht mehr. Der Raubvogel hielt seinen eisernen Griff noch eine Weile aufrecht, wie um sicherzugehen, dass die Jagd erfolgreich war, dann ließ er von seinem Opfer ab und begann sein zerzaustes Gefieder zu putzen. Der Schnee rund um das tote Kaninchen färbte sich blutrot.

Johanna war außer sich vor Zorn. Sie packte ihr Schwert und zog es aus dem Schultergürtel und rannte mit erhobener Waffe auf den Greifvogel zu. Dabei schrie sie ihn an: „Du Scheißvogel, du! Hau ab! Ahhhhhhh! Lass das arme Kaninchen in Ruhe!“

Der Vogel drehte sich zu ihr um und kreischte ihr ein lautes „Piiiaaf“ zurück. Dann breitete er seine großen Schwingen aus, packte das tote Tier mit seinen Krallen und flog schwerfällig mit seiner Beute davon. Johanna blieb mit ihrem Schwert alleine zurück und ließ die Arme hängen. Die Tränen liefen ihr über das Gesicht, während sie der verschwindenden Silhouette des Vogels mit seiner Beute am Himmel hinterher starrte.

Nach einer Weile wurde ihr klar, dass sie noch immer inmitten des blutigen Schnees stand, und sie begann zurück zu den Büschen zu laufen. Sie stürmte mit nassem Gesicht in den Tunnel des Kaninchenbaus und rannte dort direkt Hein in die Arme.

„He, langsam, Häuptlingstochter! Pass auf mit'm Schwert, ja!? Was is'n los?“

Sie war völlig außer Atem: „Der Vogel ... das Kaninchen ... tot!“

„Wer is' tot, der Vogel oder das Kaninchen?“

„Der Vogel hat das Kaninchen umgebracht ... es war schrecklich!“ Sie fing wieder an zu weinen.

Hein hielt sie an den Schultern und bugsierte sie den abfallenden Weg hinunter in die Schlafhöhle. Dort saßen Phil und Maria und bereiteten ein kleines Frühstück vor.

„Hab' sie gefunden!“, verkündete Hein. „Hat wohl 'nen Vogel beobachtet, wie er ein Kaninchen erlegt hat.“

„Alles voller Blut! Es war so gemein!“ Johanna erzählte Maria und Phil von ihrem Ausflug.

Maria nahm ihre Hand und schaute ihr in die Augen. „Also, hör mal Johanna! So läuft das eben, das weißt du doch selber auch! Die großen Leute machen sich da immer sehr romantische Vorstellungen vom Leben im Einklang mit der Natur und so. Aber in der Realität ist das ein täglicher Kampf und meistens nicht gerade gerecht. Die Schwächeren müssen immer dran glauben, und das war in diesem Fall das Kaninchen. Es hätte halt nicht am helllichten Tag auf die offene Wiese rennen sollen!“

Johanna hatte sich mittlerweile etwas beruhigt. „Das Problem ist ja auch, dass es rausgelaufen ist, weil ich zu ihm hingehen wollte. Es hatte Angst und ist raus auf die Wiese gehoppelt. Es ist also meine Schuld, dass es jetzt tot ist!“

Phil hatte bisher nur zugehört, aber jetzt meldete er sich zu Wort: „Es hätte auch irgendwo in den Büschen verschwinden können. Niemand hat es gezwungen, raus auf die Wiese zu laufen und dort als Zielscheibe rumzusitzen. Was mir weit mehr Sorgen bereitet, ist, dass das auch du hättest sein können. Wenn du auf die Wiese gelaufen wärst, ohne Kaninchen, dann hätte der Vogel dich angegriffen. Und dann? Wie hättest du dich gewehrt?“

Hein versuchte ein wenig vom Thema abzulenken: „Was war’n das überhaupt für’n Greifvogel? War der so braun auf’m Rücken und vornerum eher weiß oder gesprenkelt?“

Johanna lief bei dem Gedanken an den Vogel ein Schauer über den Rücken. „Jedenfalls war er riesengroß und er hatte einen krummen Schnabel. Äh ja, und braun-weiß war er auch. Und die Flügelspitzen waren schwarz!“

„Dann war’s ein Mäusebussard! Meistens jagen die eher kleinere Tiere und auch nich’ häufig inner Stadt. Hatte vielleicht Hunger und ’ne Weile nix mehr gefangen, da hat er sich dann an ’nem kleinen Karnickel versucht.“

„Auf alle Fälle hat er ganz schön lange kämpfen müssen, bis er es überwältigt hat. Armes Kaninchen!“ Johanna dachte an die süßen schwarzen Knopfaugen und trauerte ihm nach.

Hein war zufrieden mit seiner Diagnose und schwieg, aber Phil wollte noch seine Standpauke an Johanna zu Ende bringen: „Jedenfalls solltest du keine Spaziergänge alleine unternehmen, Johanna! Wir haben eine Regel, die besagt: Niemals alleine draußen rumlaufen! Zu zweit kann man sich weit besser verteidigen und sich gegenseitig helfen. Schau mal Hein und mich an: seit vielen Jahren sind wir draußen unterwegs, holen Nahrungsmittel und

Werkzeuge und alles Mögliche andere ran, aber immer zu zweit. Stimmt's Hein?“

Hein hatte sich wieder seine stinkende Pfeife geschnappt und verpestete damit genüsslich die Luft in der Höhle. Er dachte ein Weilchen nach, nahm dann die Pfeife aus dem Mund und pustete einen Rauchkringel an die Höhlendecke. Er grinste und sagte nur zwei Worte: „Uschi's Käseparadies ...“

Phil war erst mal aus dem Konzept gebracht. „Käseparadies? Was meinst du mit Käseparadies? Ähem, ach so, das war aber doch was anderes! Ist ja auch schon ewig her. Da hatten wir kaum was zu essen im Dorf und ich hatte Hunger. Außerdem haben wir uns gestritten, und dann war ich sauer!“ Offenbar war es ihm auch etwas peinlich.

Maria kannte die Geschichte anscheinend auch noch nicht. „Da hast du mir gar nichts von erzählt, dass ihr euch gestritten habt!“, sagte sie zu Hein.

„Is'n paar Jährchen her und war nich' wirklich wichtig, damals. Jedenfalls, jeder macht mal Dummheiten, besonders wenn er sauer is' oder traurig oder so. Ich denk', Johanna hat was gelernt heute. Also lasst sie mir jetzt mal zufrieden damit. Ich denk' auch, dass das verdammt mutig war, den Vogel mit so 'nem kurzen Schwert anzugreifen. Johanna, wenn du immer in so gefährliche Sachen reinrutscht, dann sollten wir dir beibringen, wie man richtig mit'm Schwert kämpft. Das bringt dich auch auf andere Gedanken.“ Hein steckte die Pfeife wieder in den Mund und paffte bedächtig weiter.

Johanna strahlte ihn an und umarmte ihn dann wortlos.

Phil lenkte ein. „Vermutlich hast du wie immer Recht, Hein. Dann übernehme ich nach dem Frühstück mal die Schwertkampfübungen mit Johanna, okay? Einer muss aber Wache stehen, weil wir dann Lärm machen und das könnte ein Hund oder eine Katze hören. Außerdem müssen wir raus aus dieser Höhle, und wir sollten unser Frühstück lieber draußen an der frischen Luft einnehmen, bevor wir an einer Rauchvergiftung sterben. Ich rauche ja auch ab und zu, aber ich verstehe wirklich nicht, wie du dieses Teufelszeug ständig qualmen kannst!“

Sie gingen alle hinaus in den Sonnenschein und aßen die Nüsse aus ihrem Proviant auf. Danach setzten sich Hein und Maria an den Rand der Büsche in Richtung der Wiese und hielten Händchen und schauten sich den glitzernden

Schnee an. Phil und Johanna suchten sich einen kleinen Kampfplatz zwischen den niedrigen immergrünen Kriechmispeln rund um ihr Kaninchenloch.

Phil war verlegen und kratzte sich am Hinterkopf. „Tja, wie fangen wir jetzt am besten an? Hast du schon mal ein Schwert in der Hand gehabt und gekämpft? Ich meine, außer heute Morgen?“

„Äh, nein. Höchstens mal ein Küchenmesser ...“

„Ja, hmmm. Dann fangen wir vielleicht erst mal ganz einfach an. Pass auf, nimm dein Schwert und versuch die Blätter hier links und rechts von dem Zweig abzuschlagen!“

Johanna griff über ihre linke Schulter und zog vorsichtig das Kurzschwert aus der Scheide. Dann stellte sie sich vor dem Zweig auf, hob die Waffe und hackte damit ein Blatt ab. Es fiel raschelnd zu Boden. Sie sah fragend zu Phil rüber. „So richtig?“

Phil schaute skeptisch. „Hmm, sieht auch wirklich so aus, als hättest du ein Küchenmesser in der Hand. Was fehlt, ist die richtige Körperspannung für einen Kampf. Stell dir vor, dieser Zweig ist ein gemeiner Riesenkrake, der dich angreifen will. Du kommst ihm jetzt zuvor und haust ihm alle seine Tentakel ab. Ich mach das vielleicht mal vor ...“

Er zog sein armlanges Schwert heraus und stellte sich vor dem Zweig auf. Er verharrte leicht geduckt vor dem Zweig, den Schwertarm etwas zurückgezogen und den linken Fuß nach vorne. Konzentriert starrte er auf den Zweig und wiegte sich hin und her, als wenn er auf einen Fehler in der Deckung seines Gegners warten würde. Dann sprang er leichtfüßig vor und mit einer fließenden Bewegung schlug er den Ast einfach in der Mitte durch. Während er hochschnellte, hieb er links und rechts mit kreisförmigen Bewegungen des Schwertes immer wieder zu, bis alle Blätter auf dem Boden lagen. Dann sprang er wieder zurück und schob sein Schwert in die Scheide.

„Na ja, jetzt brauchen wir natürlich einen neuen Zweig ... Also, Johanna, du bist dran! Keine Angst, das ist nicht so schwierig.“

Johanna stellte sich geduckt vor einem neuen Zweig auf und versuchte sich einen gefährlichen Kraken vorzustellen. Irgendwie sah der Zweig überhaupt nicht krakenartig oder gefährlich aus. Eher wie eine friedliche Bohnenranke, an der man hochklettern könnte, um das Königreich des Riesen aus dem Märchen zu entdecken. Sie schloss die Augen und versuchte, sich zu konzentrieren.

Dann hob sie das Schwert und schnellte vor und hackte auf den Zweig ein. Beim ersten Hieb fiel wieder ein Blatt sauber durchtrennt ab, aber bereits beim zweiten Schlag blieb die Klinge im Holz des Zweiges stecken. Mühsam zog sie das Schwert heraus, dann blickte sie Phileas ratlos an.

Phil dachte nach. „Da fehlt die Realitätsnähe, stimmt’s? Ist einfach was anderes, wenn man wirklich um sein Leben kämpft. Wie wär’s mit folgender Idee: Stell dir vor, dieser Zweig oder von mir aus auch der ganze Busch ist der Raubvogel von vorhin, und du musst dein Kaninchen beschützen!“ Johanna musste schlucken und wurde ein wenig blass um die Nase.

Phil beschwichtigte: „Ich weiß, ich weiß, das ist vielleicht ein wenig unsensibel jetzt. Aber so wird die Bedrohung realistischer!“

Johanna stellte sich wieder vor den Busch und konzentrierte sich auf ihr Erlebnis von heute Morgen. Sie sah den Vogel wieder vor sich und fühlte eine heiße Wut in sich aufsteigen. Sie spürte fast körperlich, wie der Vogel mit seinem großen messerscharfen Schnabel immer wieder auf das Kaninchen einhackte, während es verzweifelt mit den Beinen strampelte. Sie zog ihr Schwert heraus und duckte sich zum Kampf, dann sprang sie den Busch an und hackte und stieß und schlug auf die Zweige ein, dass die Blätter und Aststücke nur so um sie herumflogen. Sie rannte zurück und wieder vor, nahm sich den nächstliegenden Zweig vor und wütete so lange, bis alle Blätter um sie herum auf dem Boden lagen und die Äste in der Umgebung so weit oben abgetrennt waren, wie sie gerade noch heranreichte. Dann blieb sie keuchend inmitten der Zerstörung stehen und ließ das Schwert sinken. Der Schweiß lief ihr von der Stirn und ihr Kopf war tiefrot angelaufen.

„Donnerwetter!“ Phil war beeindruckt und grinste. „Das nenne ich Frust rauslassen! Da hätte ich aber nicht der Vogel sein wollen!“

Johanna schämte sich ein bisschen für ihre Leidenschaft, war aber auch ein wenig stolz auf sich. „Na ja, das hätte ich halt heute Morgen machen müssen. Jetzt ist’s zu spät dafür.“

„Ja, aber du hast gesehen, was in dir steckt! Jetzt müssen wir ein wenig üben, diese Energie zu bündeln und in effektive Schläge zu lenken. Komm setz dich erst mal hin und ruh dich ein wenig aus und wir gehen mal die potenziellen Angreifer durch.“

Sie machten es sich im Schneidersitz auf dem Boden bequem und Phil fing an zu erklären: „Also, erst mal vorneweg folgendes: Wenn wir mit dem Schwert kämpfen, dann geht es nicht wie in alten Piratenfilmen oder wie in Fantasiegeschichten darum möglichst ehrenvoll oder elegant zu fechten, sondern es geht ums Überleben. Deine Gegner sind normalerweise keine Helden oder adeligen Bösewichter, die sich an irgendeine Etikette oder Höflichkeitsregeln halten. Deine Gegner halten sich nur an die Regeln, die die Evolution ihnen beigebracht hat, und die lauten: als Erster zuschlagen, alle möglichen Hinterhalte ausnutzen und mit allen Mitteln gewinnen. Ich würde vermuten, dass das in der Realität mit echten Piraten oder echten Helden auch nie anders war, aber es ist halt in den Geschichten verklärt worden, solange bis es sich wirklich romantisch anhörte. Vermutlich waren Seeräuber auch meistens miese Gesellen, die einfach wild drauflos gedroschen haben, aber das erzählt sich einfach nicht so schön. Sei's drum.“

Er nahm die Wasserflasche und gab sie Johanna, die immer noch rot im Gesicht war. Dann erzählte er weiter: „Jedenfalls, deine Gegner werden alle Waffen einsetzen, die sie haben, und das ist bei jedem Tier etwas verschieden. Du musst wissen, wie sie angreifen werden und wo ihre Schwachpunkte sind. Es ist auch schwierig, das in Übungskämpfen zu trainieren, weil ich ja zum Beispiel keine großen Pranken mit messerscharfen Krallen dran wie eine Katze oder Stacheln wie ein Igel habe. Trotzdem werden wir es nachher versuchen. Auf alle Fälle muss die erste Regel immer sein: Einen Kampf vermeiden, wann immer es geht! Das machen wir bisher immer schon, indem wir uns lautlos und vorsichtig bewegen, damit niemand auf uns aufmerksam wird. Menschen sowieso nicht, die kannst du eh nicht besiegen, weil sie zehnmal größer sind als du und hundertmal schwerer. Aber auch Hunde und Katzen brauchen dich nicht zu sehen und zu hören, wenn du vorsichtig und leise bist.“

„Vorsichtig und leise, einen Kampf vermeiden, wo immer es geht“, wiederholte Johanna folgsam.

„Auch wenn dich eine Katze oder Ratte bemerkt, muss das keinen Kampf bedeuten. Ratten hauen meistens ab, besonders, wenn sie alleine sind. Katzen sind oft nur neugierig und kommen näher, greifen aber nicht an, solange du nicht wegläufst und ihren Jagdinstinkt reizt. Zieh dein Schwert und stelle dich zum Kampf auf, damit du bereit bist. Aber greife nie als Erster an! Du kannst

sie anschreien, manchmal bekommen sie Angst, weil sie so ein Verhalten nicht kennen.“

„Ratten laufen weg, Katzen anschreien, dann haben sie Angst“, resümierte Johanna.

„Na ja, du *musst* sie nicht anschreien! Funktioniert auch nicht immer. Katzen sind schon ziemlich intelligent und neugierig. Hunde sind auch neugierig und eigentlich greifen sie meist gar nicht an, weil sie keine richtigen Raubtiere sind. Sie würden im Rudel jagen, aber in der Stadt sind sie ja immer alleine. Ihr Herrchen ist ihr Rudelführer und sie greifen ohne Herrchen nicht an. Das bedeutet, dass sie dir hinterher jagen, wenn du wegläufst, aber wenn du stehen bleibst, dann bleiben sie auch stehen und verbellen dich, und sie warten, bis ihr Herrchen dazukommt. Solange kannst du natürlich nicht warten. Du kannst sie angreifen und ihnen mit dem Schwert in die Nase stechen, dann haben sie Angst und laufen weg. Na ja, bei mir haben sie das bisher immer getan. So richtig verlassen kann man sich da aber auch nicht drauf ...“

„In die Nase stechen? Da muss man aber ganz schön dicht ran, oder?“

Johanna dachte an Bulldoggen und andere große Hunde, vor denen sie schon als großer Mensch immer Angst gehabt hatte. Jetzt wären solche Hunde dreimal größer als sie – keine schöne Vorstellung.

„Ja. Optimal ist es dann einen Bogen zu haben, so wie Hein, dann kann man ihnen schon aus der Entfernung einen Pfeil verpassen. Man sollte halt immer zu zweit sein, habe ich ja schon gesagt. Dann gibt es noch die richtig wilden Tiere in der Stadt, wie Igel, Greifvögel und Eulen, Marder und Füchse. Natürlich gibt's noch andere kleinere Vögel und Krähen, aber wenn du die nicht angreifst, lassen sie dich normalerweise zufrieden. Igel sind auch friedlich, haben aber verdammt viele Flöhe. Füchse, Marder und Greifvögel greifen nicht an, wenn du vor ihnen stehst und sie ansiehst. Du verhältst dich für sie ungewöhnlich und passt nicht richtig in ihr Beuteschema. Gefährlich sind die erst, wenn sie dich aus dem Hinterhalt angreifen. Und das tun sie bevorzugt, weil sonst ihre Beute ja wegläuft. So wie es der Bussard heute Morgen gemacht hat. Dann kannst du nur noch kämpfen, wie vorhin mit dem Busch. Allerdings musst du wissen, wo du hin treffen sollst. Das Gesicht, die Augen, die Nase, der Kopf allgemein sind gute Ziele, weil sie empfindlich sind.

Der Hals geht auch noch, der Bauch auch. Äh, und die Genitalien, na ja, kannst du dir ja denken.“

Johanna grinste. „Ich soll dem Fuchs in die Eier hauen? Und wenn's eine Füchsin ist, was mach' ich dann?“

„Dann musst du improvisieren!“ Phil lachte auch, wurde dann aber wieder ernst. „Was auch wichtig ist: Du musst wissen, wo die Viecher gefährlich sind. Bei den Vögeln sind es der Schnabel und die Krallen. Der Schnabel von so 'nem Bussard kann ganz schön scharf sein!“

Johanna schauderte bei dem Gedanken an ihr Erlebnis am Morgen. Das viele Blut auf der Wiese war ihr noch gut im Gedächtnis.

„Bei Hunden, Mardern und Füchsen ist es hauptsächlich das Maul, mit den Krallen schlagen die normalerweise nicht zu. Allerdings haben die schon ziemlich viel Kraft in den Pfoten, die können dich problemlos umhauen! Am schlimmsten ist das bei den Katzen. Wenn sie angreifen, sind sie richtige Kampfmaschinen. Sie haben an allen Pfoten lange spitze Krallen und sie schlagen blitzschnell zu. Ihr Gebiss ist scharf und sie haben lange Reißzähne. Also, pass auf mit den Katzen!“

Johanna dachte in ihre geliebte Katze Tiger. Auch die hatte ab und zu ihre Jagdleidenschaft gehabt, und wenn man sie dann anfasste, bekam man die Krallen zu spüren. Allerdings war das für große Menschen nur unangenehm. Manchmal hatte sie auch Mäuse mit nach Hause gebracht und die hatten dann meist ziemlich schlimm ausgesehen.

„Was mache ich denn bei Katzen, wenn's gar nicht mehr anders geht?“, fragte sie.

Phil zögerte. „Normalerweise schlagen sie zuerst mit den Krallen zu, meistens mit der rechten Pfote und von oben. Halte dein Schwert in diese Richtung, dann schlagen sie drauf und verletzen sich selbst. Hat mir einmal das Leben gerettet.“ Er zog seinen Pullover hoch und man sah vier lange Narben an seiner Seite, die bis auf den muskulösen Rücken reichten.

Johanna machte große Augen und schluckte. „Oh je, das war ziemlich schlimm, oder?“

Phil sah plötzlich traurig und niedergeschlagen aus. „Das war sicher nicht das Schlimmste an diesem Tag“, meinte er dann und stand auf. „Komm, lass uns noch ein bisschen trainieren. Ich nehme einen Ast mit Blätterbüscheln dran,

das sind der Kopf und die Pfoten einer Katze. Du nimmst dir einen geraden Ast, der ist dein Schwert. Ich greife dich an und du verteidigst dich.“

Sie übten eine ganze Weile, mit verschiedenen Ästen, die verschiedene Tierarten darstellen sollten, und am Ende war Johanna erschöpft und überall lagen Holzsplitter und Blätter herum.

„Ich denke, das reicht erst mal“, meinte Phil. Er gab ihr wieder die Wasserflasche und sie trank gierig und wischte sich dabei den Schweiß von der Stirn. „Wollen mal hoffen, dass du nicht in nächster Zeit in eine Situation gerätst, wo du so kämpfen musst! Wir sollten das immer mal wieder üben, dann prägen sich die Angriffs- und Verteidigungshaltungen besser ein. Aber insgesamt schlägst du dich sehr tapfer!“

Sie schaute zu Boden und wurde rot. Es war einfacher gegen Phil zu kämpfen, als ein Lob von ihm entgegenzunehmen, aber irgendwie freute es sie auch und gab ihr ein warmes Gefühl im Bauch. Er war ein zäher Kämpfer und ihm war die Anstrengung der vergangenen Stunden nicht anzusehen. Eine Anerkennung aus seinem Munde war kein hohles Gerede.

„Danke!“, murmelte sie nur.

Er warf seinen letzten Angriffs-Ast ins Gebüsch und wischte sich die Hände an der Hose ab. „Wollen wir mal schauen, was Maria und Hein so treiben?“, sagte er.

„Ja, stimmt, wo stecken sie denn eigentlich?“

Sie gingen auf die Suche und fanden die beiden schließlich auf einer anderen kleinen Lichtung inmitten der Büsche. Hein hockte auf einem niedrigen Ast und schrieb mit einem winzigen Stift in einem klitzekleinen zerfledderten Notizbuch herum und Maria saß an ihn gelehnt und ließ sich die Nachmittagssonne auf den Bauch scheinen.

Maria sah zu ihnen auf, als sie auf die Lichtung traten. „Na, Johanna, du siehst aber abgekämpft aus! Hat Phil dich durch die Gegend gescheucht?“

„Schon, aber ich habe auch eine Menge gelernt dabei! Wir haben solange gekämpft, dass mir jetzt alles wehtut.“ Johanna massierte ihre Oberarme und ließ sich dann neben Hein und Maria ins bräunliche Gras vor den Büschen fallen. „Was schreibst du denn da, Hein?“

Hein schaute von seinem kleinen Notizbuch auf und grientete. „Gedichte!“

Johanna sah ihn ungläubig an. „Du schreibst Gedichte? Ich dachte, du warst früher mal Seemann auf einem Krabbenkutter?“

„Ja, na und? Warum soll denn ein Seemann keine Gedichte schreiben? Das hat sogar Tradition, hat das! Früher hatten die Seeleute oft viel Zeit auf den langen Reisen, besonders als das noch Segelschiffe gab. Natürlich haben sie dann auch viel Karten gespielt und gesoffen und so, aber manche haben eben auch gedichtet, besonders wenn sie an ihre Frauen zuhause gedacht haben.“

Er klappte sein Notizbuch zu und rezitierte aus dem Gedächtnis:

*Die Nacht war kalt und sternklar,
da trieb im Meer bei Norderney
ein Suahelischnurrbarthaar –
die nächste Schiffsuhr wies auf drei.*

*Mir scheint da mancherlei nicht klar:
man fragt doch, wenn man Logik hat,
Was sucht ein Suahelihaar
denn nachts um drei am Kattegatt?*

Johanna machte große Augen. „Also, das ist tatsächlich ein richtiges Gedicht, so mit Reimen und allem! Aber was bedeutet »Suahelischnurrbarthaar«? Und das hast du gedichtet?“

Hein zwinkerte ihr zu. „Nee, das is’ von ’nem bekannteren Seemann als mir, das is’ von Joachim Ringelnatz. Keine Ahnung, was es bedeutet, aber es hört sich schön an. Un’ das is’ ja wohl erst mal das Wichtigste bei Gedichten, oder? Gedichte sin’ wie Lieder, nur dass die Musik im Kopf entsteht. Allerdings is’ Norderney in der Nordsee und das Kattegatt in der Ostsee, das is’ auch komisch ...“

Phil lachte. „Vermutlich haben die Seeleute früher *erst* Karten gespielt und gesoffen, und *dann* Verse geschmiedet, so klingt es jedenfalls. Wie wär’s, ich könnte schon wieder was zu essen vertragen. Hat noch jemand Lust? Allerdings müssen wir wohl vorher die Mülleimer in der Nähe durchsuchen, unsere Vorräte sind schon ziemlich leer, oder?“

Sie wanderten in der Deckung der Büsche wieder zum Weg und suchten in den Papierkörben und Mülleimern nach essbaren Resten. Es waren recht viele Menschen im Park unterwegs, da die Sonne so schön warm leuchtete, und das schienen die Leute genießen zu wollen. Johanna und Maria standen am Weg Schmiere und beobachteten, ob sich jemand näherte, und Phil und Hein kletterten abwechselnd in die Eimer und durchwühlten die Reste. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie etwas frisches Essbares fanden, und schließlich hatten sie eine halbe Banane und eine angebissene Brezel zusammen. Sie nahmen sie wieder mit in ihre Kaninchenhöhle und teilten sie auf.

„Heute Nacht werden wir ein ganzes Stück marschieren müssen, wenn wir es bis zur Bibliothek schaffen wollen“, meinte Phil. „Aber der Vorteil ist, dass wir uns nicht ständig verstecken und verkriechen müssen, deshalb sollten wir deutlich schneller sein.“

„Schaffen wir es denn in einem Tagesmarsch?“, fragte Maria.

„Ich denke schon, aber wenn nicht, dann müssen wir halt den Tag irgendwo im Unterholz verbringen. Am Ausgang des Parks gibt es laut Karte noch ein Kleingartengebiet, da könnten wir auch in einer Hütte unterkriechen, aber dann sind wir ja eigentlich schon fast da, das wäre schade.“

Johanna kaute als Nachtisch nach der salzigen Brezel auf ihrem Stück der reifen Banane herum. Sie schmeckte sehr süß und intensiv. „Da bin ich mal spazieren gegangen, nachdem ich in der Bibliothek war. Schöne Gegend und sehr grün. Im Sommer haben sie da ganz viele Blumen in den Gärten“, meinte sie.

„Ach, Sommer!“, seufzte Maria. „Das dauert noch lange, bis es wieder richtig warm wird. Der Winter ist eindeutig zu lang hier. Da wird man ja ganz depressiv!“

Hein rückte näher zu ihr und legte ihr den Arm um die Schultern. „Mein Schatz, jetzt stöhn mal nich’ so, ich versprech’, dass ich dich warmhalte, den ganzen Winter lang!“ Sie kuschelte sich an ihn und legte ihren Kopf an seine Schulter.

Phil sah erst weg und dann sah er Johanna an. „Bist du denn da immer so alleine spazieren gegangen?“, wollte er wissen. Seine Stimme klang rau dabei.

Sie blickte zu Boden, als sie antwortete: „Ja ...“, sagte sie nur.

Eine Pause entstand, als keiner mehr etwas zu erzählen wusste.

Dann reckte sich Hein. „Soll’n wir uns noch’n bisschen ausruhen, bevor wir losgehen? Was meint ihr?“

„Gute Idee!“, meinte Phil und stand auf und legte sich dann in seinen Schlafsack. Johanna saß noch einen Moment herum, dann legte sie sich ebenfalls hin und starrte an die Decke. Schlafen konnte sie nicht mehr an diesem Nachmittag.

7) *Im Park*

Als sie an diesem Abend wieder loszogen, war die Dämmerung schon lange von der samtene Schwärze der Nacht verschluckt worden. Sie marschierten in einer Reihe hintereinander, wie schon in den Nächten zuvor. Phil ging voran, danach kamen Maria und Johanna und den Abschluss bildete Hein. Der Himmel öffnete sich wolkenlos klar über ihnen und nur ein schmaler Sichelmond beleuchtete ihnen den Weg.

„Abends könnten noch Leute im Stadtpark unterwegs sein, aber wenn, dann hören wir das früh genug und können uns gut verstecken“, meinte Phil.

Die dünne Schneedecke war tagsüber von der Sonne wieder weggeschmolzen worden und hatte den Boden zwischen den Büschen aufgeweicht. Nur einige Flecken im Schatten der Parkbäume waren noch übrig geblieben und leuchteten jetzt schmutzig-weiß zwischen den dunklen Umrissen der Bäume hervor. Sie liefen auf dem Kiesweg und mieden das matschige Gras links und rechts des Weges. Die feinen Steinchen knirschten feucht unter ihren Schuhen, aber das war deutlich angenehmer als die nasse Wiese, die sie auf den ersten Metern von ihrer Kaninchenhöhle aus hatten durchqueren müssen.

„So eine Mission im tiefen Winter oder im Hochsommer ist besser als im späten Herbst oder im frühen Frühling“, sagte Maria zu Johanna. „Besonders im Herbst bleibt man überall im Matsch stecken, wenn man Pech hat!“

„Ja, aber das kann man sich nich' aussuchen, nich' war? Wenn's soweit is', isses halt soweit“, meinte Hein von hinten. Er hatte sich wieder seine Pfeife angesteckt und paffte ab und zu ein Qualmwölkchen in den klaren Himmel. Auch bei den anderen dampfte der Atem mittlerweile sichtbar, da die Nacht zunehmend kälter wurde. Wo der schmale Mond nicht ihr Leuchten überstrahlte, funkelten die Sterne wie kleine Edelsteine am nächtlichen Winterhimmel um die Wette.

Phil sah prüfend hoch. „Wenn's so weiter geht, dann ist der Boden bald wieder vollständig gefroren, das wird eine kalte Nacht. Aber dann können wir auch wieder querfeldein gehen, das ist vielleicht ein bisschen kürzer. Lasst uns hier am Weg vorher noch mal nach Proviant suchen, die Ausbeute heute Nachmittag war ja eher dürftig.“

Sie hielten an jeder Parkbank und jedem Mülleimer an und Phil und Hein stöberten nach essbaren Resten. Bei der dritten Bank hatten sie Glück und fanden ein angebissenes halbes Rosinenbrötchen. Sie schnitten großzügig den angeknabberten Rand weg und teilten sich den Rest. Es war kein Festessen, weil die Feuchtigkeit schon alles durchweicht hatte, aber es war essbar und süß und mehr konnte man unter den gegebenen Umständen wohl auch nicht erwarten.

Johanna riss ein großes Stück heraus und betrachtete es sorgfältig von allen Seiten, bevor sie es in den Mund steckte. „Äh, sagt mal, esst ihr eigentlich auch Fleisch oder Wurst oder so?“, meinte sie dann kauend.

„Hmm, na ja, normalerweise nicht ...“, antwortete Phil. „Den meisten von uns schmeckt das überhaupt nicht mehr. Und dann wäre es ja auch schwierig, frisches Fleisch zu bekommen. Gut, wir könnten Mäuse oder Käfer jagen, aber ehrlich gesagt, macht mich das überhaupt nicht an.“

„Nee, also Mäuse essen, das gefällt mir auch nicht!“ Maria schüttelte sich bei dem Gedanken.

„Vor'n paar Jahren hab' ich mal'n Brötchen mit Schinken gefunden und dran geschnuppert“, erzählte Hein. „Aber das hat so stark nach Fleisch und Blut gerochen, das konnt' ich nich' essen! Hab' dann den Schinken rausgeholt und nur das Brötchen gegessen, un' selbst dann roch es noch!“

„Ist auch wieder eine Frage der Empfindlichkeit der Sinne“, meinte Phil. „Unser Geruchssinn ist vermutlich einfach zu sensibel dafür.“

Johanna dachte in ihre Katze Tiger zurück und deren Vorliebe für stinkendes Dosenfutter und gelegentliche selbstgejagte Mäuse. „Aber die Katzen, die fressen auch Mäuse, und die haben doch sicher auch einen guten Geruchssinn, oder?“

Phil zuckte die Achseln. „Schon. Offenbar gefällt es ihnen – ich weiß es auch nicht. Jedenfalls ist es keine Glaubens- oder Überzeugungssache, oder so. Hat sich einfach so eingebürgert.“

„Und wo bekommt ihr euer Essen dann her? Und was esst ihr? Ich meine, außer Brot und Kuchen und Nüssen aus Mülleimern und so.“ Johanna war neugierig und hartnäckig, wenn sie etwas wissen wollte.

Phil zögerte mit der Antwort, aber Maria war nicht so verschlossen: „Wir haben da einen großen Wochenmarkt, ziemlich nah am Dorf. Der findet im

Sommer und im Winter statt und da bleibt immer so viel Obst und Gemüse übrig, das wir in Saus und Braus leben könnten! Wir müssen es nur alles nach Hause schleppen. Und dann gibt es da noch ein paar große Geschäfte in der Nähe, wo wir gelegentlich auch mal vorbeischauen, falls wir Werkzeuge oder so was brauchen. Beim Beschaffen der Lebensmittel helfen normalerweise alle mit, das holen wir bergeweise aus den Mülleimern vom Markt. Die richtigen Sucher wie Phil und mein Hein hier sind dann eher zuständig für die gefährlichen Sachen, wie zum Beispiel die Geschäfte.“

„Und im Dorf, da haben wir 'ne gemeinsame Kochstelle. Meist essen wir abends zusammen und das is' immer ziemlich lustig. Natürlich müssen alle mithelfen, das Essen vorzubereiten, aber wir haben einen ziemlich guten Koch und eine Köchin, die ham echt was drauf! Das sin' Christian und Ina, die zaubern aus'm alten Blumenkohl ein Festmahl!“ Hein war ganz enthusiastisch und freute sich offensichtlich schon auf das Dorf und ein gutes Essen, was sie dort erwarten würde.

„Na, jetzt habt ihr aber schon so ziemlich alles ausgeplaudert. Wenn Johanna schlau ist, dann weiß sie inzwischen vermutlich, wo unser Dorf liegt.“ Phil hatte geschwiegen, aber offenbar war er nicht böse auf Maria und Hein. „Lasst uns mal weitergehen, bevor wir hier festfrieren. Wenn wir uns ranhalten, dann schaffen wir es heute noch bis zu unseren Bücherfreunden. Ich könnte eine heiße Dusche und ein weiches Bett vertragen.“

Sie wanderten weiter durch die Nacht, doch nach einer Weile sahen sie in der Ferne ein flackerndes Licht vor sich auftauchen. Sie verließen sofort den offenen Kiesweg und schlugen sich seitlich in die Büsche. Dort warteten sie unter einem dichten Wacholderstrauch, bis schließlich ein einsamer Jogger stampfend vorbeigetrabt kam. Die Lampe, die er an seiner Stirn festgebunden hatte, tanzte bei jedem Schritt hin und her und seine dampfenden Atemwolken stiegen in die Luft wie die Rauchwolken einer alten Lokomotive. Sie warteten weiter im Busch, bis der Jogger in der Ferne mitsamt seinem tanzenden Licht verschwunden war, bevor sie wieder herausgekrochen kamen und weitermarschierten.

Von hier aus gingen sie querfeldein, über mittlerweile wieder gefrorene Wiesen hinweg, durch dichte Gebüsche und unter hohen Bäumen hindurch. Auf ihrem Weg sahen sie Kaninchen im schwachen Mondlicht, die die dünnen

Wintergräser abweideten, und hörten das Rascheln der Mäuse und Eichhörnchen, die in den Dickichten der Büsche nach heruntergefallenen Haselnüssen stöberten. Es wurde zunehmend kälter und Johanna wickelte sich eng in ihren Umhang.

Nach ein paar Stunden überquerten sie mitten im Park einen Seitenarm des Flusses auf einer alten Holzbrücke. Die braunen Bretter waren mit winzigen weißen Raureif-Kristallen überzogen und ziemlich rutschig. Durch ein Astloch in einer der Bohlen sah Johanna auf die träge dahinfließende dunkle Brühe des Flusswassers, das sich hier durch die Parklandschaft schlängelte. Ein leises Platschen im Wasser ließ sie zusammenzucken, aber als keiner der anderen reagierte entspannte sie sich wieder.

Sie gingen auf der anderen Seite der Brücke direkt zum Wasser herunter und dann weiter am Fluss entlang. Es gab einen schmalen Pfad, der auf einer Seite von den hohen Gräsern an der Wasserkante und an der anderen Seite von einem breiten Gehölzstreifen neben der Uferstraße begrenzt wurde. Die Gräser am Wasser raschelten, wenn sie von leichten Wellen bewegt wurden. Nebelfetzen hingen beinahe bewegungslos über der Oberfläche des Flusses und in den Ufergebüsch, und das Wasser selbst schien eine sonderbare Kälte auszustrahlen. Einmal glaubte Johanna einen schlanken Kopf aus den Wellen ragen zu sehen, aber dann war er wieder verschwunden und sie traute sich nicht, den anderen davon zu erzählen.

Nach einer Weile weitete sich der Fluss und auch die Straße auf der anderen Seite des Gebüsches wich zurück. Sie kamen an einem Trampelpfad vorbei, an dem säuberlich aufgereiht riesige schalenförmige Gebilde auf Holzgerüsten ruhten.

„Tretboote!“, flüsterte Maria ihr über die Schulter zu.

Der Weg war jetzt breiter und mit Sand bestreut und das Ufer wirkte besser befestigt als zuvor.

„Okay, wir sind am Stadtparksee“, meinte Phil leise. „Wir gehen noch ein Stückchen drum herum, dann zweigt laut Karte eine Straße nach links ab, die zum Seitentor führt. Kurz dahinter in dem Wohngebiet ist die Stadtbibliothek. Von dieser Seite bin ich auch noch nie gekommen, aber das sollte nicht so schwierig zu finden sein.“

Nach kurzer Strecke lagen vor ihnen auf dem Weg plötzlich helle und dunkle gefleckte und merkwürdig geformte Gebilde. Sie sahen flauschig aus und es standen Federn von ihnen ab, und unten schauten jeweils ein paar orange stangenförmige Beine heraus. Es war aber kein Kopf und kein Hals zu erkennen.

„Enten!“, raunte Phil ihnen zu und legte bedeutsam den Zeigefinger an die Lippen. Sie schlichen im Zickzack zwischen den leise atmenden Federbällen hindurch, die ihre Köpfe unter den Flügeln versteckt hatten um nicht auszukühlen. Johanna meinte sogar den Herzschlag der Tiere zu hören, wenn sie dicht an einem von ihnen vorbeischlichen. Am hinteren Ende der Gruppe gab es noch ein paar richtig große Exemplare in reinem Weiß und in dunklem Grau, die ebenfalls graue Beine hatten und im Traum besonders laut schnauften.

Als sie ein paar Meter zwischen sich und die schlafenden Wasservögel gebracht hatten, atmete Johanna auf. Sie hörte hinter sich Hein leise glucksen und drehte sich halb um zu ihm. Er hatte sich gebückt und einen kleinen Stein vom Weg aufgehoben und grinste ihr verschwörerisch zu. Dann wandte er sich zu den schlafenden Vögeln und schleuderte den Stein zu dem grauen Tier, das als Letztes in der Reihe auf dem Weg saß. Blitzschnell drehte er sich wieder herum und setzte sein unschuldigstes Gesicht auf.

Es dauerte nur einen Moment, bis Johanna den raschelnden Aufschlag des Geschosses auf den Federn hörte und einen Herzschlag später setzte ein lautes Gekrächze des aufgeweckten Vogels ein. Sie fuhren herum, und sahen, dass es sich bei dem großen grauen Vogel um eine ausgewachsene Gans handelte. Durch den Lärm hoben auch die anderen Vögel, Schwäne und Enten, ihre Köpfe verschlafen aus den Federn und zu den heiseren Schreien der Gänse mischte sich das reinere Quaken der Enten. Die graue Gans drehte ihren Kopf mit blitzenden schwarzen Augen in alle Richtungen und hatte die kleine Gruppe der Wanderer schnell erspäht. Sie breitete bedrohlich ihre langen Flügel aus und begann auf die Vier loszuwatscheln.

Phil reagierte als Erster. „Lauft! Am besten im Zickzack!“, brüllte er. Sie rannten los und wichen dabei größeren Grasbüscheln aus und hüpfen über matschige Stellen hinweg wie Hasen auf der Flucht. Die Gans quäkte laut und rannte flügelschlagend hinter ihnen her, während ihr Kopf immer wieder nach

dem einen oder anderen der Flüchtenden schnappte. Nach einer Weile blieb sie stehen, und während die Wanderer weiter rannten, krächzte sie laut hinter ihnen her. Schließlich verkrochen die vier sich in einem Weidendickicht. Laut keuchend rangen sie nach Atem, aneinandergelehnt und sich gegenseitig stützend. Maria schaute Hein scharf an, der währenddessen wieder mal einen Lachanfall bekam.

„Hein Behrends, hast du damit etwa wieder was zu tun?“, bellte sie ihn an. „Du bist doch ein echter Kindskopf! Du hast die Gans aufgeweckt, oder nicht?“

Hein versuchte unschuldig zu schauen, aber das breite Grinsen in seinem Gesicht sprach Bände. „Ich hab’ gedacht, dass das ’ne dicke Ente is’! Ehrlich! Die Gänse sollten doch eigentlich alle im Süden sein! Kann man sich auch nich’ mehr drauf verlassen, kann man nich’.“

Phil klärte sie auf: „Das mit dem Überwintern ändert sich langsam mit der intensiveren Landwirtschaft. Die Gänse bleiben hier, weil sie jetzt auch im Winter was zu fressen finden, Winterweizen und so. Hat schon angefangen, als ich studiert habe.“

Maria war dennoch sauer auf Hein. „Hein, ich habe mich zu Tode erschreckt! Ich rede heute Nacht kein Wort mehr mit dir, wenn du immer solchen Blödsinn machst. Du musst das auch mal lernen!“

„Aber Maria, da kann ich doch gar nix für, dass das keine Ente war! Eine Ente wär’ viel sanfter gewesen. Hätt’ vielleicht ein bisschen gequakt und dann wieder weiter geschlafen. Bei so ’ner Gans hätt’ ich das doch nich’ gemacht, nich’ war! War außerdem doch gar nich’ wirklich gefährlich, oder?“ Hein war betroffen und hatte offenbar wirklich ein schlechtes Gewissen, weil er sie so erschreckt hatte. Er versuchte Marias Hand zu nehmen, aber sie zog sie weg und drehte ihm den Rücken zu.

„Okay, aber wir sollten jetzt wirklich weiter“, mahnte Phil. „Wo sind wir denn vorhin eigentlich hingelangt? Ich habe gar nicht mehr auf den Weg geachtet.“

Johanna hatte aufgepasst. „Wir sind in so einen kleinen Pfad reingelaufen, nach links weg vom Seeufer. Aber sollen wir da jetzt wirklich zurückgehen? Vielleicht ist diese blöde Gans noch da und wartet auf uns.“

Phil dachte kurz nach. „Nein, da hast du recht, wir schlagen uns hier quer durch die Büsche, dann kommen wir schon wieder zur Straße zurück und zum Tor. Ist vielleicht sogar kürzer.“

Sie nahmen ihre gewohnte Marschordnung wieder auf und schlugen sich durchs Unterholz der winterlichen Büsche und Bäume. Die Blätter raschelten unter ihren Füßen und die kahlen Zweige streckten ihnen ihre dünnen Finger entgegen. Johanna schaute sich die verschiedenen Blätter an, während sie durch sie hindurchstapfte. Da gab es große mattgelbe Ahornblätter mit in der Dunkelheit schwarzen Äderchen auf der Oberseite, und dann wieder braune Buchenblätter, die ganz vertrocknet und verschrumpelt waren. Dazwischen sah man die verschiedenen Samen der Bäume, die auf den Beginn des Frühjahrs warteten, um zu neuem Leben zu erwachen. Die glatten Schalen der Bucheckern glänzten im schwachen Mondlicht und Johanna bückte sich und hob eine auf. Schwer und kühl lag der Samen in ihrer Hand.

Hein ging hinter ihr und schaute ihr über die Schulter. „Schmecken gut, die Dinger! Woll'n wir eine aufmachen?“

Sie nickte nur und Phil und Maria warteten schweigend, während Hein mit seinem Messer die harte Schale aufknackte und dann die drei Schalenhäute entfernte. Dann brach er die Buchecker mit der Hand in zwei Teile. Eine gab er Johanna und die andere bot er Maria an, aber sie drehte sich wieder weg.

Hein schaute traurig. „Ach, mein Schatz! Jetzt sei doch mal nich' so ... das mit der Gans war doch nur Spaß!“

Maria blieb hart und antwortete nicht, aber Johanna nahm das Stück und biss vorsichtig hinein. Es schmeckte nussig und leicht mehlig, wie geröstete Esskastanien. „Lecker!“, meinte sie.

Phil nahm Marias Stück und knabberte darauf herum. Hein machte noch eine weitere Buchecker unter einem Blatt ausfindig und öffnete sie ebenfalls. Diesmal nahm Maria widerstrebend an, sagte aber nichts.

„Aber nicht zu viel davon essen!“, warnte Phil. „Die liegen schwer im Magen. Ist irgendwas drin, was schwer verdaulich ist.“

„Die Vögel könn' nich' genug davon bekommen, aber die ham' vielleicht auch 'ne bessere Verdauung als wir. Is' schon erstaunlich, wie gut man sich so ernähren kann von dem was auf'n Bäumen wächst.“ Hein steckte sein Messer wieder weg und sie gingen weiter.

Nach einer Weile wurde Phil zusehends unruhiger und blieb schließlich stehen und kratzte sich am Hinterkopf. „Verflixt, eigentlich hätten wir schon längst die Straße zum Tor kreuzen sollen!“ Er schaute sich in alle Richtungen um.

Johanna machte sich Sorgen. „Sind wir in die falsche Richtung gelaufen?“

„Weiß ich auch nicht genau. Eigentlich sollte es stimmen ... da hinten sieht der Wald schon ein bisschen lichter aus, vielleicht ist das die Straße!“

Sie marschierten ein Stück weiter und erreichten nach kurzer Zeit das Ende der Bäume und des Waldes, aber eine Straße war hier nicht zu erkennen. Stattdessen lief quer über ihren Weg ein engmaschiger hoher Drahtzaun. In regelmäßigen Abständen waren gelbe Warnschilder mit einem Blitz daran befestigt und irgendetwas summete unangenehm in der feuchten kalten Waldluft. Hinter dem Zaun erstreckte sich eine weite Wiese und dann folgten niedrige Gebäude, unförmige braune Fahrzeuge standen in Reih und Glied daneben.

„Das hier sieht verdammt nach Militär aus“, meinte Hein. „Das war aber doch gar nich' eingezeichnet in der Karte?!“

„Das zeichnen die nie in die Karten ein, es soll ja keiner wissen, wo die Kasernen genau sind“, erklärte Phil. „Allerdings kann ich mich auch gar nicht dran erinnern, dass hier neben dem Stadtpark so ein Militärgelände liegt. Tja, da bleibt uns wohl nichts anderes übrig als am Zaun entlang zu gehen, bis wir auf die Straße treffen. Irgendwann muss der ja mal zu Ende sein. Ich würde sagen, wir sollten rechts rum gehen, das ist eher in der Richtung, wo wir lang müssen.“

„Der Elektrozaun hier ist ja richtig stark!“ Johanna inspizierte die verdorrten Gräser am Fuße des Zauns. Sie ragten durch den Maschendraht hindurch, aber kein Halm reichte bis an die Elektrodrähte dahinter heran.

„Dieses Summen macht mich ganz kribbelig“, meinte Maria. „Komm, lasst uns weitergehen, damit wir hier wegkommen!“

Johanna ging ein paar Schritte auf den Zaun zu und hielt eine Hand empor und in Richtung der an Isolatoren gespannten Drähte. Eine schwache blauviolette Leuchterscheinung umspielte ihre Hand und ließ ihre Haare zu Berge stehen. Es kribbelte und juckte am ganzen Körper.

„Johanna, was machst du denn da wieder! Pass auf und geh nicht so dicht an den Zaun ran, der ist bestimmt gefährlich!“ Maria wollte sie an der Hand fassen und wegziehen, traute sich aber nicht so dicht an die Drähte heran.

„Nein, das ist nicht gefährlich, Maria! Es ist eine Hochspannungskoronaentladung, früher sagte man auch Elmsfeuer dazu. Faszinierend, allerdings sollten wir die Drähte wirklich nicht berühren, das würde uns vermutlich umbringen. Ich habe das noch nie so hübsch leuchten sehen. Die haben offenbar eine ganz schön hohe Feldstärke hier!“

Maria nahm sie entschlossen bei der Hand und zog sie weg und ein Stück in den Wald hinein. „Physiker!“, brummte sie dabei. „Wir gehen jetzt ein paar Meter von diesem Höllenzaun weg, ich habe keine Lust in einem Blitz zu sterben! Und das Geräusch ist dann auch erträglicher.“

Hein und Phil grinsten sich an und folgten Maria und Johanna weg von dem Zaun und tiefer ins Unterholz.

Sie wanderten eine Weile parallel zum Waldrand, bis der Elektrozaun schließlich im rechten Winkel vor einem kleinen Wassergraben abbog. Eine schmale Straße und ein Kleingartengelände lagen friedlich in der sanften Dunkelheit dahinter.

„Na bitte, da ist ja wieder die Zivilisation!“, freute sich Phil. „Jetzt müssen wir nur noch über den Graben rüber. Es wird aber auch Zeit, dass wir zur Bibliothek kommen, es ist schon ziemlich spät. Bald kommen die ersten Jogger und die Leute, die ganz früh zur Arbeit müssen.“

Johanna gähnte ausgiebig. „Es ist aber noch stockfinster und kalt und feucht. Wer geht denn da freiwillig raus in den Stadtpark und läuft? Das ist ja verrückt!“

„Ja, vielleicht. Aber für manche ist das offenbar ein bisschen Abenteuer und Ausgleich zum Alltag. Ich hätte das vermutlich auch nie gemacht, aber ich bin auch eher ein Langschläfer. Also, wir müssen irgendwie über den Graben. Ist ziemlich breit hier und ich habe keine Lust da reinzufallen. Lasst uns mal dran entlang gehen, irgendwo wird sicher ein Rohr drüberführen oder ein Ast drüberliegen oder so.“

Sie marschierten zwischen Graben und Waldrand entlang und in einiger Entfernung sahen sie wieder eine kleine Holzbrücke, die über den Wasserlauf

führte. Ein Weg zweigte von der Straße ab, überquerte die Brücke und verschwand danach im Wald.

„Da ist es, da hätten wir eigentlich raus kommen sollen! Aber macht ja nichts, Hauptsache wir sind erst mal durch.“ Phil stiefelte munter voran, als sie plötzlich wieder ein zuckendes Licht auf dem Waldweg vor ihnen sahen.

„Leise!“, kommandierte er. „Das ist bestimmt so ein Frühsportler. Wir lassen ihn vorbei, dann gehen wir weiter.“

Sie versteckten sich zusammen hinter einem großen kahlen Strauch und warteten geduldig. Es war aber kein Sportler, sondern ein Spaziergänger mit einer Taschenlampe, der schließlich die Brücke überquerte und dann die dunkle Straße entlangging. An einer langen Leine führte er einen großen Schäferhund mit sich, der an jedem Baum am Straßenrand stehen blieb und daran herumschnüffelte.

Als er auf der Höhe der versteckten Gefährten vorbeikam, hob der Hund plötzlich die Nase und witterte ausgiebig in die kalte Nachtluft. Dann spähte er aufmerksam direkt in ihre Richtung und fing plötzlich laut an zu bellen und zu jaulen. Er zog und zerrte an seiner Leine und kam auf diese Weise immer näher an den Graben heran.

„Nein, Harro, aus! Komm her!“, kommandierte sein Herrchen laut und bestimmt, was aber den großen Hund nicht zu beeindrucken schien.

Phil reagierte als Erster. „Auf die Sträucher!“, kommandierte er leise und zog sich von Ast zu Ast nach oben. Die anderen folgten sofort und schnell entfernten sie sich ein paar Meter vom Boden. Der Hund zog und zerrte so stark, dass die Bremse der langen Hundeleine sich löste und dann flitzte und sprang er in einem großen Satz über den Graben hinweg. Er raste direkt hinein in das Gebüsch, in dem die vier kleinen Leute versteckt auf den hohen Ästen saßen und sich festklammerten, und bellte so laut, dass Maria sich erschreckte und beinahe herabgefallen wäre. Hein bekam sie im letzten Moment an der Schulter zu fassen und zog sie zu sich heran. Dann umarmte er die lautlos zitternde und bleiche Maria und drückte sie fest an sich.

Der Hundebesitzer wurde ärgerlich und zog jetzt die Leine Stück für Stück zurück, während der Hund jaulend immer wieder hochsprang, um eines der merkwürdigen kleinen Wesen zu erwischen. Schließlich gab er auf und setzte über den Graben zurück zu seinem Besitzer.

„Das sind doch nur Eichhörnchen, Harro!“, schimpfte der Hundebesitzer. „Ich habe dir doch schon so oft gesagt, dass du bei Fuß laufen sollst, wenn wir im Park unterwegs sind, hörst du?! Jetzt komm, wir gehen nach Hause!“

Sie entfernten sich immer weiter und die vier Gefährten harrten in ihrem sicheren Hochsitz aus, bis das zuckende Licht um die nächste Straßenecke verschwunden war.

„Verdammt Scheißköter!“, schimpfte Hein mit gespielter Entrüstung. „Meine liebe Frau so zu erschrecken!“

Maria stöhnte und umarmte ihn. Sie war immer noch ganz blass um die Nase. „Mein Gott, was für ein lautes Gebell! Zum Glück war der Hund an der Leine, sonst hätte er uns vielleicht erwischt! Danke mein Schatz, dass du mich gerettet hast!“ Sie knutschte mit Hein und verwuschelte dabei seine grauen Haare.

Phil grinste Johanna verschwörerisch an. „Na, dann war der Hund ja immerhin noch für was nütze, wenn die beiden sich jetzt wieder miteinander vertragen! Zum Glück haben wir ihn hier getroffen, wo wir uns auf Büschen und Bäumen verstecken können und zum Glück können Hunde nicht richtig klettern. Das war wieder einmal eine Lektion zum Thema Kampf vermeiden, wo immer es geht!“

Johanna schüttelte sich. „Also, gegen so einen großen Hund, wie kann man da erfolgreich kämpfen, vor allem, wenn der so wild ist! Das ist ja wirklich gefährlich.“

„Ja, ist es! Aber wenigstens sind Hunde meistens angeleint, zumindest in der Stadt und außerdem sind sie normalerweise nachts nicht alleine draußen. Also, sollen wir runterklettern und weitergehen? Es ist jetzt nicht mehr weit.“

Sie verließen das Gebüsch und überquerten die Holzbrücke und zogen dann auf der schmalen Straße weiter durch das Kleingartengebiet. Der Teerbelag war durch den Winter rissig geworden und es hatten sich viele kleine Steinchen gelöst. Sie gingen am Straßenrand, bereit bei der kleinsten Störung in den Hecken und den dahinterliegenden winterlichen Gärten zu verschwinden. Aber es blieb alles ruhig und sie erreichten nach kurzer Zeit wieder richtige Häuser und größere Straßen.

Die Stadtbibliothek stand zwischen den Häusern des Viertels heraus wie eine überdimensionale Skulptur aus grauem Beton und dunklem Glas. Beim Näherkommen waren aber auch an diesem großen Bau die Spuren der Zeit zu erkennen: Einige der getönten Scheiben waren blind geworden und die Betonwände zeigten an manchen Stellen schon Risse oder waren mit bunten Graffiti bedeckt.

„Das sieht ja aus wie eine Burg! Wie kommen wir da rein? Müssen wir dran hochklettern?“, wollte Johanna wissen.

„Nee, hinten gibt's 'nen Parkplatz und dahinter ein' kleinen Hof, da is' ein Fenster kaputt und da könn' wir rein.“ Hein hatte sich wieder seine Pfeife gestopft und paffte kleine Qualmwölkchen vor sich hin. „Drin kann ich nich' mehr rauchen!“, erklärte er ihr. „Zu viel Papier und lauter Rauchmelder.“

Sie umgingen das Hauptgebäude und bogen dann auf den leeren Parkplatz ein. In den umgebenden Häusern gingen mittlerweile vereinzelt Lichter hinter den Fenstern an und irgendwo im Viertel wurde ein Motor angelassen und ein Auto fuhr weg.

„Das ist bestimmt schon so vier Uhr morgens“, mutmaßte Phil. „Zeit, dass wir von der Straße verschwinden.“

Er ging voraus zu einer kleinen Gebüschgruppe in der Ecke des Gebäudes und zwängte sich hinter einen stacheligen kahlen Busch, der die Ecke selbstbewusst beherrschte und die anderen Gewächse an die Betonwände gedrückt hatte. In der Hauswand befand sich hier ein schmales Fenster ins Kellergeschoss. Die Scheibe hatte unten ein großes Loch und einen langen Sprung im Glas, doch das Loch wurde von einem runden Stein mit einem drumherum geknoteten Seil fast vollständig verdeckt.

„Damit keine Viecher reinkommen“, meinte Hein. „Aber für uns ist das die Tür.“ Er schob zusammen mit Phil den Stein weg und das schwarze Loch gähnte einladend und vielversprechend in der Scheibe vor ihnen. Phil wollte schon durchsteigen, aber Hein hielt ihn auf.

„Wart mal, ich muss eben aufrauchen!“

„Okay, aber beeil dich, ist kalt hier draußen!“

Maria rieb ihre Hände aneinander und hauchte hinein. „Mensch Hein, wegen deiner blöden Raucherei müssen wir jetzt hier in der Kälte warten. Mach' mal hinne, Seemann!“

„Jaja, beeil’ mich ja schon ...“ Hein nahm einen tiefen Zug aus seiner Pfeife. Phil entspannte sich und sah sie der Reihe nach an. „Also, das war doch insgesamt gar kein schlechter Weg! Viel Deckung und relativ kurz. Wir haben glatt einen Tag gespart, auch weil wir heute Nacht so weit gelaufen sind.“ Maria schaute skeptisch und trat von einem Bein auf das andere. „Na ja, für meinen Geschmack haben wir ein bisschen viele Tiere getroffen. Das mit den Gänsen wäre nicht nötig gewesen.“

„Ich fand, das war eine ganz schön lange Nacht und wir haben viel erlebt. Aber jetzt könnte ich ein Bett gebrauchen.“ Johanna gähnte wieder ausgiebig. Phil grinste sie an. „Ein bisschen musst du schon noch wach bleiben, wir sollten drinnen erst mal duschen und was essen, bevor wir schlafen. Franz und Olaf werden uns sicher gut bewirten wollen.“

„Au ja, Essen ist gut! Bin fertig, lasst uns reingehen.“ Hein klopfte seine Pfeife aus und steckte sie weg und stieg dann voran durch das Loch in der Scheibe.

8) *Die Bibliothek*

Sie kletterten nacheinander durch das Fenster und standen dann drinnen auf der Fensterbank. Phil kam als Letzter und zusammen zogen sie den Stein am Seil wieder vor das Loch. Johanna sah sich um. Sie waren in einem kleinen Abstellraum im Keller gelandet und es standen viele Kartons herum, teilweise aufgerissen oder nur flüchtig wieder verschlossen. Wo sie offen waren, schauten aus ihnen zerknüllte Papierblätter oder Pappreste heraus. Überall lag feiner Staub.

„Das ist hier der Altpapiersammelraum“, meinte Phil. „Da kommt schon eine ganze Menge Papier zusammen in so einer Bibliothek. Bücherlieferungen, Ausleihzettel und so. Na ja, Ausleihzettel gibt’s vermutlich schon gar nicht mehr, die haben jetzt bestimmt Computer für so was.“

„Chipkarten benutzt man jetzt, soweit ich weiß“, flüsterte Johanna.

„Brauchst nich’ mehr leise zu sein, Mädchen!“, sagte Hein laut. „Hier gibt’s jetzt keine Gefahr mehr. Ratten kommen hier nich’ rein und nachts is’ auch kein Mensch hier.“

„Okay, dann lasst uns mal reingehen in die gute Stube.“ Phil trat zum Rand des Fensterbrettes und sah prüfend in die Tiefe. Einen Meter unter ihm stand ein fast voller Karton mit Papierstreifen aus dem Reißwolf. Er grinste Johanna an. „Mir nach – Jippee!“

Er trat einfach über den Rand des Fensterbrettes und verschwand in der Tiefe. Johanna unterdrückte einen Aufschrei und lief zur Kante. Unten arbeitete sich Phil gerade zur Oberfläche der Papierwürmer durch und ließ sich von der Ecke des Kartons auf den Boden fallen. Dann winkte er ihr zu. Johanna sah Hein und Maria an, aber die nickten nur aufmunternd mit dem Kopf.

Sie trat an den Abgrund und sah hinunter. Von hier oben sah das ganz schön hoch aus und sie war noch nie in ein Nest aus Papierstreifen gesprungen. Ob sie wohl scharfe Kanten hatten? Sie nahm ihren Mut zusammen und sprang los. Die Luft rauschte für einen Moment an ihren Ohren vorbei, dann erreichte sie die wolligen Knäuel aus bunten bedruckten Blättern. Entgegen ihrer Sorge hatten die Schnipsel weiche ausgefranste Ränder und kratzen nur ein wenig an den Händen. Sie sank tief ein, bis über die Augen, sodass um sie herum bunte

Flecken und einzelne Buchstaben zu tanzen schienen. Es roch nach altem Papier und Staub. Sie griff mit beiden Händen in die Knäuel aus Papierfäden und versuchte sich hochzuziehen, aber die gaben nach und sie sank nur noch tiefer ein. Panik überkam sie und sie glaubte, in diesem Meer aus Farben und Buchstaben zu ertrinken. Ihre Füße ertasteten schließlich den Boden der Kiste und endlich beruhigte sie sich etwas. Sie hielt sich mit den Händen an den Papierknäueln fest und hob einen Fuß und ertastete eine dichtere Stelle. Dann zog sie sich hoch und drückte gleichzeitig mit dem Fuß auf das Papier unter ihr. Es klappte und sie glitt ein Stückchen höher. Sie fühlte mit dem anderen Fuß herum und fand auch hier einen festen Ort zum hochdrücken. Schließlich lag sie flach auf der Oberfläche des Sees aus Papierschlängen und kroch schnaufend auf dem Bauch zum Rand.

An der Kante des Kartons hielt sie sich fest und schwang ihre Beine über den Rand. Dort baumelte sie noch einen Moment und sah hoch. Über ihr fielen gerade Hein und Maria durch die Luft und die Kiste wackelte bei deren Aufprall im Papier. Sie ließ los und einen Moment später stand sie mit hochrotem Kopf neben Phil auf dem Fußboden.

„Alles klar?“ Phil hielt sie an den Schultern fest und schaute ihr prüfend ins Gesicht. Sie schämte sich, ob wegen des roten Kopfes oder weil er sie festhielt, konnte sie im Moment gar nicht sagen und so nickte sie nur. Phil nahm ihre Hand und zog sie von der Kiste weg und schon sprangen Hein und Maria federnd auf den Boden herunter. Maria schaute schmunzelnd auf ihren Arm, und erst da merkte Johanna, dass sie Phils Hand immer noch festhielt. Schnell zog sie sie weg und auch Phil war verlegen. Er schnallte seinen Rucksack fester und ging voran in Richtung Tür. „Also weiter!“, meinte er nur.

Sie quetschten sich zwischen den Kisten und Kartons hindurch und kamen zur Tür des Kellerraums. Sie ragte hoch vor ihnen auf, wie die Zugbrücke einer unüberwindbaren Festung. „Und wie bekommen wir die jetzt auf?“, wollte Johanna wissen.

Hein strahlte, weil er wieder einmal etwas demonstrieren konnte. „Das is’ gar nich’ so schwierig, Mädchen! Pass mal auf!“

Er holte sein Seil vom Rücken und knotete eine Lassoschleife ans Ende. Dann wirbelte er sie im Kreis herum und ließ das Seil in Richtung der Türklinke lossausen. Beim ersten Mal verfehlte er sie und kommentierte das

mit einem unterdrückten Fluch. Beim zweiten Mal aber traf das Seil und die Schlinge zog sich um den Türgriff zusammen. Er zog prüfend am Ende des Lassos, dann kletterte er flink hoch bis zur Klinke. Er setzte sich darauf wie auf einen dicken Ast und schob die Schlaufe bis nahe an das Ende des Türgriffs. Dann ließ er sich wieder herunter und zusammen mit Phil zog er kräftig, während die Türklinke sich langsam immer weiter nach unten neigte. Schließlich gab es ein schnappendes Geräusch und die Tür ging auf. Phil und Hein zogen dann in einem flacheren Winkel und das Tau rutschte über das Ende der Klinke und fiel herunter.

Hein war zufrieden. „Siehste, so geht das! Is’ ein bisschen Akrobatik dabei, aber das braucht man eben, wenn man so klein is’.“

Johanna war beeindruckt. „Bei der nächsten Tür müsst ihr mir das beibringen! Was ist, wenn ich mal alleine davor stehe?“

„Alleine reicht unser Gewicht normalerweise nicht dafür, Johanna“, erklärte ihr Maria. „Wir machen das zusammen.“

Sie gingen hindurch in den Kellerflur und Johanna und Maria drückten zusammen die Tür wieder ins Schloss. Es klackte laut und die Tür war wieder zu, als wenn gar niemand da gewesen wäre. Sie standen in einem dunklen Vorraum, von dem aus eine Treppe hochstieg. Der Boden war weiß gefliest, aber recht staubig, und ringsum waren weitere Türen zu sehen, die mit schwarzem Filzstift säuberlich beschriftet waren; »Werkstatt« stand darauf und »Magazin Kinder & Jugend«. Die Tür, aus der sie gekommen waren, trug die Aufschrift »Altpapier«.

Phil erklärte Johanna die Aufteilung der Bibliothek: „Die benutzen diesen Teil des Kellers nur als Abstellraum und zum Müllsammeln. Es ist der Teil unter der Kinderbücherei, und die ist in einem eingeschossigen Anbau. Das Hauptgebäude ist riesig innen drin und es sind viel größere Keller drunter. Teilweise sogar mehrere Stockwerke in die Tiefe. Wir müssen durch die Kinderbücherei und den Eingangsbereich hindurch, dann durch die große Haupthalle in den Tiefkeller. Franz und Olaf leben im alten Heizungsraum, aber vielleicht sind sie jetzt gerade irgendwo im Haus unterwegs. Sie wissen ja nicht genau, wann wir kommen.“

„Is’ immer schön warm da, weil die Heizung da unten is’. Und praktisch, weil nie jemand reinschaut. Die haben ’ne neue Heizung nebenan gebaut, mit so

'nem Rohr voll heißem Dampf, das kommt vom Kraftwerk, hat zumindest Franz erzählt.“

Hein ging zur Abwechslung voran und kletterte die Stufen der Treppe hoch. Vor der nächsten Tür gab er das Seil Johanna und erklärte ihr erst mal den Lassoknoten an dessen Ende. Mit ein wenig Hilfe von ihm knüpfte sie schnell eine schöne Schlinge.

„So richtig, Hein?“, fragte sie ihn.

„Perfekt, Häuptlingstochter! Jetzt das Seil schwingen und dann hochwerfen!“ Hein ging ein paar Schritte zur Seite und Johanna ließ ihren Arm mit dem Seil wild kreisen und ließ dann los. Der Wurf ging nach schräg hinten und traf fast Maria und Phil, die sich das Spektakel von einer Stufe weiter unten ansahen.

„Komm, ich helfe dir, Johanna!“ Maria kletterte hoch zu ihr auf die letzte Stufe und erklärte ihr nochmals das richtige Schwingen des Seils und den genauen Abwurfpunkt. Es dauerte trotzdem einige Versuche, bis das Seil wirklich die Türklinke traf. Johanna stieß ein Freudengeheul aus und hängte sich an das Seil, um den Knoten festzuziehen. Hein hielt das Seilende fest, während erst Maria flink und dann Johanna deutlich langsamer am Seil hochkletterten. Maria setzte sich rittlings auf die Klinke und klemmte sich mit den Beinen fest. Dann half sie der ächzenden Johanna herauf. Die Klinke neigte sich unter dem Gewicht der beiden schon ein wenig und von hier oben sah es wieder gefährlich hoch aus.

„Also, jetzt schieben wir die Schlaufe bis nahe an das Ende der Klinke, damit wir beim Ziehen Kraft draufbekommen.“ Maria zeigte es ihr und dann hielt sie Johanna fest, während diese das Seil positionierte. „Nicht zu weit ans Ende, sonst fällst du runter, wenn du am Seil wieder runterkletterst. Und die Schlaufe schön festziehen!“

„Maria, das sieht aber gefährlich aus! Wenn wir da wieder runterklettern und das Seil fällt ab, was ist dann? Bricht man sich die Knochen?“

„Nein, normalerweise nicht. Wir sind schon ziemlich stabil gebaut. Das ist wie mit den Katzen. Die kannst du auch vom Dach stoßen und sie brechen sich nichts. Na ja, sagt man so, probiert habe ich es auch nicht. Aber weh tut's doch manchmal, ich bin auch schon des Öfteren von Türklinken gefallen. Gibt unschöne blaue Flecken am Po!“ Maria half Johanna wieder zurück aufs Seil zu

kommen. Danach glitt sie selbst so schnell herunter, dass es sirrte und ihre Handschuhe heiß wurden.

Unten wartete Hein geduldig am Fuße der Tür. „Kann’s los geh’n?“

Zu dritt zogen sie am Seil und nach einiger Anstrengung neigte sich die Klinke wirklich hinunter und wieder sprang die Tür mit einem lauten Klacken auf. Gleichzeitig rutschte das Seil von der Klinke und alle drei landeten recht unsanft auf dem Hosenboden. Hein fluchte unterdrückt und Johanna rieb sich ihr schmerzendes Hinterteil. Nur Maria hatte offenbar keine Probleme.

„Ich hab zwei dicke Unterhosen an!“, flüsterte sie Johanna ins Ohr. „Weil’s immer so kalt ist im Winter.“

Phil hatte den Dreien zugesehen und dabei Wasser getrunken. Jetzt reichte er die Feldflasche herum. „Verdammt gut, Johanna! Du wirst schon langsam eine richtige Sucherin. Noch ein bisschen üben und dann du kannst mit Hein und mir auf Tour gehen, wenn du willst!“ Johanna wurde wieder rot wegen des Lobes und wusste nicht, was sie sagen sollte.

Hein stimmt Phil zu: „Stimmt, ich hab’ damals bestimmt länger dafür gebraucht als du jetzt.“

„Also ihr beiden, jetzt lasst sie doch erst mal im Dorf ankommen! Da kann sie dann irgendwo mithelfen, wo es ihr auch Spaß macht. Ihr solltet sie nicht so viel in eine Richtung drängen. Vielleicht hat sie gar kein Interesse ein Sucher zu werden, wenn sie die anderen kleinen Leute erst kennengelernt hat.“ Maria nahm Johanna bei der Hand und zusammen gingen sie durch die Tür und zogen sie hinter sich zu. Phil blickte Hein fragend an und zuckte die Schultern, doch Hein grinste nur leicht.

Sie liefen erst durch die Kinderbücherei, vorbei an niedrigen Regalen mit Bilderbüchern für die Kleinsten, zwischen bunten Plastiksesseln und Sitzsäcken zum Schmökern hindurch. Dann kam die Jugendabteilung mit höheren Regalen und Abertausenden bunter Buchrücken darin. Johanna las die Aufschriften auf den Regalen: »Andersen – Bach« stand da und danach »Baer – Busch« und immer so weiter. Sie kamen zu einer großen Glasschwingtür, die sie zusammen aufschoben. Als sie hindurchgingen und losließen, schwang sie zurück und bei jedem Nulldurchgang ihres Pendelschwunges gab sie ein lautes »Pung« von sich.

„Zum Glück ist hier wirklich niemand, wir sind ja ziemlich laut“, meinte Phil.

„Warum gibt es denn eigentlich keinen Nachtwächter oder Aufpasser hier?“, fragte Johanna.

Maria sah sich um. „Na ja, die großen Leute haben doch sowieso viel zu wenig Interesse an Büchern! Die lesen ja kaum noch – sehen den ganzen Tag nur noch fern. Da wird wohl kaum jemand in der Bibliothek einbrechen und was klauen. Obwohl das hier drin bestimmt ziemliche Werte sind.“

„Und gegen Einbrüche ist die Bibliothek trotzdem auch gesichert“, fügte Phil hinzu. „Schau mal zu den Fenstern hoch, da gibt es überall Sensoren dran, die Alarm geben wenn jemand das Glas kaputtmacht. Deshalb kommen wir auch immer durch den Keller.“

Sie durchquerten die große Halle mit den Schaltern zum Ausleihen und Abgeben der Bücher. Der grau-weiß gesprenkelte Steinboden glänzte und es roch nach Bohnerwachs. Rechts gingen einige Stufen hinunter zu einem weiten Glaspavillon, in dem viele Tische und Stühle standen und eine große Theke mit Kaffeemaschinen und Limonadenflaschen in durchsichtigen Kühlschränken eine ganze Wand bedeckte. Die andere Seite der großen Eingangshalle war komplett verglast und draußen konnte man im fahlen Schein der Straßenlaternen große Eisblumen an den halb verspiegelten Scheiben erkennen.

Maria schüttelte sich. „Brr, ich bin froh, dass wir aus dieser Kälte erst mal raus sind. Hier drinnen ist es wenigstens gut geheizt.“

„Ja, ich freue mich jetzt auf eine schöne heiße Dusche und ein kuscheliges Bett“, meinte Phil. „Aber in ein bis zwei Tagen müssen wir dann wieder raus.“

„Das ist mir aber jetzt erst mal völlig egal!“, sagte Maria. „Hauptsache im Moment ist es warm.“

„Und ich freu’ mich auf ’ne richtige kräftige Mahlzeit. Franz wird uns bestimmt was Leckerer kochen!“ Hein rieb sich bei dem Gedanken ans Essen voller Vorfreude die Hände.

Eine weitere Glasschwingtür führte sie in die große Haupthalle der Bibliothek. Die Decke wölbte sich hoch über ihre Köpfe und verlor sich nach oben im Dunkeln. In den Ecken führten breite Treppen hinauf zu den höheren Stockwerken, die als Emporen den großen Hauptsaal umschlossen. Überall standen breite Holz- und Metallregale mit unzählbar vielen Büchern darauf und es roch noch stärker nach Bohnerwachs und Papier.

„In der hinteren Ecke geht die Treppe runter in die Magazine“, meinte Phil.

Sie gingen wieder hintereinander zwischen den hoch aufragenden Bücherregalen entlang. Zwischen den Regalen war es zu dunkel, um die Farben der Bucheinbände zu erkennen, aber Johanna konnte bei einigen Büchern zumindest die Titel lesen. Die meisten Bücher waren so groß wie sie selbst, einige aber auch noch größer.

Sie ging ganz dicht an der untersten Reihe entlang und strich mit den Fingern über die Buchrücken. Es gab zerfledderte dünne Bändchen neben dicken Wälzern, in rauhes Leinen gebunden und mit leuchtender Goldprägung auf dem Rücken. Es war absolut ruhig in der Bibliothek, und nur ihre leisen tapsenden Schritte waren zu hören, doch von den Abertausenden von Büchern um sie herum schien irgendwie ein lautloses Flüstern auszugehen. Johanna versuchte sich darauf zu konzentrieren, aber wenn man den Atem anhielt um zu lauschen, dann hörte man nur das Rauschen des Blutes in den eigenen Ohren und das Flüstern war verschwunden. Vielleicht war es ja in Wirklichkeit auch nur der Nachhall der Geschichten, die sie in ihrer Kindheit gelesen hatte. Sie dachte an die Büchersammlung in ihrer alten Wohnung zurück, und war traurig, sie zurückgelassen zu haben. Aber hier gab es sicherlich genug neuen Lesestoff, in jedem Band ein unentdecktes Abenteuer, eingesperrt zwischen zwei Buchdeckeln und nur darauf wartend in die Freiheit entlassen und von einem gefesselten Leser erlebt zu werden.

Sie waren kurz vor dem Ende eines der hinteren Regale, als plötzlich mit einem lauten schrillen Kreischen ein grauer Schatten mit riesigen leuchtenden Augen von einem höher liegenden Regalbrett heruntergesprungen kam und mit einem lauten Stampfen vor ihnen landete. Phil und Hein hatten ihre Waffen gezogen, noch bevor die Kreatur die Erde berührt hatte und sich wieder aufrichtete. Das Wesen riss seine Arme drohend empor und wollte in ihre Richtung losrennen, als sein Fuß sich in seinem langen schäbigen Umhang verhedderte und es mit einem unheimlichen Geheul der Länge nach hinschlug und geradewegs auf das Gesicht plumpste.

„Sakrakruzideifinochamaldudamischesgwandduläppisches“, fluchte es aus dem Berg von verheddertem Gewand und einer großen Maske, die offenbar aus Federn zusammengeklebt und mit großen Augen bemalt worden war und jetzt ziemlich ramponiert aussah. Phil steckte sein Schwert wieder ein und ging

zu dem merkwürdigen Wesen hin, das jetzt hilflos versuchte die Orientierung wiederzufinden. Er nahm die übergroße Federmaske herunter und suchte in dem fluchenden Stoffberg herum, bis er einen Arm zum Ziehen fand. Dann zog er das Wesen wieder auf die Beine, das sich jetzt als etwas beleibter schnurrbärtiger Herr in einem übergroßen und provisorisch zusammengeähten Katzenkostüm entpuppte. Irgendwie erinnerte er Johanna stark an einen Fernsehkoch, den sie schon öfter gesehen hatte, aber der Name wollte ihr gerade nicht einfallen und der rote Schnurrbart sah auch irgendwie anders aus als bei dem Mann im Fernsehen.

„Mensch, Franz, was ziehst du denn hier für eine Schau ab?“, fragte ihn Phil.

„Ja mei, ihr seid's! Ich hab' gedacht, des is' wieder diese Mistratte!“ Der schnurrbärtige Franz ordnete seine Kostümierung und begrüßte dann die anderen. Hein war schon wieder einem seiner Lachanfalle nahe und schlug dem etwas untersetzten Franz auf die Schulter. Maria umarmte ihn kräftig, dann wandte er sich an Johanna.

„So, da ham' wir also unsern Neuzugang, was?“, fragt er sie und schüttelte kräftig ihre Hand. „Ich bin der Franz und komm' eigentlich aus München!“

„Und ich bin Johanna! Ich bin von hier, also, ich meine hier aus der Stadt. Phil und Maria und Hein haben mich abgeholt und, na ja, jetzt bin ich eben da. Warum hast du denn so ein, äh ..., Katzenkostüm an?“

„Das ist von wegen der Ratte! Aber des is' a längere Geschichte. Kommt erst mal rein in die gute Stube und dann machen wir's uns gemütlich! Ihr seid ja bestimmt mordshungrig.“

Sie stiegen zusammen in die Katakomben der Bibliothek hinab, über Treppen und durch geheime Schlupflöcher zwischen losen Ziegelsteinen hindurch, durch metallene Lüftungsschächte und hinter feuchten Abwasserrohren entlang, solange bis Johanna völlig die Orientierung verloren hatte. Schließlich erreichten sie den Unterschlupf und es gab noch eine freudige Begrüßung mit Olaf, dem zweiten Bücherwurm in dieser Enklave.

Der war deutlich jünger und offenbar eher aus der Gegend, jedenfalls hatte er keinen Akzent. Er war rotblond und trug als einziger der kleinen Leute, die Johanna bisher gesehen hatte, eine Nickelbrille auf der Nase. Seine Haare standen kurz und steif nach oben ab, als wenn er sie mit Tapetenkleister gewaschen hätte. Er schien in einer Art Sack gekleidet zu sein, den er mit einer

langen Schnur zusammengebunden hatte. Das gab ihm ein wenig das Aussehen eines Mönchs, was allerdings durch die giftgrüne Farbe des samtartigen Stoffes deutlich wieder gemildert wurde.

Olaf folgte ihrem Blick auf sein Gewand und interpretierte ihn richtig. „Ist aus einem alten Vorhang hier von der Bibliothek genäht!“, meinte er grinsend. „Leider ist es mit dem Geschmack der Einrichter von öffentlichen Gebäuden nicht weit her. Man sollte solche Leute zwingen, in den langweiligen Bauten zu wohnen, die sie so errichten lassen und an den altmodischen Schreibtischen zu arbeiten, die sie für Bibliotheken kaufen. Allerdings habe ich noch einen schönen gelben Gürtel zu der Toga, doch der ist in der Wäsche. Wollt ihr nicht euer Gepäck ablegen und euch ein wenig Frischmachen, und in der Zwischenzeit bereiten Franz und ich euch was Schönes zu futtern?!“

Sie befreiten sich von ihrem Gepäck und den schmutzigen Mänteln, Mützen und Handschuhen und die Frauen gingen zuerst duschen. Sie kletterten auf ein altes Waschbecken, das in der Ecke an der Wand hing, und zusammen drehten sie quietschend den Wasserhahn für warmes Wasser auf.

Als Dampf aufstieg, öffneten sie das Ventil für kaltes Wasser, und während Maria die Hand in den Strahl hielt, drehte Johanna solange am Wasser herum, bis die Temperatur angenehm war. Dann schlüpfen sie aus den dreckigen Klamotten und sprangen in ihr warmes Schwimmbad. Sie wuschen sich mit duftender Cremeseife und tollten im Wasser herum und bespritzten sich gegenseitig, bis von unten Hein sie rief und aufforderte fertig zu werden. Dann ließen sie das Wasser heraus und trockneten sich mit einem alten Handwaschlappen ab, der am Haken neben dem Waschbecken hing. Johanna zog ihre gebrauchten Kleider wieder an, während Maria sich umzog.

„Leider haben wir nichts zum Wechseln für dich dabei“, meinte Maria bedauernd. „So viel können wir auf solche langen Märsche nicht mitnehmen.“

„Das macht doch nichts!“, beruhigte Johanna sie. „Ich bin schon verdammt froh, dass ihr überhaupt was für mich zum Anziehen hattet. Sonst hätte ich ja weiter in meinem alten Handtuch rumlaufen müssen!“

„Na, das geht doch nicht, schon gar nicht bei der Kälte draußen! Also, gehen wir runter? Die Männer warten schon.“

Sie kletterten am Seil, das an den Wasserhahn geknotet war, wieder herunter. Unten standen ungeduldig Hein und Phil.

„Hoffentlich habt ihr uns noch warmes Wasser drin gelassen, sonst müssen wir wieder warten bis der Boiler neues heißgemacht hat!“, maulte Hein, und dann kletterten sie hoch. Nach kurzer Zeit hörte man von oben Phil ein selbstgedichtetes Duschlied anstimmen, in das Hein mit seiner heiseren Stimme bald einfiel: „*Ohhh, Duschen ist schön – man kann’s im Sitzen, Liegen, Steh’n, Duschen ist schön ...*“

„Viel vernünftiger als wir sind die beiden aber auch nicht“, meinte Johanna.

„Ach wo, Männer sind viel unvernünftiger als Frauen! Aber ohne Männer geht’s halt auf die Dauer auch nicht. Und manchmal sind sie ja auch ganz liebenswert ...“

„Äh ... sag mal Maria, streitet ihr euch oft, Hein und du? Ich meine, das mit der Gans vorhin war doch nur ein Spaß von ihm und er hat’s sicher nicht böse gemeint.“

Maria winkte ab. „Das weiß ich schon und wir streiten uns eigentlich sehr selten. Ich habe mich nur geärgert, weil er genau weiß, dass ich draußen eh immer Angst habe und nicht noch zusätzliche Gefahren erleben möchte. Ich will nur schnell nach Hause, das ist alles.“

Johanna kam ein anderer Gedanke. „Phil hat da so ein paar sehr große Narben am Rücken und an der Seite, was ist denn da passiert?“

Maria zögerte mit der Antwort. Dann meinte sie: „Da fragst du ihn am besten selber, vielleicht erzählt er dir die Geschichte.“

„Habe ich schon, aber dann wirkte er plötzlich sehr traurig und da wollte ich nicht weiterfragen.“

Maria schaute sie prüfend an. „Du magst ihn, oder? Wenn du ihn magst und er dich, dann wird er dir die Geschichte auch erzählen.“

Johanna wurde wieder leicht tomatig im Gesicht und schaute auf den Boden. „Hat er ..., ich meine ist er ...“

Maria war leicht belustigt. „Nein, er ist nicht verheiratet und hat auch keine Freundin. Schon seit ein paar Jahren nicht. Hängt auch mit der Geschichte mit den Narben zusammen. Weißt du, bei uns heiraten die Leute normalerweise nicht, das ist eigentlich auch nicht nötig. Wenn sie sich mögen, dann leben sie einfach zusammen, so wie Hein und ich. Wir sagen zwar, wir sind

»verheiratet«, aber es gibt ja sowieso keinen Rechtsanwalt und keinen Scheidungsrichter bei uns, und wenn zwei sich zerstritten haben, dann bringt eine Ehe auch nichts mehr.“

„Und habt ihr auch Kinder, Hein und du?“

„Nein, Johanna, das hat nicht funktioniert bei uns. Schade, ich hätte gerne welche gehabt.“

„Oh, das tut mir aber leid! Entschuldige, dass ich gefragt habe ...“, meinte Johanna.

„Das macht nichts, keine Sorge. Ich habe ja Hein und wir sind zusammen sehr glücklich. Und natürlich gibt es im Dorf bei uns auch Kinder. Das ist schon erstaunlich, dass mit den Kindern. Du und ich und Hein und die meisten anderen sind als große Leute geboren worden und dann irgendwann mit Anfang zwanzig sind wir geschrumpft. Wenn aber zwei kleine Leute zusammen Kinder bekommen, dann sind die Kinder auch gleich normale kleine Leute. Na ja, anders würde das praktisch ja auch gar nicht gehen. Eine kleine Frau kann nicht ein Baby bekommen, das dann dreimal so groß ist wie sie selbst. Das hat die Natur schon vernünftig eingerichtet! Mittlerweile gibt es schon eine Menge Kinder und Jugendliche im Dorf. Manchmal machen die viel Ärger, aber auch viel Freude.“

„Und die Kinder, sind die dann anders als wir?“, wollte Johanna wissen.

„Na ja, vom Aussehen her eigentlich nicht. Aber für sie sind die großen Leute wirklich wie Außerirdische. Sie verstehen sie nicht, weil sie ja nie groß waren. Sie kennen auch die Welt außerhalb des Dorfes nicht so gut, und deshalb bleiben sie meistens im Dorf. Ich denke, wenn man sich in die Welt der großen Menschen hineinwagt, dann ist es gut, wenn man selber mal einer von ihnen war. Dann kann man sich besser vorstellen, wie sie reagieren werden. Obwohl wir uns schon ziemlich weit davon entfernt haben. Wie fühlst du dich denn jetzt, Johanna?“

Johanna überlegte eine Weile, bevor sie antwortete: „Ich weiß nicht so recht. Am Anfang war ich sehr traurig, dass ich kleiner geworden bin. Dann seid ihr gekommen, und das ist ja eigentlich erst ein paar Tage her. Aber ich habe mit euch so viel erlebt, dass es mir viel länger vorkommt ... Ich denke, ich habe mich schon dran gewöhnt, aber vielleicht brauche ich noch ein bisschen, um es als normal zu betrachten oder sogar wirklich zu genießen.“

Maria kämmte ihr mit ihrem kleinen Kamm die feuchte rote Mähne ordentlich in einen Scheitel nach links und nach rechts. „Dann lass uns mal in die Küche zurückgehen und mithelfen, denn wenn wir erst mal wieder was Ordentliches zu essen bekommen, dann kommt das mit dem Genießen von ganz alleine!“

Franz und Olaf hatten sich hinter dem alten Öltank der Bibliothek gemütlich eingerichtet. Der zylindrische Stahltank ruhte wie ein gestrandeter grauer Walfisch in der Mitte des langgestreckten Raumes auf dicken Betonfundamenten. Dahinter war ein breiter Zwischenraum bis zur Wand, nur unterbrochen von einigen rostigen Rohrleitungen und Kabeln. Hier hatten sie sich aus alten Regalbrettern und Holzstücken aller Art ein extravagantes Hexenhäuschen zusammengezimmert: die Bretter waren in den unmöglichsten Winkeln zusammengesteckt und übereinander gestapelt und alles wurde durch dicke Schnur haltbar zusammengebunden und mit Klebeband abgedichtet. Einige ausgemusterte Leselampen mit verbeulten schwarzen Blechschirmen beleuchteten die gesamte Szenerie mit ihrem sanften gelben Licht.

Die Küche befand sich vor der Hütte und bestand aus einem riesigen runden schwarz-silbernen Herd, einigen bunt zusammengewürfelten Holzklötzen als Arbeitsflächen, und alten angeschlagenen Kaffeetassen als Behältern für Frischwasser.

Johanna bestaunte zuerst den Herd. „Habt ihr den selbst gebaut? So was habe ich ja noch nie gesehen!“, fragte sie Olaf.

„Na ja, zum Teil. Wir haben oben im Frühstücksraum vom Bibliothekspersonal ein altes Waffeleisen gefunden, bei dem funktionierte nur noch die Unterseite. Das haben wir hier runtergeschleppt und angeschlossen. Aber weil es so groß ist, strahlte es jede Menge Hitze aus und man konnte kaum dran arbeiten und kochen, deshalb haben wir den größten Teil des Ofens mit Alufolie abgeschirmt, damit die Wärme erträglich wird.“

Johanna war begeistert. „Das ist ja toll! Man muss erfinderisch sein, um sich gut durchzuschlagen, wenn man so klein ist, nicht wahr?“

Olaf grinste. „Man muss nehmen, was man bekommen kann und das Beste draus machen! Wir kochen ja eigentlich nicht so viel, nur wenn Besuch da ist oder wenn uns was Leckeres in die Hände fällt. Das meiste Essen klauen wir

aus der Cafeteria der Bibliothek. Die geht von der Eingangshalle ab – habt ihr vielleicht beim Reinkommen gesehen? Da gibt's immer Kuchen und Kekse, aber die können wir schon nicht mehr sehen! Sind immer dieselben Sorten. Dann haben sie noch Salate und belegte Brötchen und Schokoriegel und Eis und so was.“

„Oh, das hört sich aber doch ganz gut an!“

„Ist schon okay, aber für heut' Abend haben wir was ganz Besonderes gefunden!“ Franz zeigte Johanna die Vorräte fürs Abendessen. „Da haben wir einen grünen Salat mit jungen Champignons, die werden wir uns schön mit Butter braten, dazu ein fast frisches Weißbrot. Und für den Nachttisch ist noch was ganz Leckeres da: Die Frauen aus der Verwaltung haben gestern Geburtstag gefeiert, und da sind ein paar Weinbrandbohnen übrig geblieben. Damit stoßen wir nachher an!“ Franz strahlte wie ein Honigkuchenpferd und sah dabei so glücklich aus, dass Johanna ihn einfach umarmen musste.

„Wir haben ja nicht so oft Besuch hier“, meinte Olaf. „Meist kommen nur Hein und Phil vorbei, und manchmal ist noch Maria dabei oder ein paar der anderen Sucher. Aber wir freuen uns total, wenn mal jemand da ist und das wollen wir auch feiern!“

Hein und Phil kamen gerade eben pfeifend und mit nassen Haaren um die Ecke des Tanks geschlendert.

„Hab' ich da was von Feiern gehört?“ Hein war sofort hellhörig und schaute Johanna über die Schulter auf die Vorräte. „Franz, du alter Bayer, das sieht ja verdammt gut aus, was zauberst du uns denn da draus zusammen?“

Franz gab ihm einen Knuff mit dem Ellenbogen in die Seite. „Das wirst du schon seh'n, Hein! Hast du bei uns schon mal was Schlechtes gefuttert?“

„Nee, war immer lecker! Könn' wir was helfen?“

Sie machten sich zu sechst an die Arbeit und Franz leitete sie durch die Essensvorbereitung wie ein Dirigent sein Orchester. Sie schnipselten die kopfgroßen Champignons mit dem Schwert in dicke Scheiben, und teilten das Brot und den Salat. Nach einer Weile sah Johanna nur noch zu und genoss das bunte Treiben der anderen. Olaf faltete ihnen kunstvolle quadratische Teller aus Alufolie und Franz sautierte schließlich die Pilze auf der geriffelten Herdplatte des Waffeleisens und ein köstlicher Duft nach Butter und braun gebratenen Champignons verbreitete sich überall.

Schließlich legten sie los und mampften und kauten, was das Zeug hielt. Johanna hatte einen Bärenhunger und die erste heiße Mahlzeit nach vielen Wochen des Alleinseins und den entbehrungsreichen Tagen auf der Wanderung schmeckte so gut, dass es ihr die Tränen in die Augen trieb.

„Ja, was ist denn los, Mädels? Sie weint ja!“, meinte Franz besorgt.

Maria beruhigte ihn. „Keine Sorge, Franz! Ich glaube es schmeckt ihr nur so gut und sie ist froh mal wieder was Richtiges zu essen. Stimmt's, Johanna?“

Johanna konnte nur mit vollem Mund und Tränen auf den Wangen nicken.

„Ja, wenn das so ist, dann kannst' uns ruhig öfter besuchen kommen!“ Franz war zufrieden mit der Wirkung seines Essens.

Phil lenkte die Unterhaltung auf ein anderes Thema: „Sag mal Franz, was ist denn jetzt eigentlich mit dieser Ratte, die du da offenbar mit deiner Katzen-Maskerade vertreiben wolltest?“

„Diese Mistratte treibt sich schon seit ein paar Tagen hier herum. Wir wissen net wo sie reingekommen is', deshalb wollt' ich sie erschrecken und sie dann verfolgen, wenn sie abhaut. Dann wüssten wir, wo das Loch ist und könnten es verschließen. Die Maske haben wir aus Taubenfedern gebaut und die Augen mit Filzstift draufgemalt. Habt ihr sie net g'sehen?“

„Die Maske? Doch, nicht schlecht! Vielleicht ein wenig sehr, äh ... künstlerisch, aber aus Rattenperspektive zweifellos Furcht einflößend!“

„Nein, ich meine das Viech! Möcht' mal wissen, warum die Biester immer mehr werden! Eines Tages fressen sie noch unsere Bücher an.“

Hein mischte sich ein: „Das liegt an dem ganzen Bio-Müllzeug, was die großen Leute jetzt immer auf die Straße stellen. Das is' doch ein Schlaraffenland für Ratten, seitdem die das machen. Und da vermehren sich die Ratten eben wie die Ratten.“

Johanna schluckte ihren Bissen hinunter und meldete sich zu Wort: „Aber das mit dem Bio-Müll ist doch eigentlich ganz sinnvoll. Damit es nicht immer so viel Müll gibt, wird halt alles Organische zu Blumenerde umgewandelt.“

„Das stimmt schon“, gab Phil zu. „Aber man sollte es halt ordentlich verpacken. Normalerweise kommt der ganze Müll einfach in so dünne Plastikbeutel und wird dann auf die Straße gestellt. Das stinkt schon von weitem und in manchen Nächten trauen wir uns in gewisse Straßen gar nicht mehr rein. Nachts zerbeißen die Ratten die Tüten und tagsüber ziehen die

Krähen noch die letzten Leckerbissen raus. Wenn die Leute einfach einen Plastikeimer mit Deckel nehmen würden, dann kämen weder Ratten noch Krähen oder Katzen an den Inhalt dran und alles wäre schon deutlich besser.“

„Ja, das stimmt.“ Johanna dachte an die Zeit zurück, als sie noch groß war. „Eigentlich ist das doch auch so gedacht, dass mit den Eimern. Ich habe jedenfalls immer einen benutzt!“ Ihr kam eine Idee. „Wir könnten den großen Leuten doch einen Brief schreiben, am besten an die Zeitung, und sie ermahnen!“

„Oh, das ist eine gute Idee!“ Olaf sprang sofort auf den Gedanken an. „Das habe ich auch schon oft gedacht. Und man sollte ihnen sagen, dass sie mehr lesen sollen, sonst macht man uns noch eines Tages die Bibliothek hier zu!“

„Ja, und vielleicht, dass sie uns jeden Tag eine frische Schüssel Milch mit Honig hinstellen? Mit schönem Gruß von den Heinzelmännchen?“ Phil klang verbittert. „Hört mal! Das können und sollen wir nicht tun! Wir müssen jeden Kontakt mit den großen Leuten vermeiden! Das ist zu gefährlich. Wir können nur so gut und sicher leben, weil sie von unserer Existenz keine Ahnung haben.“

Maria legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. „Na komm, Phil, wir kennen ja deine Einstellung. Das war doch nur Spaß von den beiden. Jetzt lasst uns zusammen den Abend genießen!“ Sie zwinkerte Johanna und Olaf verschwörerisch zu.

Olaf versuchte mit seinem Lieblingsthema abzulenken. „Das mit den Heinzelmännchen ist übrigens gar nicht so abwegig, obwohl die Sache mit der Milch nur für Kobolde gilt. Und das Entdeckt-Werden passt auch dazu. Ich habe da in einem Märchenbuch ein schönes altes Gedicht über die Heinzelmännchen zu Köln und die dazugehörige Geschichte gefunden.“

Er räusperte sich und deklamierte dann laut:

*Wie war zu Cölln es doch vordem,
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: ... man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,*

*Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpfen und trabten
Und putzten und schabten ...
Und eh ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk ... bereits gemacht!*

„Das waren sehr nützliche kleine Wesen, die in den Häusern in Köln so im 17. Jahrhundert nachts allerlei nützliche und praktische Sachen für die Handwerksmeister gemacht haben. Und in der Geschichte verschwinden sie plötzlich, weil die Schneidersfrau ihnen auflauert, um sie mal zu Gesicht zu bekommen.“

Olaf sah alle der Reihe nach an und hob dann gewichtig den Zeigefinger in die Luft. „Ihr kennt ja meine Theorie, dass das alles kleine Leute wie wir waren. Sie hatten offenbar ein gutes Auskommen mit den Kölnern und wurden geduldet und dafür bedankten sie sich durch allerhand nützliche Dienstleistungen des Nachts. Aber als die großen Leute begannen, sich für sie zu interessieren, wurde es ihnen zu gefährlich und sie sind abgehauen.“

„Ach nee Olaf, du mit deinen Theorien!“ Hein hatte mittlerweile aufgegessen und lehnte sich zufrieden und entspannt zurück. „Es kann doch nich’ jedes Märchen von Kobolden, Zwergen und Elfen in Wirklichkeit von kleinen Leuten handeln! Vielleicht war’n das in der Geschichte nur Schwarzarbeiter, die nachts gearbeitet haben und die Handwerksmeister haben die Heinzelmännchen nur erfunden, damit sie nich’ erwischt werden.“

Olaf ließ sich davon nicht beeindruckt. „Kann sein! Aber ich bleibe dabei: alle diese Geschichten von Elfen, Zwergen, Kobolden, Wichten, Klabautermännern, Wechselbälgern und wie sie alle genannt werden, haben ihren Ursprung in uns kleinen Leuten. Die großen Leute haben vielleicht ab und zu mal einen von uns gefangen, oder noch wahrscheinlicher, jemand ist kleiner geworden und dabei von seiner Familie oder den anderen Menschen auf einem Bauernhof beobachtet worden, und dann mussten sich die Menschen das erklären. Und daraus sind dann die Geschichten von Geisterwesen und

Kobolden entstanden. Ist euch schon mal aufgefallen, wie viele Geschichten es von kleinen Wesen gibt und wie wenige von großen Wesen handeln, die größer als normale Menschen sind?“

Es entstand eine rege Diskussion, die Johanna aufmerksam verfolgte. Nach einer kleinen Weile stand Franz plötzlich auf. „Also, ich find’, wir sollten jetzt zum gemütlichen Teil des Abends übergehen. Lasst uns das Geschirr abräumen, und dann gibt’s noch a Schmankerl!“

Sie trugen zusammen die Alufolienteller weg und Franz holte die Weinbrandbohnen heraus. Sie packten eine aus und fast andächtig köpfte Hein sie mit dem Schwert, während Johanna sie mit beiden Händen festhielt. Dann trank Hein einen kleinen Schluck der flüssigen Füllung und reichte die Schokobohne an Johanna weiter.

Der starke Alkoholduft stach ihr in die Augen und umnebelte ihre Sinne, während sie vorsichtig an dem berauscheden Inhalt nippte. Das Getränk war sehr süß und brannte im Mund, war aber auch sehr verführerisch. Sie nahm noch einen Schluck und reichte dann die Bohne weiter an Franz.

Der trank kräftig und musste dann husten. „Herrschaftszeiten!“, war das Einzige, was er noch krächzen konnte. Die Bohne ging reihum, und nachdem sie leer getrunken war, wurde sie zerteilt und alle knabberten an der duftenden Schokolade und der Zuckerkruste. Johanna stieg das hochprozentige Gebräu schnell in den Kopf und alles um sie herum war leicht vernebelt und fing sich sachte an zu drehen.

Auch an den Anderen ging der Alkohol nicht spurlos vorüber. Hein war der Erste, der mit einem selbsterdachten »Gedicht an die Weinbrandbohne« die anderen beglückte. Nach einer Weile waren sie so fröhlich und ausgelassen, dass sie zusammen Lieder sangen und sich Witze und Geschichten aus alten Zeiten erzählten. Sie öffneten noch weitere Pralinen, aber Johanna ließ lieber die Finger davon, während ihre Begleiter weiter kräftig zulangen.

Schließlich tanzten sie zusammen, Hein mit Maria und Johanna mit Phil, während Olaf und Franz dazu schunkelten und mit ihren tiefen Stimmen im Chor sangen.

Phil hielt sie eng umschlungen und sie wiegten und drehten sich im Takt des Liedes. Sie spürte seinen Körper und schmiegte sich an ihn und genoss jede Berührung. Sie sah tief in seine dunklen Augen, die sie zärtlich anlächelten,

und schließlich küsste sie ihn innig und versank in seiner Umarmung, während die anderen dazu johlten und klatschten.

Sie waren völlig außer Atem und sanken auf den Boden. Hein lehnte sich an Marias Schulter und war innerhalb kürzester Zeit eingeschlafen, aber Johanna und Phil umarmten sich weiter und küssten sich und flüsterten miteinander. Schließlich legte auch Phil seinen Kopf in ihren Schoß und sie streichelte seine dunkelroten Haare und war so glücklich, wie sie es nie geglaubt hatte, dass sie es jemals sein könnte. Sie schloss die Augen und wünschte sich, dass dieser Abend nie zu Ende gehen möge, während draußen schon die Morgensonne die Bürgersteige erwärmte und die Eisblumen an den Fenstern schmolz.

9) *Geschichten*

Am nächsten Tag erwachte Johanna durch einen Streifen der Mittagssonne, der durch das kleine Kellerfenster des Heizungsraumes hereinfiel, und sie blendete. Jemand hatte sie mit einer weichen Decke eingewickelt und ihr eine Stoffrolle als Kissen unter den Kopf geschoben. Es war schön und kuschelig, wieder einmal in etwas richtig Weichem zu liegen, auch wenn ihr von dem langen Marsch am Vortag die Beine und Füße wehtaten.

Neben ihr lag Phil auch unter einer solchen Decke und schnaufte leise. Sie bekam Angst. Gestern Abend waren sie so zärtlich miteinander gewesen, aber würde er sich heute noch daran erinnern können? Würde er sie noch mögen und wie sollte es mit ihnen weitergehen?

Sie schaute ihn lange an, während er schlief. Seine Augenlider zuckten ein wenig, während er träumte. Vielleicht kämpfte er gerade im Traum mit irgendwelchen Ungeheuern. Sein Gesicht wirkte trotzdem entspannt und er lächelte leicht. Seine Augen und sein Mund waren von feinen Fältchen umgeben und das Gesicht war braungebrannt, bestimmt war er fast ständig bei Wind und Wetter draußen und schaffte Nahrungsmittel und Werkzeuge für das Dorf heran. Ein einsamer Sucher. Aber im Schlaf sah er jung aus.

Johanna hörte ein Geräusch hinter sich und drehte sich leise um. Olaf stand in der Tür der Hütte in einem rosa Morgenmantel und gähnte herzhaft. Als er sah, dass sie wach war, winkte er ihr zu. Sie wickelte sich aus ihrem Bettzeug und stand auf.

Olaf begrüßte sie mit einer Umarmung und zwei Küsschen links und rechts auf die Wange. „Hey, Johanna, du bist ja auch schon wach! Wie geht es dir heute Morgen? Kopfschmerzen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nee, ich habe von den Bohnen nicht so viel getrunken wie ihr! Aber das war ein toller Abend gestern. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich schon mal so viel Spaß hatte!“

„Hmm, ja, man muss die Feste feiern, wie sie kommen. Weißt du, manchmal ist es hier auch ziemlich einsam, nur so mit Franz. Wenn dann Besuch da ist, dann ist es aber wirklich toll! Und zum Glück lesen wir ja beide auch gerne, und Lesestoff gibt’s hier nun wirklich genug.“

„Aber die Bücher sind doch so groß, wie lest ihr die denn überhaupt? Das ist doch irre anstrengend, wenn alle Buchstaben so groß sind wie dein Daumen und du auf der Seite sitzen musst?“

Olaf grinste. „Komm mit, ich zeige dir mal unsere Sammlung und Privatbibliothek!“

Olaf hakte seinen Arm bei ihr ein und zusammen gingen sie um die Hütte herum. Hier war allerlei Krimskrams zu sauberen Haufen aufgeschichtet. Kleine leere Kartons lagen neben Bleistiftstummeln und angebrochenen Klebebandrollen. An einer Seite waren alte und verbogene Löffel, Gabeln und Messer gelagert, während auf der anderen Seite gebrauchte Farbtöpfe gestapelt waren. Sie gingen im Zickzack durch die Haufen hindurch und kamen zu einem riesigen braunen Karteikasten aus Holz. Drinnen steckten lauter Karteikarten mit sauberer Beschriftung. »*Klassische Märchen*« las Johanna auf der vordersten Karte, und dahinter »*Michael de Larrabeiti*«.

„Das hier ist unsere Bibliothek! Alles Bücher auf Mikrofilm, die wir aus dem Archiv geklaut haben. Die kann man wesentlich einfacher lesen, weil die Schrift so klein gedruckt ist. Aber man muss den Film natürlich vor einen hellen Hintergrund halten, sonst sieht man es nicht richtig.“

Olaf stieg auf den Kasten und blätterte eine Weile darin herum. Dann zog er eine große durchscheinend graue Plastikkarte heraus und reichte sie Johanna hinunter. Sie war überraschend leicht, aber unhandlich. Oben stand auf einem Papieraufkleber säuberlich gedruckt: »*Ellis Kaut: Meister Eder und sein Pumuckl*«.

Johanna hielt die Karte in Richtung der weißen Kellerwand und las stumm ein paar Sätze. „Das kenn’ ich natürlich auch! Der Pumuckl ist ein kleiner rothaariger Kobold, der viele Streiche macht. Habe ich früher im Fernsehen gesehen, als ich jung war. Au, verdammt – ich verstehe, das ist ein Teil deiner Sammlung über *kleine rothaarige* Kobolde!“

Olaf nickte grimmig und nahm ihr die Karte ab. Dann fing er an zu lesen:

„*Dem Meister blieb fast das Herz stehen. Was war das? Das hatte doch geklungen, als hätte der Leimtopf aufgeschrien.*

Eder machte einen Schritt auf das Gefäß zu, leise und vorsichtig, als wäre es ein heimtückisches Tier. Da sah er – ja, er sah deutlich etwas Rotes über dem Topfrand erscheinen, so, als zauberte jemand einen Farbklecks in die Luft; es

wurde immer deutlicher und deutlicher – aber es war keine Farbe, auch kein Blut, es war ein ungekämmter roter Haarschopf. Aus dem Haarschopf ragten zwei große Ohren, und unter dem Haarschopf glitzerten zwei wutfunkelnde Augen heraus, und eine helle Stimme schrie:

»Jetzt haben wir die Bescherung!«

»Ich werd verrückt!« murmelte Eder und hielt sich am Schraubstock fest. Das rothaarige Wesen hatte auch noch zwei Arme und zwei Beine, mit denen es verzweifelt zappelte!«

Johanna musste erst mal schlucken, bevor sie reden konnte. „Und meinst du, diese Ellis Kaut hat wirklich jemanden von den kleinen Leuten gesehen, oder vielleicht sogar einen von uns gefangen, als sie diese Geschichte geschrieben hat?“

„Ehrlich gesagt weiß ich das nicht. Und ich weiß auch nicht, wie ich es herausfinden könnte, aber es klingt verdammt danach, als wenn es so wäre! Als wir unsere Hütte gebaut haben, bin ich mal am doppelseitigen Klebeband hängen geblieben. Das klebt wirklich unglaublich, und ich weiß nicht wie ich mich da ohne Hilfe wieder hätte befreien sollen. Am liebsten würde ich der Autorin einen Brief schreiben und sie einfach danach fragen, aber das geht wohl nicht, oder? Was meinst du?“

„Zumindest kannst du keinen Absender angeben, ohne dass sie dir auf die Schliche kommen, sodass sie dir nicht antworten könnte“, meinte Johanna. „Aber der Pumuckl, der behauptet doch später, dass er ein Klabautermann sei. Das hört sich doch eher erfunden an, finde ich.“

„Na ja, was hättest du denn an seiner Stelle gesagt?“, antwortete Olaf. „Irgendeine Geschichte musste er ja präsentieren. Vielleicht war es einfach das Erste, was ihm eingefallen ist.“

„Hm, das klingt nun wieder irgendwie logisch“, musste Johanna zugeben. „Armer Kerl, vielleicht wurde er dann wirklich in einen Käfig gesperrt, wie es Phil immer sagt, und musste sich ständig Geschichten über kleine Wesen ausdenken.“

„Die Literatur ist jedenfalls voll von solchen Hinweisen! Man muss nur wissen, worauf man achten muss. Und das Entscheidende ist: Man kann in jeder Zeitepoche irgendwelche Hinweise auf kleine Leute finden. Sogar in der

Bibel werden Zwerge erwähnt. Für mich ist das ein ganz klares Zeichen dafür, dass es uns immer schon gegeben hat, genauso wie die großen Menschen!“

„Aber warum gibt es uns überhaupt und woher kommen wir?“ Johanna schaute Olaf mit großen Augen an.

Der zuckte die Schultern. „Darüber habe ich mit Phil und Franz auch schon nächtelang diskutiert. Es ist natürlich schwierig, das genau herauszufinden. Immerhin wissen die großen Leute ja auch noch nicht mal genau, woher sie eigentlich kommen. Man vermutet, dass die Menschheit aus Afrika stammt, und hat da ein paar Knochen von Hominiden gefunden. Aber angesichts der Abertausenden von Archäologen und Anthropologen und was weiß ich nicht noch alles, ist das nicht gerade viel! Und für uns ist es natürlich noch viel schwieriger, weil wir ja nicht einfach draußen rumlaufen und losbuddeln können. Auf jeden Fall meinen Phil und ich, dass wir und die großen Leute einen gemeinsamen Ursprung haben. Und dann muss es in grauer Vorzeit irgendwann eine Genmutation gegeben haben, die uns kleiner gemacht hat. Aber, und das ist der Witz, erst so ungefähr mit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Deshalb konnten und können wir mit den großen Leuten zusammen Kinder bekommen und die Genmutation wird bei den großen Leuten weitergegeben. Nur gelegentlich verschwindet dann mal eine Mutter oder ein Vater und vermutlich hat man dann nie groß darüber geredet, von wegen böser Omen und Geister und so. Aber die Kinder tragen es in sich und geben es weiter, und wenn dann die richtigen Eltern zusammenkommen, dann passiert es wieder.“

„Aber so eine Mutation, wie du sagst, die eine Spezies um so viel kleiner macht, gibt's denn so was überhaupt?“ Johanna war skeptisch.

„Oh, da kannst du viele Beispiele finden, sowohl beim Menschen als auch im Tierreich. Zum Beispiel hat man auf der indonesischen Insel Flores vor ein paar Jahren die Knochen von zwergeuwüchsigen Urmenschen gefunden, die nur etwas mehr als halb so groß wurden wie heutige Menschen. Und die haben dort noch vor 12000 Jahren gelebt. Das nennt man Insel-Zwergewuchs, weil es oftmals dann vorkommt, wenn eine Art alle Fressfeinde ausgerottet hat, und dann nicht mehr körperlich überlegen zu sein braucht. Das ist halt besonders auf einer Insel möglich. Auf derselben Insel gab es auch Zwergelofanten, die

nur 1.20m groß wurden. Und solche kleinen Elefanten gab es früher auch in Europa!“

„Solch ein Zwergel elefant ist sicher süß, aber das ist kein Faktor zehn, wie bei uns, sondern nur zweimal oder viermal kleiner“, rechnete Johanna nach.

„Dann gibt es da zum Beispiel im südlichen Afrika die Klippschliefer, die werden so groß wie ein Murmeltier und wiegen bis zu vier Kilo. Aber ihre nächsten Verwandten im Tierreich sind die Elefanten, und die sind dann schon tausendmal schwerer und dreißigmal größer. Und irgendwie müssen ja die Vorfahren der Elefanten und der Klippschliefer diesen Größenunterschied hinbekommen haben, und zwar durch Gen-Mutation!“

„Hmm, das ist vermutlich richtig ...“ Johanna dachte nach, während Olaf den Mikrofilm wieder in den Holzkasten zurücksteckte und weiter in seiner Sammlung herumblättert. „Aber, Olaf, eines verstehe ich dann noch nicht. Wenn das alles so normal mit uns ist, wie du sagst, warum müssen wir uns dann vor den großen Leuten immer verstecken? Wir könnten doch ganz einfach mit ihnen zusammenleben. Das würde uns eine Menge Ärger und Mühen ersparen!“

Olaf kletterte vom Kasten wieder herunter, mit einem weiteren Mikrofilm in der Hand. „Ich glaube, das ist insbesondere ein Problem der modernen Zeit. Früher hat man sich nicht so viele Gedanken gemacht. An den europäischen Herrschaftshöfen war es angeblich oftmals völlig normal, dass man sich Zwerge als Unterhalter gehalten hat. Und die waren nicht in Käfige gesperrt, sondern konnten sogar beträchtliche Macht im Hofstaat gewinnen. Und wenn auf einem Bauernhof mal ein missgestaltetes Kind zu Welt kam, oder vielleicht jemand kleiner wurde wie wir, dann hat man ihn im Keller versteckt, damit die Nachbarn nicht reden und einfach mit durchgefüttert. Oder halt im Regenfass ertränkt, je nach Einstellung. Und wenn doch jemand gefragt hat, dann hat man sich Geschichten ausgedacht, von Wichteln oder Kobolden oder Zwergen. Und so sind dann diese Mythen entstanden.“

Johanna bekam eine Gänsehaut bei dem Gedanken, dass ihre Eltern sie heimlich nachts in der Regentonne ertränkt haben würden. „Trotzdem denke ich, irgendwie müsste man das den großen Leuten klarmachen, dass sie nicht die Einzigsten auf der Welt sind. Vielleicht so ganz sanft und nach und nach, damit sie sich nicht erschrecken.“

Olaf reichte ihr den Mikrofilm. „Schau dir mal den hier an, der ist auch ganz interessant.“ »*Terry Pratchett: Trucker (Die Nomen-Trilogie)*« stand auf dem Klebestreifen am oberen Rand des Plastikkärtchens.

Johanna las erst lautlos und nach einer Weile dann laut: „*Der Regen trommelte auf die alten Hamburger-Schachteln und Pommes Frites-Tüten im Abfallkorb, der Masklin derzeit als Versteck diente. Beobachten sie ihn. Er friert. Er ist nass, besorgt und 10 Zentimeter groß.*

Normalerweise bot der Mülleimer immer ein gutes Jagdrevier, selbst im Winter ...“

Dann sah sie Olaf an. „Ziemlich genauso wie wir auf dem Trip von meiner Wohnung zu euch“, meinte sie nach einer kleinen Weile. „Aber wenn dieser ... Terry Pratchett ... keinen von uns kannte, wie kann er das dann so schreiben?“

Olaf zuckte mit den Schultern. „Nun, er könnte es sich *ausgedacht* haben. Immerhin sind wir ja auch ein kleines bisschen größer als seine Nomen.“

Johanna dachte nach. „Vielleicht gibt es noch eine andere Erklärung dafür“, meinte sie dann langsam. „Vielleicht ist er ja einer von uns, von den kleinen Leuten! Und er versucht gerade das, was ich vorhin meinte: die großen Leute sanft auf uns vorbereiten. Ich meine, schreibend könnten wir uns ja mit den großen Leuten problemlos verständigen, ohne dass man was merkt, und so ein Buch schreiben und veröffentlichen, das kann man doch heute bestimmt alles mit einem Computer und per Email machen!“ Johanna steigerte sich in den Gedanken hinein und wurde immer aufgeregter. „Vielleicht gibt’s da wo er herkommt auch so ein Dorf von kleinen Leuten wie bei euch, und sie schreiben Bücher mit versteckten Hinweisen, weil sie sich nicht trauen direkt an die Öffentlichkeit zu gehen!“

Diesmal war Olaf skeptisch. „Also, der Typ hier hat aber jede Menge Bücher geschrieben, und ich glaube, die meisten haben mit kleinen Leuten nichts zu tun. Und ich habe mal irgendwo ein Foto von ihm gesehen, sah eigentlich nicht klein aus ...“

Johanna war enttäuscht. „Wenn du meinst ... war ja auch nur so eine Idee.“

„Aber trotzdem finde ich die Idee interessant“, meinte Olaf. „Wir können ja mal versuchen ein Buch zu schreiben. Du hast doch schon einiges erlebt, bei deiner Reise hierher. Schreib das doch einfach auf, erst mal auf Papier. Wir müssten dann so einen Computer besorgen und herausfinden, wie man ein

Buch veröffentlicht. Ich meine, die haben schon Computer hier in der Bibliothek, aber die sind riesengroß und sehr unhandlich. Das würde ewig dauern auf der großen Tastatur und dann braucht man ja auch so einen Netzwerkanschluss.“

Phil kam in diesem Moment um die Ecke der Hütte gebogen und suchte offensichtlich nach ihnen. Johannas Herz machte einen freudigen Hüpf, als sie ihn sah. Doch er wirkte müde und sah ziemlich verkaterert aus.

„Da seid ihr ja! Wir wollen frühstücken, kommt ihr?“, sagte er nur.

Sie verkrampfte sich innerlich. Was war mit gestern Abend? Dieser Phil hier schien nichts mehr davon zu wissen, was zwischen ihnen geschehen war! Die Wärme, die sie den ganzen Morgen über in ihrem Bauch gespürt hatte, war mit einem Mal verschwunden und ein Knoten schien stattdessen in ihren Eingeweiden entstanden zu sein.

Olaf antwortete an ihrer Stelle: „Morgen Phil, wie geht’s dir denn? Hast du einen Kater?“

Phil sagte nichts, sondern massierte sich nur die Schläfen mit beiden Händen und schaute auf den Boden. Johanna sah ihn mit großen Augen an. Er blickte kurz auf zu ihr und meinte dann: „Olaf, ich glaube Franz sucht nach dir, geh doch schon mal vor, wir kommen gleich nach.“

„Alles klar.“ Olaf ging voraus und Johanna und Phil schwiegen eine Weile, bis er hinter dem Haus verschwunden war.

Phil sah weiter zu Boden, als er anfang zu reden: „Johanna, ich ... ich meine, gestern Abend ... ich hätte nicht ... es war nicht richtig.“ Dann schwieg er und starrte intensiv auf eine Teetasse mit einem großen Sprung.

Sie schaute ihn nur an und sagte nichts. Ihre Kehle war wie ausgetrocknet. Innerlich wollte sie schreien, ihn an den Schultern packen und schütteln und fragen: „Was? Was war nicht richtig? Es war doch alles gut?“, doch als sie den Mund öffnete, kam kein Wort über ihre Lippen und sie schwieg weiter.

Er unternahm einen neuen Anlauf. „Ich hätte das nicht ausnutzen sollen, ich ... ich hätte dich einfach nur heil zum Dorf bringen sollen ... du kennst ja noch gar niemand von den kleinen Leuten außer uns!“

In ihrem Kopf war eine riesige gähnende Leere und sie stand auf einer einsamen kleinen Insel mittendrin. Ihre Beine wurden schwach und zitterten und sie konnte nur noch flüstern. „Okay ...“, hauchte sie tonlos.

Er drehte sich um und ging zum Haus zurück. „Es tut mir leid ...“, murmelte er noch.

Sie hätte zu ihm hin laufen und ihn umarmen wollen, aber ihre Beine gehorchten ihr nicht mehr und dann war der Augenblick vorbei und er war verschwunden.

Sie sah ihm hinterher und alles drehte sich vor ihren Augen. Was war verdammt noch mal geschehen? War es nicht schön gewesen, sie zu umarmen? Hatte es ihm keinen Spaß gemacht, sie zu küssen? War sie ohne Alkohol nicht gut genug für ihn?

Sie wurde wütend und die Wut wuchs in ihrem Inneren wie eine wuchernde Schlingpflanze. Wenn er sie nicht wollte, fein! So ein blöder Idiot! Sie hatte lange genug alleine gelebt und würde auch darüber hinwegkommen. Wenn sie erst einmal im Dorf angelangt waren, dann würde sie sich überall nützlich machen und helfen, wo sie konnte. Dann würde sie sicher schnell Freunde gewinnen und wäre nicht mehr allein. Wozu brauchte sie da Phil?

Die aufkommenden Tränen verschleierten ihren Blick, doch sie nahm sich zusammen und unterdrückte sie. Die Wut hielt ihren Magen wie eine Faust umklammert und presste ihn zusammen. Sie ging langsam zur Hütte zurück und sammelte sich innerlich. Sie würde sich nichts anmerken lassen, würde ihn einfach nicht beachten. Die Anderen konnten nichts dafür, es war eine Sache zwischen ihnen beiden, und sie würde sich in den nächsten Tagen einfach mit Olaf und Franz und mit Hein und Maria beschäftigen.

Als sie zurückkam, war das Frühstück bereits aufgetischt und Hein diskutierte schon wieder mit Olaf, während Franz Portionen von geröstetem Weißbrot servierte. Dazu gab es Milchkaffee mit Zucker und Honig. Obwohl alle durcheinanderredeten, schien ihr, dass sie sofort merkten, dass etwas nicht in Ordnung war. Maria schaute sie häufiger von der Seite an und auch Hein beobachtete sie heimlich. Phil dagegen war besonders schweigsam und vermied es, sie anzusehen.

Das Frühstück war wieder lecker, aber trotzdem kaute sie endlos auf jedem Bissen herum und hatte am Ende nicht viel gegessen – doch Appetit hatte sie sowieso keinen mehr gehabt. Sie hatten gerade die Reste weggeräumt, als Phil sich räusperte und dann meinte: „Wir sollten heute Nacht noch losgehen,

zurück zum Dorf! Es ist gerade gutes Wetter und Maria hat es doch eilig. Wir sollten nicht warten.“

Olaf und Franz protestierten erwartungsgemäß und auch Hein war nicht einverstanden, aber angesichts des finsternen Gesichtsausdrucks von Phil traute sich keiner, lange zu widersprechen. Nach kurzer Diskussion war abgemacht, dass es nach dem Abendessen wieder weitergehen sollte. Johanna wusste, dass er nicht länger mit ihr zusammen hier herumsitzen wollte, und dieses Wissen verstärkte ihre Wut noch weiter. Sie wollte etwas sagen, aber schließlich biss sich nur auf die Unterlippe und wandte sich lieber hinüber zum Kellerfenster, wo die goldenen Nachmittagsstrahlen der Sonne die Gitterstäbe draußen auf die Kellerwände zeichneten.

Nach dem Frühstück, das ja eigentlich eher ein Mittagessen gewesen war, ging sie mit Maria zum Wäschewaschen, während die Männer zurückblieben und rauchten und diskutierten.

Maria rubbelte ihre gebrauchten Klamotten im warmen Wasser des Waschbeckens mit Geschirrspülmittel durch, und Johanna saß dabei und schaute gedankenverloren in die Ferne.

„Was ist los, Johanna? Habt ihr euch gestritten, Phil und du? Müssen wir deswegen heute noch los?“

Johanna sah sie an und wusste nicht, was sie erzählen und was sie lieber verschweigen sollte. Sie presste ihre Lippen aufeinander und schwieg.

„Aha. Ich meine, das ist ja auch kaum zu übersehen ...“ Maria fuhr fort ihre Wäsche zu waschen und auszuwringen und drehte Johanna den Rücken zu. „... ist schon komisch, dass Sich-Mögen und Sich-Streiten oft so dicht beieinanderliegen, nicht wahr?“

„Er mag mich überhaupt nicht!“, platzte Johanna heraus. „Wir haben uns nicht gestritten, weil es da gar nichts zu streiten gibt. Aus, Ende und vorbei!“

Maria antwortete zunächst nicht, sondern arbeitete weiter und dachte nach. „Woher weißt du, dass er dich nicht mag? Für den Rest der Welt sieht es eher nach dem Gegenteil aus“, meinte sie dann.

„Aber wenn er mich mögen würde, dann wäre er doch heute Morgen nicht so anders zu mir! Gestern Abend war er so lieb und heute Morgen ist er so komisch und überhaupt nicht mehr nett! Er war betrunken gestern und da war

ich gut genug für ihn, und heute will er mich nicht mal mehr ansehen. Tut ihm leid, das mit gestern Abend, hat er gesagt!“

Johanna bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und rieb sich die Augen. Sie wollte nicht losheulen, und das würde sie auch nicht tun. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, die Tränen zurückzuhalten.

„Soso. Männer sind auch ganz schön kompliziert, scheint mir ... vielleicht hat er irgendwelche Probleme. Immerhin war er ja auch nicht immer ganz allein, in der Vergangenheit, selbst wenn er nun schon lange keine Freundin mehr hatte ...“

„Das ist mir egal! Wenn er Probleme hat, dann soll er sie erst mal lösen! Das sind nicht meine Probleme. Ich glaube, er ist einfach nur blöd!“ Johanna stand auf und stürmte davon. Als Maria sie nicht mehr sehen konnte, ließ sie die Tränen einfach laufen.

Sie irrte herum und schaute in alle Winkel des Heizungskellers. Zum Haus zurück wollte sie nicht, da saßen Phil und Hein herum, und Männer wollte sie jetzt schon gar nicht sehen. Sie hockte sich an der Stirnseite vor den großen alten Öltank und betrachtete das Gewirr von Leitungen, das um ihn herumführte, als sie jemanden näher kommen hörte.

„Ja mei, Johanna, was machst' denn hier so alleine?“

Franz setzte sich zu ihr auf ein kaputtes Ventil, das mitten in eines der Rohre eingebaut war. Er hatte jetzt einen kunterbunten Ringelpullover und eine braune Hose an, was ihn deutlich normaler aussehen ließ als das Katzenkostüm am Abend zuvor. Er kramte in seiner Hosentasche und zog dann ein sauber gefaltetes Stofftaschentuch für sie hervor.

Sie nahm es und trocknete ihr Gesicht damit. „Danke, Franz!“, meinte sie niedergeschlagen. Sein langer roter Schnurrbart hing traurig herab, offenbar litt er mit ihr, ohne dass sie ihm etwas über ihre Gründe erzählt hatte.

„Weißt du, ich hab' mich auch schon oft mit Olaf gestritten. Meist sind wir ja sehr glücklich miteinander, aber manchmal sagt einer einfach ein falsches Wort und der andere noch eins dazu, und plötzlich ist ein Streit da. Und dann ist man einfach sauer, dass der andere nicht mal versucht, nachzugeben oder rauszufinden, warum man schlechte Laune hat.“ Franz zwirbelte an seinen Bartenden herum, was aber nichts an ihrer erhöhten Schwerkraft änderte.

„Ist das denn so offensichtlich, das mit Phil und mir?“, seufzte Johanna.

„Schon ...“

„Sag mal, Franz, seid ihr wirklich wegen der Bücher hier in die Bibliothek gezogen? Das ist bestimmt doch auch manchmal ein bisschen einsam, oder? Maria und Hein haben mir von ihrem Dörfchen vorgeschwärmt, wenn da alle anderen wohnen, dann ist das sicher sehr lustig dort ...“

Franz schaute sie mit seinen sanften braunen Augen aufmerksam und prüfend an, bevor er antwortete: „Na ja, alle kleinen Leute wohnen ja nun auch nicht im Dorf, sondern da gibt's schon ein paar die die Einsamkeit oder spezielle Orte vorziehen. Aber du hast recht, im Dorf wär' mehr los als hier. Wir haben auch eine Weile im Dorf gewohnt, aber als dann Olaf zu mir gezogen ist, da haben die Anderen das Tuscheln angefangen und immer so blöde Witze gerissen. Das hat uns auf die Dauer nicht gefallen. Eigentlich sollt' man meinen, dass die kleinen Leute a bisserl toleranter sind als die großen Leute, schließlich sind wir nicht grad Durchschnittsmenschen, aber des is' net so. Sie sind eigentlich genauso wie die großen Leute, im Guten wie im Schlechten. Ein paar sind schon in Ordnung, gerade Maria und Hein und Phil. Manche von den Anderen würden uns sicher nicht besuchen kommen ... Sie würden sagen, mer san net normal.“

Franz stand wieder auf und sah zum Kellerfenster hinauf. Es war erst früher Nachmittag, doch die Wintersonne stand schon niedrig und sandte ihre Strahlen flach durch das Fenster hinein. „Wie schaut's aus, Johanna, hast du nicht Lust, mit mir rauf in die Bibliothek zu gehen und was fürs Abendessen zu besorgen?“

„Aber, es ist doch noch hell draußen! Da sind doch überall Leute in der Bibliothek, oder?“

Franz grinste sie an. „Heut' net! Es ist Sonntag, sonst hättest du auch schon einiges an Lärm von oben gehört. Komm, wir geh'n mal zusammen hoch!“

Franz sagte den anderen Bescheid und dann stieg er mit Johanna in die Bibliothek hinauf. Sie mussten sich wieder durch Nischen in Ecken quetschen und an Abflussrohren entlang schleichen, bis sie schließlich am Fuß der breiten Treppe in das Erdgeschoss hinauf anlangten. Sie bestand aus hellem Kalkstein und es waren kleine Muscheln und Versteinerungen darin enthalten.

Während sie die Treppe hinaufkletterten, inspizierte Johanna die Fossilien aus der Nähe. Sie sahen recht groß aus, was aber vermutlich eher an ihrer eigenen Kleinheit lag. Die meisten waren Abdrücke von Muscheln und Schnecken, begraben unter Millionen Tonnen kalkhaltiger Schalen von anderen Kleinstlebewesen. Nach äonenlangem Warten unter der Erde und durch den Einfluss von hohem Druck hatte sich diese Masse schließlich in Kalkstein verwandelt und war irgendwann mitten entzweigeschnitten worden vom scharfen Sägeblatt einer Steinsäge. Wenn Olaf Recht hatte mit seinen Theorien, hätte man dann nicht auch schon einmal ein prähistorisches Skelett von kleinen Leuten finden müssen, irgendwo in den Fundamenten einer bronzezeitlichen Hütte oder im verhärteten Morastboden einer Steinzeithöhle? Aber vermutlich hätte man es dann für das Skelett einer Ratte oder eines kleinen Affen gehalten und gar nicht weiter darauf geachtet. Und außerdem waren die Funde aus solch alter Zeit selbst für die großen Leute wahrscheinlich gar nicht so zahlreich, sodass die Wahrscheinlichkeit kleine Leute zu finden vielleicht verschwindend gering war.

Sie beeilte sich Franz einzuholen, der schon am oberen Ende der Treppe auf sie wartete.

„Alles klar?“, wollte er wissen und sie nickte nur mit dem Kopf.

Sie gingen schweigend zwischen den hoch aufragenden Regalreihen entlang, die fleckenweise von den letzten Sonnenstrahlen der früh untergehenden Wintersonne beleuchtet wurden. Staub tanzte in der Luft und leuchtete im Licht auf. Jetzt war es schwer vorstellbar, wie die Bücher noch letzte Nacht so geheimnisvoll gewispert hatten, doch schon in ein paar Stunden würde es hier wieder ebenso dunkel und verzaubert sein. Die Bücher würden wieder anfangen, von fernen Gegenden und geheimnisvollen Abenteuern in fremden Städten zu erzählen.

„Sag mal, Franz, wenn du eigentlich aus München kommst, wie kommt's dann, dass du hier in der Stadt bist? Du bist doch sicher nicht nach dem Schrumpfen hierhergekommen, oder? Das wäre doch viel zu gefährlich gewesen, solch eine lange Reise?“, wollte Johanna wissen.

Franz sah sie wieder aufmerksam an. „Ja, des wär' sicher zu gefährlich gewesen. Ich bin hergekommen, um mich von Professor Keller untersuchen zu lassen, als das Schrumpfen losging. Er is' ja immerhin ein bekannter Spezialist

für Wachstumsstörungen. Nachdem er mich untersucht hat, da hat er zu mir gesagt, ich soll mir in der Nähe ein Zimmer nehmen und ihm die Adresse zukommen lassen, damit er mich weiter behandeln kann. Des hab' ich dann gemacht, aber er hat mich immer nur untersucht und mir keine Medikamente gegeben. Ich glaub', er weiß genau, was mit uns passiert und er will uns nur zufrieden leben lassen, deshalb tut er nix und lässt uns nur in seine Patientenkartei reinschauen, damit wir dann die Neuen zum Dorf holen könn'."

„Aber da in München, gibt's da nicht vielleicht auch ein Dorf von kleinen Leuten, so wie hier? Ich meine, es muss doch dort auch Leute geben die schrumpfen, und wenn die nicht herkommen, wo bleiben die dann?“

Franz schob sich das Seil über der Schulter zurecht und dachte nach. „Vermutlich hast' recht und dort schrumpfen genauso viele Leute wie hier, aber wo die bleiben weiß ich auch nicht. Vielleicht gibt's ein Dorf, aber ohne die Hilfe von jemandem wie Professor Keller wird's schwierig sein, dass viele kleine Leute zusammenfinden. Die Stadt ist ja schon groß. Ich glaub' eher, dass dort viele einzelne kleine Leute unter schwierigen Bedingungen versteckt leben. Und wenn's ein Dorf gibt, wie soll man dann rausfinden, wo es ist, das wird ja sicher genauso gut versteckt sein wie unseres hier!“

„Ja, das ist das Problem“, murmelte Johanna. „Aber ich würde es wirklich gerne wissen ...“

Sie waren an der großen Glasschwingtür angekommen, die den gewaltigen Lesesaal von der Vorhalle mit den Ausleih- und Abgabeschaltern trennte. Alles war wie ausgestorben und sie schoben zusammen die Tür auf und ließen sie hinter sich mit einem mehrfachen lauten »Pung« wieder zurückschwingen. Durch die gläserne Seitenwand mit dem auf den Hof hinausragenden großen Café sahen sie, dass draußen ein ordentlich starker Wind fegte, der die braunen Blätter auf dem Boden herumwirbelte und die kahlen Zweige der Bäume erzittern ließ.

„Wird heut' Nacht bestimmt noch kräftig regnen!“, prophezeite Franz. „Blöde Idee, heut' schon loszugehen ...“

„Wir kommen euch bestimmt bald wieder besuchen“, versuchte Johanna ihn zu trösten. „Aber woher weißt du, dass es noch regnen wird? Heute war doch den ganzen Tag schöne Sonne.“

„Ich hab’ das im Gefühl“, meinte Franz. „Glaub’ mir, ich behalte meistens Recht. Warum habt ihr euch denn jetzt eigentlich gestritten, Phil und du? Gestern Abend wart ihr doch noch unzertrennlich und heut’ Morgen ist plötzlich alles anders?“

Johanna seufzte. „Ich weiß es auch nicht, Franz! Er hat nur so was gesagt, dass es ihm leidtut, und dass er es nicht hätte ausnutzen dürfen und so. Keine Ahnung, was er damit gemeint hat.“

„Und warum hast’ ihn dann nicht gefragt, was er damit meint?“, wollte Franz wissen.

„Ach Franz! Erst mal war ich schockiert und dann ... dann war ich wütend, dass er so’n Scheiß erzählt und dann dachte ich, dass er mich nur mochte, weil er vorher betrunken war!“

Franz überlegte, bevor er antwortete. „Ich kann mir eigentlich nicht vorstellen, dass er gestern wirklich betrunken war. Ja, wir waren alle ziemlich lustig und a bisserl beschwipst vielleicht auch, aber mehr net. Und ich glaub’, dass Phil noch ’ne ganze Menge mehr verträgt. Er hat fast immer Hein den Vortritt beim Trinken gelassen. Vielleicht macht ihm die Sache von damals immer noch zu schaffen. Na ja, wie auch immer, des wird schon wieder, Johanna!“

„Lass uns nicht mehr darüber sprechen, Franz! Ob das wieder wird, weiß ich nicht, und ich will jetzt auch nicht mehr darüber nachdenken. Es ist ein bisschen viel passiert in den letzten Tagen, und das muss ich vielleicht erst mal verarbeiten, dann sehen wir weiter.“

Franz sah sie kurz an und gab dann der Glastür zum Café einen kräftigen Schubs. „Vermutlich hast du recht“, meinte er. „Also, dann lass uns mal sammeln gehen. Proviant für die Reise braucht ihr ja auch noch.“

10) *Über die Friedhofsinsel*

Sie verließen die Bibliothek am späten Abend, nach einem kräftigen Abendessen und einem tränenreichen Abschied von Olaf und Franz. Sie mussten versprechen, die beiden baldmöglichst wieder zu besuchen, und sie hatten umfangreiche Vorräte aus den Beständen des Bibliothekscafés eingepackt bekommen.

Der Abend hatte kräftigen Regen gebracht, so wie Franz es vorhergesagt hatte, aber Phil wollte den einmal gefassten Beschluss nicht wieder aufheben und auch Johanna hätte für einen Aufbruch gestimmt, wenn es eine Abstimmung gegeben hätte. Sie hatte beim Abendessen und auch den ganzen Abend danach vermieden, Phil anzusehen oder auch nur mit ihm zu reden, und die schlechte Stimmung schien langsam auch auf die Anderen überzugreifen und verdarb ihnen anscheinend ebenfalls die Laune.

Sie marschierten wieder im Gänsemarsch hintereinander, Phil an der Spitze, dann Maria, Johanna und zum Schluss Hein. Von der Bibliothek aus wanderten sie direkt zurück in den Stadtpark, durch das Kleingartengelände und über die Brücke, auf der sie den Spaziergänger mit dem Hund gestern Morgen gesehen hatten.

Es ist kaum zu glauben, dass erst so wenig Zeit seitdem vergangen ist, ging es Johanna durch den Kopf. Wenn so viel in so kurzer Zeit passiert, dann werden Stunden zu Tagen und Tage zu Wochen. Aber wenn man einfach in seinem Zimmer sitzt und darauf wartet, dass etwas passiert, und das wochenlang, dann ist es später nur mehr ein kleines schwarzes Loch im Leben, und es fühlt sich sehr kurz an.

Der Regen ließ im Verlauf der Nacht nicht nach, sondern steigerte sich eher noch. Der Wind wurde böiger und selbst in Bodennähe, wo normalerweise nur wenig Luftbewegung zu spüren war, peitschte er die Regenschwaden fast waagrecht durch das Gras links und rechts des Weges. Johanna hielt ihren zu weiten Umhang am Hals mit der linken Hand zusammen, damit der Wind nicht hineinfahren konnte und mit der rechten umklammerte sie den Riemen ihres Rucksackes. Alle zogen ihre Kapuzen eng ins Gesicht und stapften schweigend hintereinander durch den nächtlichen Park.

Nach ein paar Stunden waren sie vollkommen durchnässt, aber sie gingen stoisch weiter auf dem Schotterweg entlang. Der bot keine Deckung, doch der Park war ohnehin völlig ausgestorben – Mensch und Tier hatten sich vor dem dichten Regen verkrochen. Sie rasteten unter einer Parkbank, die ihnen notdürftigen Schutz vor den dicken kalten Tropfen gewährte, und knabberten freudlos an den Keksen und Kuchen herum, die Franz ihnen eingepackt hatte.

Hein versuchte vergeblich, seine Pfeife anzuzünden und steckte sie schließlich mit einem unterdrückten Fluch wieder weg. Phil hatte die Straßenkarte an sich genommen und studierte sie intensiv im schwachen Licht einer entfernten Laterne. Sein Finger zog die feinen Linien auf dem feuchten Leinenpapier nach und er murmelte vor sich hin. Nach einer Weile blickte er auf.

„Hein, schau mal, wir könnten hier auch die Abkürzung über die Friedhofsinsel nehmen. Wir müssten bald an die Abzweigung zur Brücke kommen, da können wir uns fast einen halben Tagesmarsch sparen!“

Hein spuckte im weiten Bogen in den Regen außerhalb der Bank hinein, bevor er antwortete: „Friedhofsinsel ... nich' schön! Du kennst die Geschichten ...“

„Ja, aber verdammt, das sind doch alles alte Märchen! Wir sind seit Jahren fast jede Nacht unterwegs, und da haben wir noch nie einen Geist gesehen, oder? Du glaubst doch nicht neuerdings an so was?!“

„Nee, ich glaub' nich' an Geister, aber ich glaub' an Geschichten! Da is' immer ein Körnchen Wahrheit dran, an solchen Geschichten.“

Johanna wurde neugierig. „Was erzählt man sich denn da für Geschichten, Hein? Friedhofsinsel? Das klingt ja gruselig!“

Phil antwortete ihr gereizt, wobei er es auch jetzt noch vermied, sie direkt anzusehen: „Die Friedhofsinsel liegt am Rand des Stadtparks. Der Fluss begrenzt den Park auf einer ziemlich langen Strecke und es gibt hier in der Gegend nur ein paar Brücken hinüber. Die nächste führt über die Friedhofsinsel. Der Fluss fließt auf beiden Seiten um die Insel herum und in der Mitte gibt es ein Kriegerdenkmal mit jeder Menge alter Gräber drum herum. Sicher alles noch aus dem Ersten Weltkrieg. Ich habe es auch noch nicht mit eigenen Augen gesehen, sondern nur Beschreibungen gehört. Es gibt

da so Geschichten über die Insel, dass es da spukt und Geister umgehen. Angeblich ist jemand da mal angegriffen worden.“

„Das hat der alte Frieder erzählt, und normalerweise erzählt der kein' Unsinn nich'! Es war'n zwei Sucher, die da lang wollten und sie sin' nich' zurückgekommen.“ Hein hatte seine Pfeife wieder hervorgeholt und versuchte sie erneut anzuzünden. Diesmal hatte er mehr Glück, und er sog den Rauch tief ein und paffte ihn anschließend in den Regen hinaus.

Phil war damit nicht zufrieden. „Mensch Hein, seit Ewigkeiten war keiner mehr von uns da! Sie könnten ins Wasser gefallen sein oder mit einer Katze aneinandergeraten oder was weiß ich noch alles. Wenn wir jeden Flecken meiden, an dem es gefährlich ist, dann dürfen wir nur noch zuhause bleiben und dann verhungern wir!“

„Trotzdem, mir gefällt die Sache nich'.“

Maria zog wegen einer Windbö den Umhang enger um sich und fröstelte. „Hein, mir ist kalt und ich bin völlig durchnässt. Geschichten sind mir im Moment völlig egal, ich will nur schnell nach Hause. Also lasst uns um Gottes willen über die Insel gehen, wenn das kürzer ist!“

„Ich hab' kein gutes Gefühl dabei, Maria. Und die Sicht ist heute auch noch schlecht. Ich würd' da nich' langgehen“, beharrte Hein.

„Also, dann lasst uns abstimmen, okay?“ Phil sah alle in der Runde an. „Ich bin für die Abkürzung.“

„Ich auch!“ Maria hob die Hand.

Hein schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ich bin dagegen! Das is' keine gute Idee nich', denk' ich.“

Alle drei sahen Johanna an. „Aber ... aber ich kenne mich ja hier gar nicht aus! Ich weiß nicht ... ich meine, ich kann mich eigentlich nur der Stimme enthalten. Tut mir leid, Hein!“

„Also, dann ist das wohl entschieden.“ Phil packte die Karte ein und ignorierte das besorgte Gesicht von Hein. Sie setzten ihre Kapuzen auf und schulterten ihre Rucksäcke, dann machten sie sich wieder auf den Weg.

An der nächsten Gabelung des Schotterweges zweigte Phil in einen seitlichen Weg ab und nach kurzer Strecke tauchten sie in dichten Laubwald ein. Kahle Bäume streckten hier ihre nackten Äste in den dunklen Himmel empor. Der Wind war deutlich schwächer zwischen den hohen Stämmen, und die dicken

Regentropfen fielen jetzt fast senkrecht von oben auf sie herab. Während sie zwischen den Bäumen hindurchmarschierten, sah Johanna an einer besonders dicken Erle hoch. Hoch oben in der Krone zeichneten sich dunkle Hexenbesen vor den durch die Stadtlichter orange angestrahlten Wolken ab. Hein hatte recht gehabt – das hier war wirklich ein gespenstischer Ort.

Links und rechts wurde der Weg von kleinen Gräben flankiert, hinter denen dichtes Unterholz und kahle dornige Brombeerranken undurchdringliche Mauern bildeten. Der Pfad wand sich zwischen den Bäumen hin und her, während er dabei langsam und stetig abfiel. Man merkte, dass hier die Bäume zuerst dagewesen waren und dann jemand einen Pfad zwischen den mächtigen hölzernen Säulen hindurch gesucht hatte. Je näher sie dem Fluss kamen, desto kälter wurde die Luft und schließlich hingen sogar trotz des Windes und des Regens dünne Nebelfetzen zwischen den schwarzen Stämmen.

Sie bogen um eine letzte Windung des Weges und fast unvermittelt öffnete sich der Wald und der Fluss lag vor ihnen. Eine Holzbrücke führte den Weg fort und überquerte das dunkle gurgelnde Wasser mit einer eleganten Wölbung. Die Brücke war offenbar schon alt, aber gut gepflegt und vor kurzem ausgebessert worden. Hellere Balken waren zwischen altem, dunklen Eichengebälk zu sehen, und Johanna konnte noch den Geruch von gesägtem Holz wahrnehmen.

Phil setzte einen Fuß auf die Brücke und drehte sich dann zu den anderen um. „Alles klar?“, fragte er sie und sah dabei alle der Reihe nach an. „Sollte eigentlich nicht weit sein. Der Karte nach nur ein paar Minuten. Wir marschieren einfach durch, und auf der anderen Seite über die Brücke. Drüben gehen wir auf der Straße weiter und nach ’nem Kilometer oder so sind wir an der Bahnlinie. Dort waren wir ja schon auf dem Hinweg und da gibt’s Baracken und Gerätehäuschen, dort werden wir uns ein Versteck für den Tag suchen.“ Er wandte sich um und betrat die Bohlen der Brücke.

Johanna folgte dichtauf hinter Maria und ihre Hände zitterten leicht. *Keine Angst!*, schimpfte sie innerlich mit sich selbst. Das war nur dieses Gerede von Geistern und die alten Geschichten von Hein. Sie waren zu viert und ihre scharfen Augen konnten auch im Dunklen noch gut sehen. Niemand würde sich ihnen unbemerkt nähern können, und wenn doch jemand kommen sollte, dann wären sie in ein paar Augenblicken im Unterholz verschwunden.

Nichts regte sich auf der Brücke und dem Weg und nur das Geräusch des dumpfen Aufklatschens der Regentropfen auf dem Holz war zu hören. Sie hielten sich in der Nähe des Geländers und Johanna konnte durch die moosigen Geländerbalken hindurch die tückische Strömung des Flusses erkennen. Der Regen hatte ihn deutlich anschwellen lassen und braune Blätter und Grashalme trieben darin. Er floss schnell hier, viel schneller als gestern Abend am Stadtparksee, wo er träge und lautlos vor sich hin geplätschert war. Wenn man hier hineinfallen würde, dann würde man schwer zu kämpfen haben, um ans Ufer zu schwimmen. Vorausgesetzt, dass einen das Gewicht des Rucksacks und des Schwertes nicht sofort in die Tiefe ziehen würde. Johanna verdrängte fröstelnd diese Gedanken und richtete den Blick starr auf die Holzplanken vor ihren Füßen. Die Brücke stieg an, und als sie am höchsten Punkt angekommen waren, setzte der Wind wieder ein und zerrte an ihren Umhängen und hüllte sie in einen Kokon aus kalten Wasserfäden.

Sie beeilten sich von der Brücke hinunterzukommen und tauchten auf der gegenüberliegenden Seite wieder in den Wald ein. Zwischen den ersten Bäumen ragten ein großes hölzernes Kreuz und ein Gedenkstein aus Granit mit einer verwitterten Messingtafel darauf aus der feuchten Erde. Johanna hätte gerne die Inschrift gelesen, aber Phil eilte mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze achtlos daran vorbei.

Die Bäume standen weit auseinander hier und zwischen den Stämmen links und rechts des Weges waren alte große Grabsteine zu sehen. Die Grenzen der Gräber selbst waren nicht mehr zu erkennen, sodass die Grabmale beinahe wie mittelalterliche Soldaten in Reih und Glied aufgestellt und auf die Schlacht wartend wirkten. Einige der Steine waren umgefallen oder es waren Ecken abgesplittert. Das im Winter braun verdorrte Gras war so hoch, dass man die Wege zwischen den Gräbern kaum noch erahnen konnte.

„Ganz schön gruselig hier“, flüsterte Maria über die Schulter zu Johanna.

„Ja, fast wie auf einer Nachtwanderung im Schullandheim, nachdem man sich Geistergeschichten erzählt hat“, raunte Johanna zurück. Phil wandte sich mit ernstem Blick zu ihnen um und sie verstummten und gingen lautlos weiter durch das Gräberfeld hindurch. Ihre Blicke schweiften beständig nach links und rechts und suchten die Umgebung nach Anzeichen akuter Bedrohung ab, aber es blieb alles ruhig und nur die Regentropfen klatschten auf die Steine

oder raschelten im Gras. Johanna sah sich zu Hein um. Sein Gesichtsausdruck wirkte grimmig und angespannt und er hatte eine Hand fest auf den Griff seines Bogens gelegt.

In der Mitte der Reihen von Grabsteinen standen einige Gebäude aus grauem verwittertem Granit, zu niedrig, um von lebenden Menschen bewohnt zu sein. Als sie zwischen den Wänden dieser Mausoleen hindurchgingen, konnte Johanna endlich einen Blick auf die Inschriften erhaschen. Es waren nur noch einzelne Wörter zu erkennen. Begriffe wie »Tapferkeit« und militärische Titel standen da, eingemeißelt in altmodischer Schrift. Es hatte den hier liegenden Offizieren aber auch nicht viel genutzt. Ihre Gebeine waren im Boden genauso vermodert, wie die der einfachen Soldaten drum herum, egal oder sie nun tapfer oder feige gewesen sein mochten. Kein Wort stand geschrieben über die Tränen und das Leid ihrer Frauen und Kinder und den Gram der Väter und Mütter, die ihre Söhne hier begraben hatten.

Johanna schüttelte sich und versuchte die Gedanken an Kriege und Opfer zu verdrängen – das alles war lange her. Am Ende mochte es wohl Sieger gegeben haben, doch wahrscheinlich war wie immer die Summe des Leidens auf allen Seiten vielfach größer gewesen als das Glück über einen gewonnenen oder wenigstens beendeten Krieg.

Sie ließen die größeren Gräber hinter sich und marschierten durch ein Labyrinth aus kleinen Kreuzen, den namenlosen Gefallenen des Krieges zugedacht, die hier unter ihnen offenbar in Massen verscharrt worden waren. Der Weg führte vorne in einem weiten Bogen auf die Bäume zu und verschwand dann in deren Mitte. Das Gelände war offener und übersichtlicher hier und sie entspannten sich etwas.

Johanna dachte an die Bibliothek zurück. Es war schon merkwürdig, wie dicht in so einer großen Stadt Leben und Tod und auch Natur und Zivilisation zusammenlagen. Phil hatte vorhin von einem zweiten Seitenarm des Flusses gesprochen, und wenn sie den überquert haben würden, dann wären sie wieder mitten zwischen Häusern und stinkenden Autos, und die Straßenlaternen würden die Nacht taghell erleuchten. Hier jedoch, unter den großen Bäumen auf der Friedhofsinsel, war kein Laut des Stadtlärms zu hören und die Einsamkeit schien vollkommen zu sein. Nur durch die orange angestrahlten tief hängenden Wolken über ihnen verriet sich die Nähe der Zivilisation.

Trotzdem – ihr waren das Leben und die Nähe der großen Leute lieber als die Dunkelheit und Stille des nächtlichen Parks.

Das Ende des Friedhofes markierte ein einsam stehender gemauerter Torbogen aus verwitterten Ziegelsteinen, der sich über den Weg spannte und von einem stählernen Kreuz gekrönt wurde. Sie durchquerten den Bogen und waren dem Waldrand wieder zum Greifen nah.

Zwischen den Bäumen schien etwas Zotteliges und Nasses auf dem Weg zu liegen. Als sie näherkamen, richtete es sich auf und sie sahen, dass es sich um eine stämmige alte Ratte handelte, der das Wasser aus dem grauen Fell tropfte. Sie blieben ein paar Meter vor dem Tier stehen und Phil umfasste den Schwertgriff über seiner Schulter, zog die Waffe aber nicht heraus. Die Ratte schien keine Angst vor ihnen zu haben, sondern blieb einfach mitten auf dem Weg hocken, den Blick starr auf Phil gerichtet und das Maul mit den scharfen Nagezähnen leicht geöffnet. Die langen Schnurrbarthaare des Tieres hingen im Regen herab und zitterten leicht, während es sie fixierte und ihren Duft erschnüffelte.

„Was soll'n das?“, zischte hinten Hein durch die zusammengebissenen Zähne hindurch.

„Ich weiß nicht“, flüsterte Phil zurück. „Sie scheint keine Angst zu haben. Vielleicht haut sie ab, wenn wir weitergehen?“

Er hatte gerade seinen Fuß gehoben, um den Weg fortzusetzen, als die Ratte einen durchdringenden Pfiff von sich gab und ins Unterholz sprang. Um sie herum raschelte es plötzlich überall und unzählige weitere Ratten erschienen links und rechts im Gebüsch.

„Verdammt Mist, eine Falle!“, rief Hein von hinten.

Sie wirbelten herum und zogen ihre Schwerter.

„Im Kreis aufstellen, schnell!“, brüllte Phil.

Von allen Seiten kamen die Nagetiere auf sie zugestürmt und Johanna blieb der Atem stehen. Es mussten bestimmt fünfzig oder mehr Tiere sein, alle so groß wie sie selbst und mit noch mal so langen Schwänzen. Eine blinde Wut schien sie überwältigt zu haben und trieb sie jetzt zur Raserei.

Die erste Ratte griff Phil an, der ihr mit einem gewaltigen Hieb seines Schwertes den Kopf abschlug. Sie kippte zur Seite und dunkles Blut drang aus dem kopflosen Körper, lief über das Fell und vermischte sich mit dem Regen

auf dem Schotter zu einer glitschigen Pfütze. Hein schoss zwei Pfeile ab und traf jeweils ein Tier in den Bauch. Ein etwas kleineres Exemplar kam direkt auf Johanna zugesprungen. Sie hielt ihr Schwert mit zitternder Hand in die Richtung der Ratte, die jetzt wild mit den scharfen Zähnen nach ihr schnappend auf sie eindrang. Waffen und ihre Wirkung waren der Ratte wohl unbekannt, denn sie spießte sich selbst mit dem Schwert auf, und fiel mit einem lauten verzweifelten Quieken direkt auf Johanna. Mühsam schob sie die schwere Leiche weg und drückte sich von hinten an Maria.

„Wir müssen weg von hier!“, rief Phil. „Wir müssen in Richtung Brücke, da können sie uns nicht einschließen. Sie denken, wir wären in ihr Revier eingedrungen, deshalb müssen wir raus, sonst hören sie nicht auf!“

Die Ratten hatten offenbar nach den ersten Verlusten schnell verstanden, dass die vier merkwürdigen Gestalten nicht so wehrlos waren, wie sie auf den ersten Blick auszusehen schienen. Sie gingen zu Scheinangriffen über, schnappten nach Beinen und Füßen und zogen sich dann blitzschnell zurück, wenn man zuschlug. Einzig Hein mit seinem Bogen streckte mit jedem Schuss einen Angreifer nieder. Dessen Platz wurde dann aber sofort wieder von einem neuen Tier aufgefüllt, und die Pfeile gingen bald bedrohlich zur Neige.

Sie kämpften sich den Weg entlang und der Widerstand der Ratten schien schwächer zu werden, je weiter sie sich vom Friedhof entfernten. Die Ratten folgten ihnen dichtauf, aber sie opferten sich nicht mehr, um die Menschen zu vertreiben. Sie verließen den Windschatten der Bäume und vor ihnen lag eine ebensolche gewölbte Brücke, wie auf der anderen Seite der Insel. Der Wind peitschte hier wieder stärker und zerzauste das graubraune Fell der Tiere, die den Menschen dichtauf folgten. Phil hielt seine Waffe in Richtung der Ratten und schaute über die Schulter zur Brücke hinüber. Plötzlich sprang ein besonders mageres und schmales Tier auf ihn zu und verbiss sich in seinem linken Arm. Mit einem tiefen Brüllen, das die anderen Ratten instinktiv zurückweichen ließ, stieß er sein Schwert durch den Kopf des Nagetiers, sodass es hinten aus dem Schädel wieder herausstand. Dann schüttelte er den Kadaver ab und spurtete in Richtung der Brücke. „Lauft!“, brüllte er den anderen zu und zusammen stürmten sie die Brücke hinauf. Oben angekommen drehten sie sich zu den Tieren um, aber die blieben wie auf einen unhörbaren Befehl

hin am Rand der Brücke sitzen und schauten ihnen mit böse funkelnden Augen hinterher.

Johanna sah dahinter an der Grenze der Bäume wieder die stämmige graue Ratte sitzen. Sie stieß einen weiteren Pfiff aus und alle Ratten drehten sich um und verschwanden raschelnd im Gebüsch, wobei einige ihre toten Artgenossen im Maul hinter sich herschleiften. Nach ein paar Augenblicken war alles wieder still und nur die im schwachen Licht der Nacht schwarzen Blutlachen auf dem Weg zeugten von dem Überfall.

Phil ächzte hinter ihr und sie drehte sich erschrocken zu ihm um. Er war ganz grau im Gesicht und hielt den linken Arm umklammert. Blut lief daran herab und es waren zwei tiefe Löcher von den Nagezähnen der Ratte zu sehen. Maria war bei ihm und kümmerte sich schon um die Verletzung, während Hein ein längliches Stück Stoff aus dem Rucksack zog und es mit dem Schwert in Streifen schnitt. Damit band Maria den Arm von Phil ab und legte ihm fachmännisch einen Druckverband an. Johanna stand wie erstarrt dabei und sah zu, aber sie konnte sich nicht mehr rühren. Der Regen hämmerte laut neben ihr auf das Holz, und das Blut lief an Phils Arm hinunter und tropfte auf den Boden und verschwand dann zusammen mit dem Regen durch die Ritzen zwischen den Bohlen. *Und das alles, nur um mich zum Dorf zu holen!*, dachte sie. *Verdammt, verdammt, verdammt!*

„Phil!“, rief sie und lief zu ihm und umarmte ihn verzweifelt. „Es tut mir so leid! Nur weil ihr mich holen wolltet. Ihr hättet mich da lassen sollen!“ Sie sah in seine Augen und Tränen liefen an ihren Wangen herunter.

„Unsinn!“, ächzte er durch die zusammengebissenen Zähne. „Johanna, red’ keinen Unsinn! Man kann eben auch nicht immer nur Glück haben. Aber wir halten trotzdem zusammen.“ Er hielt sich an Heins Schulter fest, während Maria die Enden des Verbands verknotete. „Mensch Hein, alter Junge, nächstes Mal höre ich doch lieber auf dich und deinen Instinkt!“

„Verdammt, wenn ich’s sicher gewusst hätte, dann hätt’ ich dich schon davon abgehalten! Aber es war ja auch nur so’n Gefühl. Muss auch nich’ immer richtig sein, wenn man Angst hat.“

Maria begutachtete besorgt den Verband. „Das sind ganz schön tiefe Bisswunden, Phil! Kannst du den Arm bewegen oder ist ein Knochen verletzt?“

Er verzog das Gesicht vor Schmerzen. „Ich kann ihn nicht mehr richtig bewegen, und es tut verdammt weh“, stöhnte er. „Vielleicht hat sie eine Sehne erwischt. Lasst uns erst mal abhauen, bevor die Biester es sich noch anders überlegen!“

„Gib mir dein' Rucksack!“, befahl Hein, aber Phil schulterte das Gepäck ohne auf ihn zu hören, und stiefelte einfach los, gebückt und mit zusammengebissenen Zähnen. Den linken Arm ließ er kraftlos herunterhängen. Hein fluchte wieder, und dann lief er zusammen mit Maria hinterher.

Johanna sah noch einmal zum Kampfplatz zurück. Da saß sie, die dicke graue Ratte, und schaute ihnen mit glitzernden schwarzen Augen hinterher. Johanna drehte sich schnell um und beeilte sich den anderen zu folgen.

Nach einer fluchtartigen Wanderung durch das Flusswäldchen kamen sie an ein weiteres schmiedeeisernes Tor und dahinter eine verlassene, hell von Laternen erleuchtete Straße.

„Endlich!“, entfuhr es Maria. Sie atmeten alle auf, und Johanna hätte vor Erleichterung über das Verlassen des Parks singen mögen. Hier draußen konnte einem der Rattenangriff fast wie ein Traum vorkommen, wenn nur das Blut an ihrer Kleidung und der dicke schmutzige Verband an Phils Arm nicht so real gewesen wären.

Sie rannten über die Straße und duckten sich auf der gegenüberliegenden Seite wieder unter die Reihen der parkenden Autos. Dann liefen sie darunter hindurch, und bogen in die nächste Querstraße hinein, immer auf dem Weg in Richtung Bahnlinie. Phil stöhnte hin und wieder, besonders wenn er eine falsche Bewegung mit seinem Arm machte, und immer öfter musste er anhalten und ausruhen. Sein Gesicht war blass und Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Maria, bitte, mache den Verband ein bisschen weiter, ich glaube der Arm schwillt an.“

Maria sah ihm prüfend ins Gesicht und lockerte dann die provisorische Bandage. „Phil, ich mache mir Sorgen, dass sich die Wunde entzündet! Ich habe keine Erfahrung mit Rattenbissen, aber die Biester haben mit Sicherheit jede Menge gefährliche Bakterien im Maul und wir haben nichts, um eine Entzündung zu behandeln. Im Krankenhaus hatten wir früher gelegentlich

Fälle von Hundebissen, und die haben sich oft entzündet. Und desinfiziert haben wir die Wunde auch nicht!“

Phil antwortete ihr nicht, sondern schaute nur in den Regen hinaus. Er hatte die Zähne zusammengebissen, aber man konnte seine Erschöpfung auch so sehen. Johanna stellte sich vor, wie das wäre, wenn die scharfen Nagezähne einer Ratte sich in das eigene Fleisch bohrten. Sie musste sich schütteln und eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Armer Phil! Wie würde sie das nur je wieder gut machen können?

„Lasst uns weiter“, meinte Phil erschöpft. „Es ist nicht mehr weit bis zu den Gleisen und da können wir uns verkriechen und ausruhen. Maria, ich stehe das schon irgendwie durch! Wir können eh nichts anderes machen, als weiter zu gehen. Zurück zur Bibliothek geht auch nicht, da müssten wir noch mal durch den Friedhof.“

Johanna meldete sich zu Wort: „Meint ihr, die Ratten werden uns verfolgen? Wir haben ziemlich viele von denen umgebracht!“

Hein schüttelte den Kopf. „Nee, die sind zwar sehr intelligent, aber nich’ so wie wir Menschen. Ich glaub’ nich’, dass die rachsüchtig sind.“

„Aber diese graue Ratte da, die wir am Anfang gesehen haben, die hat uns ganz zum Schluss, als wir schon auf der Brücke waren, noch lange hinterher geschaut. Das war richtig gruselig, wie die uns angesehen hat!“

„Vielleicht. Der Grund für den Angriff war aber, dass wir in ihr Revier eingedrungen sind. Das mögen Ratten überhaupt nicht und sie verteidigen es auf Leben und Tod. Deshalb kann man ihnen noch nicht mal einen Vorwurf machen. Aber jetzt haben sie uns vertrieben, also werden sie uns zufriedenlassen.“ Phil versuchte wieder seinen Rucksack zu schultern, schaffte es aber nicht mehr alleine und ließ es zu, dass Hein ihn übernahm. „Danke, Hein!“, meinte er schwach, dann liefen sie weiter.

Sie waren in einem heruntergekommenen Wohngebiet gelandet, wo große graue Mietshäuser dicht nebeneinander standen und nur durch schmale Grünstreifen mit Wäscheleinen und Mülltonnenhäuschen aus Waschbeton getrennt wurden. Die Gegend war trostlos und Graffitis und zerfledderte Aufkleber zierten die Hauswände und Straßenlaternen. Die Wagen in dieser Straße waren älter und dreckiger als sie es bisher in anderen Teilen der Stadt gesehen hatten, vermutlich konnten sich die Bewohner der Häuser nicht oft

eine Autowäsche leisten. Sie schlichen geduckt unter den Autos entlang und gelegentlich fielen ihnen dicke Matschklumpen aus den Radkästen vor die Füße.

Nach ein paar Straßenzügen sahen sie hinter einem besonders hässlichen Wohnblock die Masten der Bahn-Oberleitung aufragen. Sie durchquerten den nassen Rasen neben dem Mietshaus und schlugen sich durch die Büsche einer großen Hecke, dann waren sie an den Bahngleisen angelangt.

Es waren eine Menge Schienen nebeneinander und große Grasbüschel und kleine dürre Büsche wuchsen überall zwischen den Gleisen und den geschotterten Wegen. Auf der gegenüberliegenden Seite standen auf einem Abstellgleis einige alte und kaputte Bahnwaggons, daneben befanden sich mehrere große Hütten aus Holz, die vermutlich einmal freundlich signalgelb angestrichen waren und von denen jetzt langsam die Farbe abblätterte.

Die Wände der Hütten waren vollständig mit Graffitis bedeckt und bekritzelt. Johanna versuchte die Bilder, Schriftzüge und Symbole zu entziffern, aber nur einzelne waren überhaupt zu erkennen, weil sie zu dicht und teilweise übereinander gesprüht waren. Überall zwischen den Gleisen lag Müll herum, Plastiktüten und -Becher und Dinge, die man gar nicht mehr genau identifizieren konnte.

Hein begann über die Schienen zu klettern und riss sie damit aus ihren Betrachtungen. Sie überquerten zusammen die Gleise und liefen mühsam über den groben Schotter, der dazwischen aufgeschüttet war. Die Schienen waren blank an der Oberseite und rostig an den Seiten. Die Schrauben, mit denen sie an den Schwellen befestigt waren, waren riesig und sie hielten die Schienen mit großen Metallklammern an den Holzschwellen fest. Es roch streng nach Eisenbahn, eine Mischung aus altem Holz, Teer, Metall und Urin.

Sie beeilten sich, hinüberzukommen. Hein steuerte gezielt die hinterste Hütte in der Reihe an und machte sich an der Ecke an einem großen Stein zu schaffen, der direkt an der Holzwand lag. Als er ihn weggeschoben hatte, sah Johanna ein Loch, gerade groß genug, dass sie hindurchschlüpfen konnte.

„Ist'n Rattenloch ...“, meinte Hein. „Aber keine Angst, hier ham' wir auch schon auf'm Hinweg gerastet. Ruhiges Plätzchen, von den Zügen mal abgeseh'n.“

Sie schlüpfen hindurch und halfen Phil beim Reinkriechen. Johanna erschrak, als sie seinen gesunden Arm nahm, um ihn zu stützen. Er war ganz kalt und zitterte.

In der Hütte war es viel dunkler als draußen und es roch nach Staub und Dieselkraftstoff. Durch Ritzen und Löcher in den Brettern der Wände kam ein wenig Licht herein, aber man konnte kaum etwas erkennen. Hein kramte in Phils Rucksack und holte dann eine von den Knickleuchten hervor. Zusammen mit Maria bog er daran herum, bis ein leises Knacken zu hören war und das Licht grünlich aufleuchtete. Schnell gewann es an Leuchtkraft und Johanna konnte schließlich sehen, was da in dieser Hütte aufbewahrt wurde.

An einer Wand hingen eine große Schaufel und eine Spitzhacke, ein Hammer lag neben Kisten voller Nägel, dahinter standen Säcke mit Zement und Streusalz. In der Mitte des Raumes war ein gelber Radlader mit großer Schaufel geparkt. Die Hütte war also eigentlich eine Garage. In die gegenüberliegende Wand war ein großes Tor eingelassen, das war offenbar der Eingang, durch den auch das Baufahrzeug hineingefahren worden war.

In einer Ecke stand eine schmutzige Schubkarre und ein Haufen alter brauner Jutesäcke lag davor. Die steuerte Hein jetzt an und sie ließen sich müde auf den kratzigen Stoff fallen. Phil zitterte stark und der Arm war merklich angeschwollen. Er saß nur noch apathisch da und starrte auf den Boden, den gesunden Arm eng an den Körper gedrückt und den Oberkörper vor- und zurückwiegend. Hein holte aus Phils Rucksack den Schlafsack heraus und legte ihn ihm vorsichtig über die Schultern.

„Mensch Phil, du siehst verdammt schlecht aus! Maria, was könn’ wir bloß tun, um ihm zu helfen?“

„Ich glaube, das ist im Moment der Schock wegen der Schmerzen und der Anstrengung. Wir müssen ihn warmhalten und er sollte etwas essen und schlafen, wenn möglich. Johanna, du wärmst ihn auf, ja?“

Gehorsam setzte sie sich neben Phil und zog ihm den Schlafsack über den Schultern zurecht. Dann umarmte sie ihn vorsichtig und drückte sich an ihn, um ihn zu wärmen. Dankbar schaute er sie an und seine glasigen Augen lächelten. „Danke!“, flüsterte er ihr zu.

„Kannst du mir verzeihen?“, flüsterte sie zurück. „Meinetwegen bist du da rein geraten.“

Er schloss die Augen, bevor er antwortete. „Nein! Da bin ich selbst schuld. Ich hätte auf Hein hören sollen. Aber um dich zu treffen, war es das auf jeden Fall wert“, murmelte er dann leise. Sie drückte ihn stärker und ihre Augen wurden wieder feucht.

Maria gab ihr die Wasserflasche und sie setzte sie Phil an die Lippen. Er trank einige kleine Schlucke und musste dann husten. Hein holte aus seinem eigenen Rucksack ein paar der Kekse und Rosinen von Franz hervor.

„Phil, iss mal ein bisschen was davon, nachher gehen Maria und ich los und besorgen was Neues. Johanna, du auch!“

Johanna protestierte, aber Hein wollte nichts davon hören. Sie gab schließlich nach und fütterte Phil und aß den Rest dann selber auf.

Sie waren alle erschöpft, nass und durchgefroren, und der Schock vom Angriff der Ratten saß tief. Hein und Maria packten die Rucksäcke aus und sicherten den Eingang der Hütte, während Johanna bei Phil blieb und ihn wärmte. Dann wickelten sie sich in ihre Schlafsäcke und schliefen bald wie betäubt, Johanna eng an Phils rechte Seite gekuschelt und Maria an Hein. Das Knicklicht steckte in der Mitte zwischen ihnen senkrecht im Boden und beleuchtete die schlafenden Gestalten mit seinem ruhigen grünen Licht.

11) *Drei Hütten*

Johanna erwachte aus einem wüsten Traum und war schweißgebadet. Unförmige Kreaturen mit Vampirzähnen und langen dornigen Schwänzen waren darin vorgekommen, und sie hatten sie verfolgt, die Nase immer dicht am Boden und ihrer Duftspur nachhetzend. Als sie in Sichtweite waren, hatten sie sich in Wölfe verwandelt und sich laut heulend mit messerscharfen Krallen auf sie gestürzt. Dann war sie aufgewacht.

Sie brauchte eine Weile, um richtig wach zu werden und zu erkennen, dass das Heulen echt war und von einem vorbeifahrenden Zug draußen auf den Bahngleisen stammte. Er ratterte und stampfte, sodass die ganze Hütte zu beben schien, und zum Schluss fuhr schließlich mit dem lautesten Getöse die Lok vorbei, danach entfernte sich der Lärm wieder und nur noch das leise Sirren der Gleise war zu hören.

Durch die löchrigen Holzplanken der Wände drang Tageslicht in die Garagenhütte und malte verwaschene Kreise und unregelmäßige Flecke auf die gegenüberliegenden Wände. Es waren sehr viel mehr Löcher, als man gestern Nacht hatte sehen können; fast schien es, als hätte jemand mit einem Schrotgewehr auf die Holzwände geschossen. Draußen war es jetzt wieder ruhig, nachdem der Zug weggefahren war und nur der Winterwind heulte um die Hütte.

Neben ihr lag Phil eingewickelt in seinem Schlafsack und sein Atem klang unruhig und keuchend. Sie setzte sich auf und schaute in sein Gesicht – es war blass und der Schweiß lief daran hinunter. Er rollte wild mit den Augen hinter den geschlossenen Lidern und seine Beine zuckten. Sie legte die Hand auf seinen gesunden Arm, um ihn aufzuwecken. Sein Körper war heiß, glühte förmlich. Er stöhnte, bevor er aufwachte und sie verstört ansah.

„Mein Gott Phil, du hast ja richtig hohes Fieber! Wie geht es deinem Arm?“

Er antwortete nicht und sah mit glasigen Pupillen durch sie hindurch, als ob er nicht begreifen würde, wer sie war. Dann schloss er wieder die Augen und stöhnte weiter.

Sie stand auf und lief zu Maria und Hein hinüber. Trotz des Lärms des vorbeigefahrenen Zuges schienen die beiden immer noch tief und fest zu

schlafen; jeder lag in einem eigenen Schlafsack, aber sie hielten sich trotzdem eng umschlungen. Nach den Strapazen der gestrigen Nacht tat es ihr fast leid, die beiden zu wecken, doch dann rüttelte sie sanft an Marias Schulter.

„Maria! Bitte wach auf! Phil hat hohes Fieber. Und er spricht nicht mehr mit mir, sondern stöhnt nur noch. Was sollen wir nur machen?“

Maria schreckte hoch und fuhr sich verschlafen durch die roten Haare mit den grauen Strähnen darin. Hein war schneller und sprang wie aus einem Reflex auf. Er zog eilig seine Stiefel an und ging dann zu Phil hinüber und legte ihm prüfend eine Hand auf die Stirn. Maria brauchte etwas länger, ließ sich dann aber von Johanna hochziehen und hockte sich schließlich neben Phil, um nach ihm zu schauen.

„Das sieht nicht gut aus“, meinte sie besorgt. „Der Biss hat sich doch entzündet, wie ich es befürchtet habe. Wer weiß, in welchem Drecksloch diese verdammte Ratte vorher gewühlt hat! Wir brauchen eigentlich Antibiotika, aber woher sollen wir die hier bekommen? Und wir sollten die Wunde auswaschen und desinfizieren, das hätten wir eigentlich besser gestern Nacht noch getan!“

„Dafür brauchen wir aber mehr Wasser und womit soll'n wir denn desinfizier'n? Diesel gibt's hier wohl, aber das wär' vermutlich keine gute Idee, oder?“ Hein kratzte sich am Kopf und überlegte. „Und ein neuer Verband wär' auch nicht schlecht, oder?“

„Ja, aber mit den dreckigen Jutesäcken hier geht das auf jeden Fall nicht“, entschied Maria. „Notfalls zerschneiden wir ein Hemd oder einen Pullover, obwohl es sicher besser wäre sterile Auflagen zu nehmen.“

Hein wollte eben anfangen, seinen Pullover auszuziehen, als Johanna ihm eine Hand auf den Arm legte. „Warte Hein, die anderen beiden Hütten hier nebenan, was ist denn da überhaupt drin?“

„Keine Ahnung! Auf'm Hinweg haben wir auch in diesem Schuppen hier übernachtet, und in die beiden ander'n haben wir nich' reingeschaut. Gibt nich' so viele Löcher in der Wand wie hier, und wir brauchten ja nur ein Versteck zum Schlafen.“

„Überlegt doch mal – warum sollte jemand hier einfach so ein paar Holzhütten zwischen die Eisenbahngleise setzen? Vermutlich weil er Dinge vor Wind und Wetter und Diebstahl schützen will, so wie das Baufahrzeug. Da

könnte es doch zum Beispiel sein, dass es nebenan eine Werkstatt gibt, oder zumindest einen Lagerraum für Werkzeuge. Und in so einer Werkstatt gibt's doch immer einen Verbandskasten, oder? Und vielleicht haben die Arbeiter da sogar irgendwo Alkohol stehen – manchmal verstecken die ja Schnaps. Bei uns am Institut hatten die Leute in der Werkstatt jedenfalls immer Schnaps da, nur durfte das unser Professor nicht wissen. Hat er aber wohl doch gewusst, denn Weihnachten hat er immer mit den Leuten aus der Werkstatt angestoßen.“

Maria lächelte sie an. „Johanna, das ist eine ziemlich gute Idee! Aber ich habe auch noch eine: Vielleicht schauen wir erst mal bei dem Baufahrzeug da vorne nach. Ist doch eigentlich auch nur ein Auto, und dann muss es auch einen Verbandskasten haben!“

„Mädels, ihr seid echt gut!“ Hein war beeindruckt. „Also, klettern wir mal auf den Radlader, dann seh'n wir weiter. Johanna, wir zwei machen das, okay? Maria kann solange auf Phil aufpassen.“

Er nahm mehrere Seile aus dem Rucksack und hängte sich zwei über die Schulter und gab Johanna eines. Dann gingen sie zusammen zum großen gelben Fahrzeug hinüber. Riesenhaft ragte das Rad mit den tief eingeschnittenen Profilen neben ihnen auf.

„Hochklettern sieht einfach aus, aber wie kommen wir dann da rein?“, wollte Johanna wissen.

„Wir probier'n erst mal die Tür. Vielleicht is' sie ja sogar offen. Wenn nich', dann schlagen wir ein Fenster ein“, meinte Hein.

Sie zogen sich an der Fußleiste hoch und stiegen die kurze Leiter bis zur Fahrerkabine hinauf. Der Türgriff war niedrig und Hein konnte ihn erreichen, indem er sich hinaufreckte. Er drückte mit aller Kraft daran herum, aber die Tür ging nicht auf.

„Wir müssen ein Seil dran binden und dann zieh'n wir zusammen.“

Er knüpfte eine Schlinge in das Seil und wickelte es über den Türknopf und um den Türgriff herum. Dann hielten sie beide das Seil fest.

Hein sah ihr in die Augen. „Du fasst oben an und ich unten. Bei Drei spring' wir beide runter. Halt dich fest und fall nich' vom Seil. Für Phil!“

„Für Phil!“, bekräftigte Johanna.

Hein zählte: „Also, dann Eins, Zwei und ... Drei!“

Sie sprangen von der Leiter und das Seil straffte sich. Johanna wäre von dem Stoß fast heruntergefallen, und sie schwangen beide herum und krachten schließlich zusammen gegen die Karosserie. Hein fluchte laut und sie ließen sich nacheinander vom Seil herunterrutschen. Die Tür war genauso verschlossen wie vorher auch.

„Verdammtes Mistauto! Dann suchen wir eben ein’ Stein oder so was!“, meinte er ärgerlich.

„Wart mal, Hein! Lass uns noch mal nachdenken.“ Johanna schaute sich in der Hütte um. „Das Tor ist doch bestimmt von außen verschlossen, oder?“

„Vermutlich schon, aber das is’ doch auch egal, oder? Wir sind ja schon drin!“

„Nein, das meine ich ja auch gar nicht! Wenn dieses Gefährt sowieso eingeschlossen ist, dann braucht man doch den Zündschlüssel gar nicht mehr mitzunehmen, sondern kann ihn hier irgendwo verstecken! Überleg doch mal, das Ding wird doch bestimmt von verschiedenen Fahrern benutzt, da wäre es doch blöd, wenn die sich immer den Schlüssel übergeben müssten. Wo würdest du den Schlüssel verstecken, wenn du hier Bauarbeiter wärst?“

Hein kratzte sich wieder am Kopf. „Tja, also, ich würde vielleicht ein’ Nagel in die Wand schlagen und ihn dran aufhängen, neben der Tür da drüben. Oder ihn auf ein’ der Dachbalken legen.“

„Also, dann lass uns doch mal nachsehen!“

Sie gingen zur Tür hinüber, aber da waren keine Nägel oder Schlüsselbretter zu sehen. Johanna war enttäuscht. Ihre Idee hatte so plausibel geklungen, dass sie selbst einen Moment lang daran geglaubt hatte.

„Okay, ich kletter’ mal auf’n Balken rauf und seh’ nach“, meinte Hein.

Er rollte das Seil zu einem Lasso und schleuderte es mit einem gewaltigen Wurf über einen der Holzbalken, die das Dach trugen. Das wieder herunterhängende Seilende knotete er an einem Haken neben der Spitzhacke an der Wand fest, dann nahm er das freie Ende und zog sich daran hinauf. Nach kurzer Zeit verschwand er auf dem Balken.

Johanna hörte einen Pfiff von oben, dann rief Hein: „Vorsicht Johanna, geh mal zur Seite!“

Sie stellte sich dicht an die Holzwand und plötzlich fiel mit einem lauten Klirren ein Autoschlüssel von der Decke. Schnell kam ein grinsender Hein wieder am Seil heruntergerutscht.

„Gute Idee, Johanna, muss ich schon sagen!“

Er nahm den Schlüssel und zusammen kletterten sie wieder zur Tür des Radladers empor. Dort steckte er den Schlüssel in das Türschloss und nach einem kleinen Dreh klackte es laut und die Tür öffnete sich mit einem leichten Druck auf den Griff. Quietschend schwang sie auf und ein Schwall abgestandener Luft mit einem starken Beigeschmack von kaltem Zigarettenrauch kam ihnen entgegen. Johanna musste von dem Gestank husten.

„So, das hätten wir schon mal! Mit Köpfchen geht eben doch alles besser“, lobte Hein sie freudig. „Riecht gut hier nach Tabak ... mal sehen, wo is' denn der Verbandskasten? Vielleicht unterm Sitz? Nee, da is' kein Platz drunter.“

„Schau mal Hein, da hinter dem Fahrersitz, da ist so eine Kiste an der Wand. Genau, da ist ein Kreuz drauf, das ist er!“

Johanna war so aufgeregt, als hätten sie zusammen eine Kiste Golddublonen entdeckt. Sie öffneten das Band, mit dem der Kasten in der Fahrerkabine festgehalten wurde, und trugen ihn zu zweit heraus und in die Ecke zu Maria und dem immer noch fiebernden Phil. Johannas Euphorie verschwand schlagartig, als sie ihn sah – er wirkte noch blasser als vorhin.

Maria war erleichtert über den Fund der Verbandsmittel und sie schauten den Kasten zusammen durch und sortierten den Inhalt, aber ihre Besorgnis verschwand dadurch nicht.

„Na gut, jetzt haben wir wenigstens sterile Wundauflagen und ordentliche Verbände, aber wir brauchen auch noch was zum Desinfizieren. Habt ihr irgendwo Alkohol rumstehen sehen?“

„Nee, da war nix. Manchmal wünscht man sich, dass diese Arbeiter mehr saufen würden ...“

„Also Hein, aber wirklich nur in so einer Situation! Wenn dir so ein Radlader auf der Straße entgegenkommt, dann bist du froh, dass das Trinken am Steuer verboten ist.“

„Jetzt könnten wir doch auch mal in den Nachbargebäuden nachsehen?“, unterbrach Johanna die beiden. „Vielleicht finden wir da was. Außerdem wollten wir noch Wasser holen“,

Maria suchte die Feldflaschen aus allen Rucksäcken zusammen und gab sie ihnen. „Passt aber draußen auf, es ist heller Tag und da laufen hier vielleicht irgendwelche großen Leute rum!“

„Keine Angst, mein Herz, wir passen schon auf! Außerdem sind wir ja nur'n paar Meter entfernt. Draußen müsst's nach dem Regen überall Wasser geben.“

Hein schnallte sich sein Schwert über die Schulter und Johanna machte es ihm nach, dann nahmen sie die Wasserflaschen und sammelten die Seile wieder ein.

Sie gingen zu dem Loch in der Holzwand, das immer noch durch den Stein blockiert wurde. Durch die ausgefranst Ränder des Loches schien das Tageslicht herein und Hein drückte gegen den Stein und rollte ihn zur Seite. Die hereinströmende Helligkeit blendete sie und sie brauchten ein paar Sekunden, um sich daran zu gewöhnen.

Draußen war der Regen vorbei, aber es war trotzdem ein trüber Tag mit tief hängenden grauen Wolken am Himmel. Die zwischen den Schienen und Schotterhaufen verstreut wachsenden dünnen Büsche wiegten sich im Wind hin und her.

„Lass uns zuerst mal nach den anderen beiden Hütten schau'n“, meinte Hein leise. „Zum Schluss hol'n wir das Wasser, sonst müssen wir so schwer schleppen!“

„Ist gut“, flüsterte Johanna zurück.

Sie schlichen geduckt zum nächsten Häuschen, immer die Deckung der großen Grasbüschel ausnutzend. Es war einfach, in diese Hütte hineinzukommen, da nicht einmal die Tür richtig geschlossen war, aber drinnen fanden sie nur einen riesigen Haufen feinen Kies. Das brachte sie nicht weiter und sie zogen zur dritten Hütte. Hier war die Holzwand noch tadellos intakt und die Tür mit einem Schloss sauber verschlossen. Der Boden bestand aus Zement und schloss mit der Wand fast fugenlos ab.

„Das ist ja Mist, da ist überhaupt kein einziges Loch in dieser Wand! Wie sollen wir denn da reinkommen?“, fragte Johanna enttäuscht.

Hein überlegte, bevor er antwortete. „Erst mal is' das eigentlich ein gutes Zeichen! Wenn die hier die Wand überall erneuert haben und so'n feines Schloss dranmachen, dann gibt's dahinter auch was zu holen, nich' so wie in

der Kieshütte. Wir müssen nur den Schwachpunkt finden. Lass uns mal komplett drum rumgehen, vielleicht finden wir ein Schlupfloch.“

Sie untersuchten alle vier Seiten der Hütte und fanden auf der Rückseite ganz oben unter dem Dach einige vergitterte Fenster und darunter direkt über dem Boden ein Abflussrohr, das aus der Wand kam und dann in der Erde verschwand.

„Wieso machen die denn die Fenster so hoch?“ Johanna legte den Kopf mit der zerzausten roten Mähne in den Nacken und studierte den Dachvorsprung über den Fenstern. „Am Dach da oben gibt’s nichts, wo wir ein Seil befestigen könnten! Wenn wir hochkämen, dann könnten wir ja eine Scheibe einschlagen und reinklettern, aber so?“

Hein schaute ebenfalls hoch und rieb sich die grauen Bartstoppeln. „Ja, und das Gitter ist zu dicht anner Scheibe, da könn’ wir auch kein Seil nich’ durchwerfen. Aber wenn hier ein Abflussrohr is’, dann muss es drinnen ein Waschbecken geben, und dazu gehört normal auch ein Wasserhahn. Das is’ schon mal gut! Bestimmt gibt’s drin ein’ Aufenthaltsraum, und mit’n bisschen Glück auch was zu essen.“

„Ja, aber zuerst müssen wir mal reinkommen, Hein! Können wir uns hier irgendwie durch das Holz bohren, mit unseren Schwertern?“

„Das könnt’ ewig dauern! Die haben ziemlich dicke Bretter genommen und sie mit richtig vielen Nägeln festgenagelt. Das ist ein verdammter Tresor hier!“

„Hey, Nägel ist ein gutes Stichwort! Glaubst du, wir können Nägel ins Holz schlagen?“

Hein schaute sie entgeistert an. „Johanna, die Bretter sind schon sehr gut fest, die brauchen wir nich’ noch zusätzlich festzunageln!“

„Nein, natürlich nicht. Was ich meine ist folgendes: Hast du schon mal einen Bergsteigerfilm gesehen, wo die Leute auf Gipfel klettern und mit einer Hand über dem Abgrund hängen und so?“

„Na klar. Früher gab’s Heimatfilme im Kino, mit Bergen und Leuten, die draufklettern, aber ich fand’ das immer ziemlich gefühlsduselig und überhaupt: Warum sollt’ jemand freiwillig auf so’n Berg raufkraxeln? Da oben gibt’s doch gar nix, nur Steine und Schnee!“

„Hmm, ja, da hast du wahrscheinlich schon recht, Hein. Aber jetzt müssen wir hier an das Fenster drankommen und das tun wir genauso wie die Leute in

den Bergfilmen. Die schlagen immer Klettereien in die Felswand rein und steigen dann Stück für Stück dran hoch. Ist im Prinzip wie eine Leiter, nur das wir sie selber machen müssen.“

„Und woher sollen wir solche Klettereien nehmen? Oh nee, du meinst doch nich' etwa die Nägel aus'm Schuppen, oder? Und wenn wir runterfallen? Von wegen mit einer Hand über'm Abgrund hängen und so! Die sind ganz schön schmal, diese Nägel. Ich bin vonner Küste und war mal Krabbenfischer und kein verdammter Bergsteiger nich'!“

„Dann binden wir uns mit dem Seil fest. Das machen die Leute im Film auch immer so – ich denke, einen Versuch ist es wert. Wir schaffen das schon, Hein! Komm, wir gehen mal die Nägel und den Hammer holen.“

Hein grummelte vor sich, folgte ihr aber wieder zurück in die Garage.

Maria sah sie fragend an, und Johanna erklärte ihr kurz die Situation. Sie fand die Idee mit den Nägeln gut. „Aber beeilt euch ein bisschen, wir müssen dringend den Verband wechseln!“, mahnte sie.

Johanna kletterte auf die Kiste mit den Nägeln und warf sie durch Vor- und Zurückkipeln um. Dann schnitt sie mit dem Schwert ein Stück Stoff für einen Beutel aus einem der Jutesäcke und füllte in das provisorische Behältnis so viele Nägel, wie sie tragen konnte. Die Nägel drückten sich durch den groben Stoff und standen heraus wie ein Igel, aber es funktionierte und war einfacher als jeweils eine Handvoll davon einzeln zu schleppen.

Hein hatte unterdessen den Hammer von der Wand geholt und schleifte ihn durch das Loch hinaus. Es erforderte einiges an hin und her, doch schließlich standen sie zusammen wieder unter dem Fenster der Nachbarhütte und schauten nach oben.

„Also gut, Hein, lass es uns versuchen! Ich halte einen Nagel fest, und du haust ihn mit dem Hammer rein, okay? Aber bitte nicht daneben schlagen, sonst habe ich nicht nur einen gequetschten Daumen, sondern meine ganze Hand ist kaputt!“

„Ich pass auf, versprochen. Aber wenn's doch mal daneben geht, dann musst du schnell zurückspringen, Johanna!“

Ein weiterer Güterzug fuhr mit lautem Geratter vorbei und hielt mit einem langen und durchdringenden Quietschen an. Dann setzte er sich rückwärts in Bewegung und verschwand um die nächste Kurve. Beide warteten, bis wieder

alles ruhig war, dann hielt Johanna den ersten Nagel mit der Faust direkt an die Holzwand, und Hein hob den Hammer. Er war schwer und Hein zitterte beim Zielen ziemlich. Er setzte den Hammer wieder ab und sah sie fragend an.

„Für Phil!“, rief sie aufmunternd.

„Für Phil“, erwiderte er grimmig, holte aus und schlug entschlossen zu. Der Nagel ging ziemlich tief ins Holz hinein und wurde krumm. Johanna sprang erschrocken zurück. Zusammen begutachteten sie ihr Werk und versuchten, am Nagel herumzubiegen.

„Sieht ziemlich fest aus. Versuch mal draufzusteigen, Hein!“

Er kletterte obendrauf und hielt sich dabei an ihrer Schulter fest. Oben hüpfte er auf dem Nagel herum, aber der federte nur ein bisschen.

„Ja, der is’ fest! Aber ich weiß nich’, wie wir das machen sollen, weiter oben die Dinger so reinzuhauen. Der Hammer is’ viel zu schwer. Vielleicht könn’ wir ’nen Stein nehmen oder so?“

Sie suchten einen Steinbrocken den Hein gut festhalten konnte, und dann versuchten sie einen weiteren Nagel damit einzuschlagen, etwas seitlich und oberhalb des ersten. Es dauerte länger als mit dem großen Hammer, aber nach kurzer Zeit war das zweite Steigeisen genauso fest wie das erste. Hein stieg wieder auf den ersten Nagel und band sich das Seil um die Hüfte. Dann knotete er es am zweiten Haken fest. So gesichert klopfte er den dritten Nagel ein, wieder oberhalb des ersten.

„Klappt doch ganz gut, oder?“, meinte Johanna.

„Ja, klappt gut. Aber wir machen Lärm hier. Schau mal ein bisschen um die Ecke, ob jemand kommt, Johanna! Ich mach’ weiter mit den Nägeln, und wenn ich oben bin, dann bind’ ich das Seil am Fenstergitter fest und schlag’ die Scheibe ein. Dann kannst du hinterher kommen und wir schau’n uns drin zusammen um.“

Johanna ging los um Schmiere zu stehen. Sie hörte Hein klopfen und fluchen, während sie die Schienen und den Schotterweg daneben beobachtete. Gelegentlich fuhren Züge vorbei, und einmal kam ein einsamer Spaziergänger mit Hund näher. Sie flitzte um die Ecke und warnte Hein, und zusammen warteten sie, bis die Luft wieder rein war. Danach nahm Hein die Arbeit wieder auf und sie ging zu ihrem Beobachtungsposten zurück.

Nach einer Weile hörte sie einen Pfiff. Hein war oben angekommen und hatte das Seil schon am Fenstergitter festgeknotet. Dann nahm er den Steinbrocken und schlug damit ein Loch in die dünne Fensterscheibe. Vorsichtig klopfte er die scharfkantigen Splitter vom Fensterrahmen weg und erweiterte das Loch in der Größe. Dann nahm er das zweite Seil von seinem Rücken und befestigte es ebenfalls am Gitter und stieg durch das Loch hindurch nach innen. Johanna kletterte ihm hinterher, so wie sie es an den Türen der Bibliothek geübt hatte. Es war beschwerlich, aber die langen Märsche und die körperlichen Strapazen hatten sie gut trainiert und die Nägel in der Wand waren eine große Hilfe.

Als sie oben war, schaute sie durch das Loch im Glas. Die Hütte war je zur Hälfte Werkstatt und Aufenthaltsraum mit einem Tisch und Stühlen und einem Waschbecken direkt unter ihr. Es gab einige Schränke und einen Ofen, dessen dunkles Rohr bis zur Zimmerdecke reichte. Hein war schon auf dem Zementfußboden und sah sich um. Sie ließ sich am Seil hinunter und stand nach kurzer Zeit neben ihm.

„Wo soll'n wir zuerst suchen?“, fragte Hein. „Ich würd' auf die Schränke tippen, die seh'n so aus, als wenn da Geschirr und Vorräte drin sind.“

Sie gingen hinüber und drückten mit vereinter Kraft eine Schiebetür auf. Drinnen fanden sie statt Tellern nur unzählige Stangen von Zigaretten, dicht an dicht in den Schrank gequetscht. Hein stieß einen bewundernden Pfiff aus.

„Ja, was ham wir denn da? Das sind aber viele! Und da sind ja noch nich' mal Steuersiegel drauf!“

„Die rauchen aber viel, die Arbeiter hier“, wunderte sich Johanna.

„Nee, Johanna, die rauchen das nich' selbst. Das is' Schmuggelware aus'm Ausland!“

„Aber Hein, das ist doch strafbar! Das geht doch nicht! Wir müssen was tun.“ Johanna war empört über ihren Fund.

„Mädchen, das geht uns nix an, wir sind ja nich' vom Zoll. Wir suchen was zu essen und Alkohol zum Desinfizier'n. Was willst'n auch machen? Komm, lass uns weitersuchen!“

Sie schauten in den anderen Schränken und fanden am Ende wirklich in einer Schublade eine Packung Butterkekse und einen Flachmann mit hochprozentigem Schnaps. Hein kletterte wieder zum Fenster hoch und Johanna

band nacheinander die Kekse und die kleine Flasche am Seil fest, und Hein zog sie empor und bugsierte sie durch das Loch hinaus.

Johanna stand unten und sah den entschwebenden Beutestücken hinterher. Es war schon ein verdammt komisches Gefühl, das Seil verschwinden zu sehen und unten hilflos darauf zu warten, dass es wiederkommt. Wenn Hein jetzt böswillig wäre, dann könnte er sie sitzen lassen und sie würde nie wieder aus der Hütte herauskommen. Aber natürlich kam das Seil wieder herunter und Johanna schob schnell die Schranktüren zu und kletterte am Tau empor.

Sie brachten ihre Beute zu Maria, die in der Zwischenzeit bei Phil gewacht hatte. Sie hatte die Zeit genutzt um die Verbände auf handliche Breiten zu zerschneiden und den Verbandswechsel vorbereitet.

„Na endlich ihr beiden, da seid ihr ja! Lasst uns gleich loslegen und dann erst was essen. Hein, mein Schatz, bitte sei so gut und hol noch Wasser, ich fange mit Johanna schon mal an.“

Maria führte jetzt das Kommando, und Johanna ordnete sich ihrem Sachverstand unter. Sie hatte ein wenig Angst, aber hier ging es um Phils Leben, und sie mussten gleich etwas für ihn tun, sonst wäre es vielleicht zu spät.

„Maria, ich habe keine Erfahrung mit solchen Sachen, du musst mir sagen, was ich machen soll.“

„Ja, keine Angst, Johanna! Wir werden jetzt zuerst diesen schmutzigen und blutgetränkten Verband entfernen. Wahrscheinlich klebt er schon auf der Wunde fest, dann müssen wir ihn runterschneiden. Die Wunde hat sich mit Sicherheit entzündet, sonst hätte Phil nicht so viel Fieber. Vielleicht hat sich ein Abszess gebildet, dann müssen wir ihn mit dem Messer öffnen und den Eiter rauslassen. Leider haben wir hier kein Betäubungsmittel, also muss es so gehen. Denkst du, du hältst das durch?“

Johanna musste schlucken, aber sie nickte tapfer. Marias professionelle Einstellung machte Mut.

„So, wir fangen schon mal mit dem äußeren Verband an, bis Hein wiederkommt. Gib mir dein Schwert, das ist schön scharf und sehr handlich. Ja, sehr schön. Jetzt mach den Alkohol auf und gieße was davon in den Schraubverschluss.“

Johanna drehte mit beiden Händen den Verschluss von der Schnapsflasche. Ein betäubender Alkoholgeruch verbreitete sich sofort, und den Frauen wurde erst einmal schwindelig. Johanna neigte die Flasche vorsichtig und Maria hielt den Schraubverschluss unter die Öffnung. Der wasserklare Schnaps füllte die provisorische Schüssel und Johanna schöpfte ihn mit einem ihrer Trinkbecher heraus und goss ihn in einem dünnen Strahl über die Klinge des Schwertes und über ihre und Marias Hände. Es brannte ziemlich auf der Haut.

„Wenn Phil viele Schmerzen hat, dann können wir ihn doch mit dem Alkohol auch betäuben, oder? In alten Westernfilmen haben die das immer so gemacht.“

„Das tun wir besser nicht, Johanna! Der Alkohol weitet die Blutgefäße und dann blutet er viel mehr. Es ist am besten, wenn er da so durchkommt.“

Johanna kniete sich auf Anweisung Marias neben den schwer atmenden Phil und fasste vorsichtig seine linke Hand an. Sie war ganz rot und angeschwollen und er zuckte und stöhnte wieder, bevor er die Augen öffnete.

Maria sprach ihn an: „Phil, es tut mir leid, aber wir müssen deinen Verband wechseln und die Wunde spülen. Könnte ziemlich wehtun. Denkst du, du stehst das durch?“

Er sah Maria an und sein Blick war viel klarer als am Morgen. Dann schaute er zu Johanna und nickte. „Na los. Macht schon, bringen wir's hinter uns.“ Seine Stimme war rau wie ein Reibeisen.

Er ballte die rechte Hand und konzentrierte sich. Maria sah Johanna an und begann dann den Knoten des alten Verbandes auseinander zu schneiden. Phil schloss die Augen und Schweißperlen erschienen auf seiner Stirn, aber er sagte nichts. Maria nahm die beiden Enden des Stoffes und wickelte sie vorsichtig von dem stark geschwollenen Arm ab. Je mehr vom Arm zu sehen war, desto tiefer sank Johanna der Mut – er war ganz dick und blauviolett verfärbt.

Hein kam zurück und brachte frisches Wasser aus dem Wasserhahn in der dritten Hütte mit. Sie gaben Phil etwas zu trinken und tranken auch selbst, bevor Maria weitermachte. Der alte Verband ging überraschend leicht ab, weil er noch nass vom Blut war, und Phil zuckte nur ab und zu, wenn Maria etwas zu stark zog.

Schließlich war der Arm wieder vollständig frei und die Löcher von den Zähnen der Ratte zu sehen. Es sickerte noch Blut heraus und ein

unangenehmer Geruch ging davon aus, aber insgesamt waren sie kleiner als Johanna sie in Erinnerung hatte. Doch sie sahen auch so schlimm genug aus: Eine Seite war viel stärker rot und blau angelaufen und eine Beule hatte sich gebildet. Maria begutachtete die Stelle sorgfältig, bevor sie Phil ansah.

„Phil, wir werden da einen Abszess aufschneiden müssen. Da hat sich Eiter gesammelt, der muss raus, dann geht es dir besser. Ist das okay?“

Schweiß stand ihm auf der Stirn, aber er nickte knapp.

„Johanna, du hältst seine Hand, er darf den Arm nicht wegziehen. Hein, du hältst ihn fest. Alles klar?“

Sie nahm das Schwert, hielt es dicht über die Hautoberfläche und schaute alle noch einmal an. Hein und Johanna nickten, Phil hatte die Augen geschlossen. Dann zog sie die scharfe Klinge über die Haut der Beule. Sie glitt mühelos hinein und Phil schrie und bäumte sich auf. Rotes Blut und weiß-gelber Eiter flossen auf den Boden, während ein aufdringlicher Gestank den Raum füllte, sodass Johanna sich fast übergeben musste.

Maria begutachtete den Schnitt und die Ränder der Wunde. „Hein, gib mir mal die Wasserflasche, wir sollten die Wunde auswaschen.“ Sie goss vorsichtig frisches Wasser über die Wundhöhle. Phils Gesicht war eine schmerzverzerrte Grimasse und ganz rot angelaufen.

Nach einer Weile war Maria zufrieden und trocknete den Arm vorsichtig mit einem Stück Stoff. Dann legte sie locker die sterile Wundauflage auf die Bisswunde und begann sanft den neuen Verband wieder um den Arm zu wickeln. Als sie fertig war, sah der Arm schon viel besser aus, mit seinem sauberen weißen Verband. Phil ließ sich zurücksinken und auch Johanna und Hein waren erleichtert. Hein hatte dunkle Ringe um die Augen und Johanna klebte die rote Haarpracht schweißnass am Kopf.

„So, das wäre geschafft!“ Maria wirkte zufrieden. „Phil, wie geht es dir jetzt?“

Er nickte schwach mit dem Kopf und wirkte abgekämpft, konnte aber nicht mehr sprechen. Hein stand schließlich auf und holte das Paket Butterkekse heran und bald hatte jeder einen großen Keks und einen Becher Wasser in der Hand. Sie waren alle hungrig und Johanna biss abwechselnd selbst ab und fütterte Phil mit kleinen Brocken. Es schmeckte stark nach Vanille und Butter und sie konnte kaum so schnell kauen, wie sie das Essen herunterschluckte. Kein Wunder – sie hatten auch den ganzen Vormittag noch nichts gegessen.

Hein brach das Schweigen als Erster: „Is’ schon verrückt, wie viel Ärger man mit so ’ner verdammten Ratte haben kann! Bisher sind die doch immer vor uns abgehauen, was is’ bloß los mit denen?“

„Vielleicht sind sie mutiger geworden, weil es jetzt mehr von ihnen gibt? Ihr habt doch erzählt, dass die sich vermehren wegen des Mülls auf den Straßen?“, mutmaßte Johanna.

„Vielleicht. In der Bibliothek war ja auch eine. Die scheinen wirklich mutiger geworden zu sein“, meinte Maria.

Phil sprach leise: „Mehr werden sie, aber das Verhalten war normal. Sie haben uns für andere Ratten gehalten, die in ihr Territorium eingedrungen sind. Das erkennen sie am Geruch. Sie bespritzen sich gegenseitig mit Urin, damit alle im Rudel gleich riechen. Wenn andere Ratten eindringen, dann werden sie vom Rudel angegriffen und getötet.“

Johanna erschauerte bei dem Gedanken zurück an den Kampf. „Aber sie waren wie rasend. Sie haben sich schon am Anfang wie wild auf uns gestürzt!“

„So was habe ich allerdings auch noch nicht erlebt“, gab Phil widerstrebend zu.

Sie aßen schweigend zu Ende und hingen still ihren Gedanken nach. Phil schlief nach dem Essen wieder ein, aber Johanna war schon froh, dass er überhaupt etwas gegessen hatte und wieder reden konnte. Sie gingen beiseite, damit sie sich leise unterhalten konnten und ihn nicht weckten.

„Ich mache mir Sorgen um ihn“, meinte Maria. „Eigentlich sollte er ein Antibiotikum bekommen. Wenn sich die Entzündung ausweitet, dann könnte er ziemlich schnell an einer Sepsis sterben.“

Hein dachte nach. „Maria, nachher, wenn’s wieder dunkel is’, dann können wir losziehen und schauen, ob’s hier im Viertel irgendwo eine Apotheke gibt. Vielleicht könn’ wir da einsteigen.“

„Ach Hein, in eine Apotheke reinzukommen ist doch nicht so einfach! Denk nur mal an die Herztabletten, die wir damals in der Stadt geklaut haben. Da hätten sie uns fast geschnappt!“

„Ja, natürlich is’ es gefährlich, aber was sollen wir denn sonst machen? Wir können doch nich’ einfach hier rumsitzen und warten, bis er vielleicht stirbt!“

Johanna mischte sich ein: „Ich würde gerne mitkommen, auch wenn es gefährlich ist. Ihr habt schon so viel für mich getan und riskiert, dann möchte ich auch mal helfen, wenn ich kann.“

Maria widersprach: „Nein, Johanna, in die Apotheke muss ich mit und die Tabletten aussuchen, und Hein kennt sich mit dem Einbrechen am besten aus. Du bleibst hier bei Phil und passt auf ihn auf und wir sind sicher bald zurück. Aber du hast doch noch die Karte, lass uns mal draufschauen, ob es hier eine Geschäftsstraße gibt, da ist dann bestimmt auch eine Apotheke. Eigentlich ist doch in diesem Land in jedem Viertel mindestens eine zu finden.“

Sie studierten zusammen die Karte und fanden eine große Straße nicht weit entfernt. Hein knetete seine Nase und dachte nach. „Tja, kann man nicht wissen, ob da eine in der Straße is'. Notfalls könn' wir auch noch in einer Telefonzelle im Telefonbuch nachschauen. Da steh'n doch normalerweise alle Apotheken und Ärzte drin, oder?“

„Das war früher so, heutzutage gibt's kaum noch Telefonzellen, weil alle Mobiltelefone haben. Aber das mit den Ärzten ist eigentlich eine gute Idee, da könnt ihr doch vielleicht leichter einsteigen?“

Maria war nicht begeistert. „Aber die haben ja kaum Medikamente da, meist nur Muster von den Pharmavertretern. Wir brauchen nicht einfach irgendwas, sondern bei den Antibiotika muss man schon genau auswählen.“

Hein faltete die Karte wieder zusammen. „Also, dann isses beschlossen, oder? Wir geh'n nachher los, wenn's dunkel is', und erst mal zu der großen Straße in diesem Viertel. Dann seh'n wir weiter. Alles klar?“

Er schaute die Frauen an und beide nickten grimmig und entschlossen.

Bis zur Abenddämmerung waren es noch ein paar Stunden, die jeder auf seine Weise verbrachte. Maria legte sich noch ein wenig schlafen und Hein packte seinen und Marias Rucksack aus und sortierte nur die nötigsten Dinge für ihren gefährlichen Auftrag wieder hinein.

Johanna stromerte unruhig in der Hütte herum, durchsuchte nochmals den Radlader nach etwas Brauchbarem und schaute schließlich durch die Löcher in der Holzwand den Zügen draußen beim Rangieren zu. Meist waren es Güterzüge, die hier langsam durchfuhren oder zu einzelnen Wagengruppen zusammengestellt wurden. Triebwagen zogen diese Gruppen dann wieder weg.

Ab und zu waren große Leute zu sehen, die an den Wagen hantierten oder die Loks mit Fernsteuerungen bedienten.

Als es endlich dunkel wurde, machten Hein und Maria sich fertig für die Expedition und schulterten die Rucksäcke und ihre Schwerter. Hein ließ den Bogen zuhause, da er ohnehin nur noch sehr wenige Pfeile dafür hatte. Maria schaute noch einmal nach Phil. Das Fieber war gegen Abend wieder stärker geworden und der Arm war abermals deutlich geschwollen.

„Wir müssen unbedingt Antibiotika für ihn besorgen. Das geht von alleine nicht weg“, meinte sie. „Komm, Hein, lass uns losgehen! Die Apotheken sind bestimmt schon geschlossen.“

„Johanna, pass auf dich und Phil auf, ja? Wir sin’ bald wieder zurück!“

Sie umarmten Johanna und dann waren sie weg.

Sie setzte sich neben Phil auf den Boden und ließ ihre Gedanken im Dunkeln treiben. Eigentlich war es kaum vorstellbar, dass sie erst seit ein paar Tagen aus der alten Wohnung weggegangen waren. In diesen Tagen hatte sie mehr erlebt, als in ihrem ganzen bisherigen Leben als großer Mensch zusammengekommen. Sie hatte in Büschen und Höhlen geschlafen, und im Keller einer Bibliothek. Sie hatte neue Freunde gefunden, richtige Freunde, die füreinander da waren und sich gegenseitig beschützten, wenn notwendig sogar ihr Leben füreinander riskierten. Sie hatte kämpfen gelernt, mit Pfeil und Bogen und besonders mit dem Schwert. Sie hatte mit Raubvögeln gekämpft und zuletzt mit einer Horde Ratten. Und sie hatte sich verliebt.

Aber jetzt lag ihr Liebster hier, mit einem entzündeten Rattenbiss im Arm, und drohte daran zu sterben. Und, am schlimmsten von allem, obwohl er das alles nur für sie riskiert hatte, konnte sie selbst ihm nicht einmal helfen. Sie hatten praktisch keine Zeit miteinander gehabt. Kaum hatten sie zusammengefunden, dort in der Nacht in der Bibliothek, da hatten sie sich auch schon wieder gestritten. Und jetzt lag er hier auf diesen lausigen harten Jutesäcken und kämpfte gegen das Fieber und die Bakterien.

Warum war man verdammt noch mal auf der Welt, wenn am Ende doch alles auf Schmerz und Verlust hinauslief, selbst wenn dazwischen kurze Phasen des Glückes standen? Wäre es nicht besser gewesen, wenn Phil, Hein und Maria nie losgegangen wären und sie einfach in ihrer Wohnung gelassen hätten? Dann hätten sie nicht diesen beschwerlichen Marsch auf sich nehmen müssen,

und dann wäre Phil nicht gebissen worden. Aber dann hätte die Ratte in ihrem Zimmer *sie* umgebracht. Johanna schauderte bei dem Gedanken an die kalten Augen und das Zischen des Tieres.

Sie setzte sich neben Phil auf den kratzigen Stoff und strich die fransigen roten Haare aus seinem Gesicht. Seine Bartstoppeln waren schon wieder lang und kratzig, obwohl er sich doch erst vorgestern in der Bibliothek rasiert hatte. Er schwitzte stark und schnaufte im unruhigen Schlaf. Sie schnitt ein Stück Stoff von der übrig gebliebenen Verbandrolle ab und tupfte ihm vorsichtig die heiße Stirn ab, und dann hauchte sie ihm einen Kuss auf die Haare. Es wäre es wert gewesen, um sie kennenzulernen, hatte er gesagt. Ihre Augen wurden feucht und die Tränen liefen ihr die Wangen hinunter. Sie ließ sie laufen und schluchzte unhörbar vor sich hin. Jetzt, wo Hein und Maria weg waren, gab es keinen Grund mehr die Traurigkeit zu verstecken. Das Leben war ungerecht, aber es schien sich dafür nicht einmal zu interessieren.

Sie stand auf, um Phil nicht zu wecken und ging zur Wand hinüber und schaute durch die Löcher hindurch auf die glänzenden Schienen und die grauschwarzen Büsche, die sich im Nachtwind hin und her bewegten. Der schmale Mond über den zerrissenen Wolken lieferte nur wenig Licht. Bald würde Neumond sein, dann wäre es nachts völlig dunkel. Aber der Himmel über der Stadt war ja immer angeleuchtet von den abertausenden Straßenlaternen und Scheinwerfern, die die Kreuzungen beleuchteten und die Kirchen anstrahlten. Irgendwo in der Ferne war das tiefe Auf- und Abschwollen der Sirene eines Polizeiautos zu hören.

Sie stand lange an dem Loch und schaute die Wolken an. *Bald müssten doch Hein und Maria zurückkommen! Hoffentlich ist ihnen nicht auch noch was zugestoßen*, dachte sie. Alleine würde sie den Weg zum Dorf nie finden, und für Phil würde es dann auch sehr schlecht aussehen.

Draußen bei den Schienen bewegte sich endlich etwas. Johanna wollte schon rufen, aber ein Instinkt ließ sie zögern. Das war nicht der aufrechte Schatten eines Menschen gewesen, sondern eher etwas Langgestrecktes mit Schwanz! Sie hielt den Atem an und starrte weiter durch das Loch. Da war noch eine Bewegung, weiter links neben den Schotterhaufen! Als der Schatten sich aufrichtete und mit spitzer Schnauze und langen Barthaaren in die Luft schnüffelte, setzte ihr Herz einen Schlag aus. *Das ist schon wieder so eine Ratte!*

Und da noch eine und noch eine! Hoffentlich kommen die nicht rein. Verdammt, die dürfen hier nicht rein kommen! Sie konnte nicht anders als hinauszustarren und die Bewegungen der Tiere zu verfolgen. *Sie scheinen was zu suchen. Hoffentlich wissen sie nicht, dass wir hier drin sind!*

Sie schlich zurück zu Phil und zog leise ihren Schwertgurt über die Schulter. Nach kurzem Zögern griff sie sich auch den von Phil und legte ihn neben ihn. Dann nahm sie den Bogen und die verbliebenen drei Pfeile von Hein und ging auf Zehenspitzen wieder zum Loch zurück.

Draußen war alles ruhig. *Verdammt, wo sind die denn jetzt hin?* Hinter sich in der Ecke der Hütte hörte sie ein leises Scharren und ein Kratzen von Krallen auf Holz. Sie lief in die Ecke hinüber. Neben der Spitzhacke war ein ziemlich großes Loch im Holz und eine Schnauzenspitze lugte durch das Loch hindurch und schnüffelte die Luft in der Hütte. Sie schlich sich näher, aber plötzlich fing das Tier laut an zu quieken.

„Sei doch ruhig, du elendes Vieh!“, presste sie durch die Zähne, dann nahm sie den Bogen und einen Pfeil und zielte direkt in das halb geöffnete Maul der Ratte. Die scharfen Nagezähne glänzten im schwachen Licht und sie schoss den Pfeil direkt daneben in den Schlund der Ratte. Das laute Quieken verstummte und ging in ein Gurgeln über, das schnell erstarb. „Für Phil!“, flüsterte sie.

Draußen war zunächst alles ruhig, doch dann ertönte das kratzende Geräusch wieder, diesmal von viel weiter oben. *Sie versuchen's über das Dach!*, war ihr erster Gedanke, aber dann ertönten ähnliche Geräusche auch aus anderen Richtungen. Sie rannte auf das nächste verdächtige Kratzen zu. Auch hier schnüffelte eine Ratte durch eine Öffnung, doch sobald sie näher kam, verschwand die Schnauze. Sie setzte einen Pfeil auf die Sehne und schlich vorsichtig näher. Sie vermied es, dem Loch zu nahe zu kommen, sondern ging zu einem wesentlich kleineren Spalt seitlich davon und lugte hindurch. Draußen sah sie eine schlanke graue Ratte mit geöffnetem Maul seitlich des Loches sitzen und darauf starren. Sie schien zu warten, ob da etwas heraus kommen würde. Johanna zielte sorgfältig mit dem Pfeil durch den schmalen Spalt, aber es war schwierig, das Tier und den Pfeil gleichzeitig im Auge zu behalten. Der Pfeil sirrte von der Sehne und traf das Tier, doch er steckte nur in der Flanke und hatte offenbar keine lebenswichtigen Organe getroffen. Die Ratte quiekte laut und versuchte mit dem Maul an den Pfeil zu gelangen und

ihn herauszuziehen, dann rannte sie davon. Johanna griff in den Köcher und zog den letzten Pfeil heraus. *Oh Gott, nur noch einer! Was sollen wir nur machen, wenn es mehr Ratten sind? Wo bleiben denn Maria und Hein nur?*

Hinter ihr fiel etwas Schweres von der Decke und plumpste auf das Dach des Radladers. *Verdammt, sie kommen! Wir müssen raus hier!*, dachte Johanna verzweifelt und lief zu Phil zurück. Sie rüttelte ihn lautlos an der Schulter, aber er stöhnte nur und wurde nicht wach.

„Phil!“, flüsterte sie direkt in sein Ohr. „Bitte, bitte wach auf! Wir müssen weg von hier, die Ratten kommen zurück. Bitte, bitte, bitte!“

Er öffnete die Augen und blinzelte sie an, aber schon nach wenigen Augenblicken erkannte er die Verzweiflung in ihrem Gesicht. „Was ist los?“, flüsterte er schwach.

„Ratten!“, flüsterte sie zurück. „Sie sind wieder da, und Hein und Maria sind weg, um Antibiotika für dich zu holen. Wir müssen raus aus der Hütte, sie sind hier drin und es sind zu viele!“

Sie legte sich seinen Schwertgurt mit der langen Waffe über die Schulter und dann half sie Phil auf die Beine. Auf ihre Schulter gestützt schlich er mit ihr zusammen zu dem großen Loch mit dem Stein davor. Er war ganz weiß im Gesicht und schwankte stark und drohte immer wieder umzufallen. Am Loch angekommen lehnte Johanna ihn vorsichtig gegen die Wand. Er hielt sich mit einer Hand fest, während sie mit aller Kraft versuchte, den Stein wegzuschieben. Der Stein bewegte sich kaum und nur mühsam bekam sie eine Öffnung zustande, durch die zumindest eine Person durchschlüpfen konnte.

„Johanna!“, hörte sie Phil schwach rufen.

Sie drehte sich um und sah eine große Ratte in der Nähe. Sie stand aufrecht und schnüffelte, während ihre Barthaare vor Erregung zitterten. Offenbar war sie sich noch unschlüssig, ob sie alleine die zwei Menschen angreifen sollte. Johanna nahm wieder den Bogen und den letzten Pfeil zur Hand, zielte kurz und schoss dem Tier den Pfeil genau mittig in die Brust. Die Ratte fiel um wie ein gefällter Baum und zuckte noch eine Weile mit den Pfoten. Sie sah nicht hin, sondern ließ den jetzt nutzlosen Bogen fallen und nahm wieder Phils Arm und schleppte ihn zum Loch. Auf allen vieren krabbelten sie nacheinander durch das Loch und dann schob Johanna den Stein wieder zurück.

Draußen beeilten sie sich von der Hütte wegzukommen. Johanna zog Phil in Richtung der Häuser, weg von den Tieren und hin zur Zivilisation.

„In die Richtung sind Hein und Maria gegangen. Wir versuchen sie zu finden oder uns wenigstens zwischen den Häusern zu verstecken!“, flüsterte sie ihm ins Ohr.

„Sie können uns riechen“, flüsterte er zurück. „Sie machen fast alles mit der Nase, ihre Augen sind nicht sehr gut. Sie werden uns folgen.“

Johanna ignorierte diesen Einwand und zog Phil über die Schienen. Fast hätte er aufgeschrien, als er sich den Arm am Stahl stieß, doch er konnte sich beherrschen. Sie stolperten noch ein paar Meter weiter, dann fiel er auf die Knie. Er konnte nicht mehr, das war eindeutig zu sehen.

„Ich kann nicht. Lass mich hier!“, flüsterte er ihr zu.

„Spinnst du?“, entrüstete sich Johanna. „Ich lasse dich doch nicht alleine!“

Im Gebüsch vor ihr raschelte etwas und sie zog ihr Schwert aus der Scheide und machte sich zum Angriff bereit. Doch es war kein Tier, was da zwischen den Grasbüscheln auftauchte, sondern Hein und dahinter Maria. Sie schauten verblüfft auf Phil und Johanna mit ihrem Schwert in der Hand.

„Mein Gott Johanna, was'n los hier? Was macht ihr hier draußen?“

Sie umarmte die beiden schnell und erzählte dann in knappen Worten von dem Rattenangriff.

„Johanna, du bist eine echte Kämpferin! Die Idee abzuhauen ist sicher auch schlau. Lasst uns zurück zu den Häusern gehen und da irgendwo in einem Keller verstecken“, meinte Maria.

Hein stützte mit der Linken Phil und nahm sein Schwert in die rechte Hand. Maria sicherte nach hinten und Johanna nach vorne und zusammen schleppten sie sich weiter. Sie waren noch nicht weit gekommen, als die Ratten erneut angriffen. Es raschelte im braunen Gras und ein Tier stürzte sich auf Maria. Sie stieß ihm das Schwert in die Brust, wurde aber dabei fast umgeworfen und taumelte. Gleichzeitig griff eine weitere Ratte Hein und Phil an. Sie sprang auf Hein zu, der ihr das Schwert entgegenhielt, sodass sie sich selbst aufspießte. Durch die Wucht des Aufpralls verdrehte er sich das Handgelenk und schrie auf. Die Ratte überschlug sich mehrere Male mit dem Schwert im Bauch und blieb dann liegen. Hein hielt sich das Handgelenk und

ging mit Phil auf der Schulter in die Knie. Nur Maria und Johanna standen noch aufrecht und hatten ihre Waffen in der Hand.

Jetzt raschelte es überall im Gras und die dünnen Halme bogen sich und brachen, während ein Meer von graubraunen Leibern um sie herumströmte. Es schienen noch mehr Ratten zu sein als am Abend zuvor, wenn das überhaupt möglich war. Johanna blickte sich verzweifelt um und versuchte einen Ausweg oder eine Lücke in den Reihen der Angreifer zu finden, aber es gab keine. Die Tiere umringen die vier Gefährten dicht an dicht und in mehreren Reihen hintereinander und man konnte ihre Erregung spüren und riechen. Sie schienen zu wissen, dass sie in der Übermacht waren und ihre Gegner keine Chance hatten.

Maria atmete schwer und ließ ihr Schwert sinken. „Johanna, es tut mir leid! Das haben wir uns wirklich anders vorgestellt. Hein, mein Schatz, ich liebe dich!“

Hein ließ den stöhnenden Phil sanft auf dem Boden gleiten und schaute sich grimmig um. Er zog mit der Linken sein Schwert aus dem Kadaver der Ratte und hielt es hoch. Blut tropfte davon herunter. „Gottverdammte Biester! Maria, ich lieb’ dich auch. Wir kämpfen solange wir könn’, okay?“

Die Ratten um sie herum zögerten und schienen auf einen Befehl zu warten. Hinter den Tieren, die sie umringen, sah Johanna wieder die alte graue Ratte vom Vortag. Sie kletterte behäbig auf einen Prellbock hinauf, als wenn sie einen besseren Überblick über das folgende Gemetzel haben wollte.

„Wir hätten sie gestern noch umbringen sollen“, zischte Hein mit Blick auf das alte Tier. „Wenn ich jetzt nur meinen Bogen hätte, dann würde ich sie da runter schießen!“

„Der liegt noch im Schuppen“, flüsterte Johanna zurück. „Ich habe alle Pfeile verschossen und dann habe ich ihn fallen lassen.“

Die alte Ratte begutachtete die Lage und Johanna hielt den Atem an. Gleich würde es wieder einen Pfiff geben und dann würden sich die Tiere mit ungebremster Wut auf sie stürzen. In den Augen der Ratten konnte sie mit überwältigender Klarheit die mühsam gebändigte Mordlust erkennen und die Ausdünstungen der pelzigen Leiber nahmen ihr den Atem und stiegen als fahle Nebelschwaden über dem kalten Schlachtfeld empor.

Plötzlich ertönte ein tiefes Fauchen und mit rasender Geschwindigkeit stürmte ein großer weiß-grauer Blitz heran und sprang mit einem Satz auf den Prellbock und stürzte sich auf den Rattenanführer. Die Katze verbiss sich in den Rücken ihrer Beute und noch während des Fluges und des anschließenden Überschlagens hörte man das Rückgrat der alten Ratte unter dem gewaltigen Druck der Kiefer zersplittern. Der Jäger stand mit einer elegant fließenden Bewegung wieder auf und fegte mit seinen Krallen zwei weitere Angreifer von den Pfoten. Ohne ihren Anführer waren die Ratten orientierungslos. Sie quiekten entsetzlich durcheinander und flüchteten in alle Himmelsrichtungen. Der Jagdinstinkt der Katze wurde durch die flüchtenden Tiere nur noch mehr gereizt und sie biss um sich und schlug mit ihren langen Krallen zu, wo immer sich etwas bewegte. Johanna, Maria und Hein standen wie betäubt und sahen dem Gemetzel zu, ohne sich zu rühren. Die Katze war überall zugleich und wo die Ratten nicht rechtzeitig verschwunden waren oder auch nur einen Moment zu lange zögerten, biss sie zu und brachte Tod und Verderben über ihre Opfer.

Schließlich war alles wieder ruhig und die Katze begann seelenruhig, eine der toten Ratten aufzufressen. Das Knacken der Knochen löste die Gefährten aus ihrer Erstarrung. Johanna traute ihren Augen kaum. „Aber ... aber das ist doch Tiger! Meine kleine Katze! Mein Mädchen!“

Sie legte das Schwert auf den Boden und ging langsam auf die Katze zu. Tiger hörte auf zu fressen und schaute sie mit ihren intelligenten gelbgrünen Augen an und fing dann wieder an zu schnurren. Johanna umarmte ihren großen Kopf und streichelte ihr vorsichtig das weiße Fell rund um die Nase. Die Katze drückte sich gegen sie und warf sie damit beinahe um.

Johanna lachte glücklich: „Tiger! Du hast uns gerettet, weißt du das? Das war wirklich im letzten Augenblick!“ Sie drehte sich zu Hein und Maria um. „Kommt lieber her und lasst sie auch an euch schnuppern! Damit sie weiß, wer ein Freund ist und wer ein Feind.“

Hein ließ sein Schwert sinken und schüttelte ungläubig den Kopf. „Kleine Katze! Tiger passt wirklich besser zu ihr, das is' ja eine richtige Bestie! Aber sie hat ein' Sinn für den richtigen Moment, das muss man ihr lassen.“

Er nahm Maria bei der Hand und gemeinsam gingen sie langsam und vorsichtig zu der großen Raubkatze hinüber. Sie schnupperte an den beiden und dann rieb sie ihren Kopf auch an Hein. Er streichelte erst zurückhaltend

und dann immer mutiger ihren Kopf und kraulte sie schließlich mit der linken Hand am Kinn.

„Also, sie hat uns wirklich gerettet! Und es is’ sicher gut, solche starken Verbündeten zu haben. Danke schön, Tiger! Was für’n weiches Fell sie hat.“

Hinter ihnen stöhnte Phil und Maria drehte sich schnell zu ihm um. „Oh verdammt, wir haben ja Phil ganz vergessen! Eine Apotheke haben wir gefunden, nicht weit von hier, aber wir haben keine Tabletten bekommen, weil sie noch offen war. Sie haben ausgerechnet heute dort Notdienst und dann war da viel Kundschaft. Wir wollten zurück und es später noch mal versuchen, wenn es ruhiger ist.“

Sie sammelten ihre Waffen ein und schleppten mit vereinten Kräften Phil zurück zu der Hütte und zum Nachtlager auf den Jutesäcken. Tiger lief auf Samtpfoten hinter ihnen her und brachte als Wegzehrung noch einige der Ratten mit. Sie legte sie auf den Boden vor der Hütte und begann wieder genüsslich an einem toten Tier zu kauen.

Maria schüttelte sich. „Also, ich weiß wirklich nicht, was sie daran findet. So eine Ratte kann doch nicht schmecken, oder?“

„Na, mein Schatz, die Geschmäcker sin’ halt verschieden. Ich meine, der eine mag eben Kekse und der andere frisst lieber Ratten und Mäuse. So hat jeder, was er mag.“

„Ja, und Kekse frisst sie im Übrigen auch! Lasst sie also lieber nicht rumliegen, sonst ist bald nichts mehr davon übrig“, meinte Johanna.

„Sie muss uns den ganzen Weg bis hierher gefolgt sein. Vielleicht hat sie unsere Spur bei der Bibliothek verlor’n und als wir von dort weg sin’, hat sie sie wieder aufgenommen“, vermutete Hein.

„Schade, dass sie uns nicht schon gestern gefunden hat, dann wäre Phil vielleicht nicht gebissen worden.“ Maria seufzte. „Jetzt müssen wir jedenfalls noch mal los und in die Apotheke einbrechen. Das ist ein bisschen viel für einen Tag heute ...“

Hein wollte sie umarmen und trösten, aber als er sie drückte, schrie er auf und hielt sich wieder sein rechtes Handgelenk. „Ach, dieses verdammte Biest! Bei dem Kampf hab’ ich mir die Hand verdreht, jetzt kann ich gar nich’ mehr richtig zupacken!“

„Aber kannst du denn dann überhaupt noch klettern, Hein? Wir müssen mit Sicherheit am Seil hoch!“ Maria begutachtete den Handknöchel, der rot und geschwollen aussah. „Kannst du die Hand bewegen und drehen?“

„Au! Drehen geht, aber das Gelenk beugen is' schlecht. Ich probier's mal mit dem Seil.“ Er nahm ein Seil vom Boden auf und wollte es werfen, aber schon das misslang kläglich.

„Mist! Was soll'n wir denn jetzt machen? Wir können doch nich' noch länger warten mit den Tabletten, oder?“

Maria sah besorgt aus. „Nein, dieser Stress heute Abend und das Rumlaufen hat Phil mit Sicherheit geschadet. Schaut doch, er ist jetzt ganz blass und atmet nur noch flach. Wir müssten eigentlich sofort los.“

„Ich werde mitgehen, Maria!“ Johanna war entschlossen. „Wir Frauen werden das schon hinkommen. Hein bleibt hier bei Phil und Tiger passt auf die beiden auf.“

Hein protestierte, aber er konnte so wirklich kein Seil hochklettern und alleine war es für Maria auch zu gefährlich. Diesmal packten die beiden Frauen das Gepäck, viele Seile und ihre Waffen, und dann aßen sie zusammen nochmals und tranken Wasser. Auch Tiger gaben sie von dem Keksen ab – als Belohnung für die Rettung und um sicherzugehen, dass er nicht Appetit auf kleine Leute bekommen würde, wenn seine Kriegsbeute erst mal aufgefressen war.

Maria und Johanna gingen anschließend sofort los. Das Einbrechen in die Apotheke würde sicher eine Weile dauern und Phil ging es nicht gut. Sie hatten vielleicht nicht mehr viel Zeit. Hein umarmte Maria lange und drückte sie an sich; man sah, dass es ihm leidtat, dass er nicht mitkommen und sie beschützen konnte.

Johanna küsste Phil nochmals auf den Kopf. Er sah wirklich schlecht aus und konnte nicht mehr antworten, obwohl es schien, dass er wach war. „Halt durch, Phil! Wir holen was für dich, was dir helfen wird“, flüsterte sie ihm zu.

Dann zogen sie zusammen los. Draußen schaute Tiger ihnen schon aufmerksam entgegen. Johanna drückte ihre Katze und flüsterte ihr dann leise ins Ohr: „Bleibt hier, Tiger, und pass auf die Männer auf, ja? Da drin liegt mein Liebster. Wir sind bald wieder zurück!“

Ob die Katze verstanden hatte, konnte man nicht erkennen, aber sie maunzte leise und blieb vor dem Eingangsloch der Hütte liegen. Es würde heute sowieso keine Ratte mehr zurückkommen – sie hatten ihren Anführer verloren und vor so einem Torwächter hatten sie mit Sicherheit Respekt.

12) *Medizin*

Maria und Johanna wanderten schnell und hatten schon nach kurzer Zeit die Gleise hinter sich gelassen und schlichen zwischen den Häusern entlang. Maria führte sie durch einige kleinere Straßen, die spärlich von ältlichen Laternen erleuchtet waren, und bog dann kurz vor einer größeren und besser beleuchteten Einkaufsstraße in eine Reihe von Hinterhofgärten ab.

„Die Apotheke ist das dritte Haus in der Reihe. Von vorne kommen wir da heute sowieso nicht rein, zu viel Licht und Kunden, weil die Notdienst haben. Wir schauen sie uns also erst mal von hinten an“, flüsterte Maria.

„Ist gut“, raunte Johanna zurück.

Sie schlichen geduckt über den Rasen und durch einen Garten und einen löcherigen Holzzaun, dann waren sie an der Hinterfront der Apotheke angelangt. Sie drückten die Köpfe zwischen die Stäbe eines vergitterten Kellerfensters und spähten angestrengt durch die Scheibe. Drinnen war ein mit Regalen und Registerschränken vollgestellter Lagerraum zu erkennen. Viele kleine Kartons und Fläschchen standen da, bunt bedruckt und in verschiedenen Größen. Die Zimmertür des Lagers war halb offen und man konnte durch den Spalt in den höher gelegenen vorderen Verkaufsraum blicken. Der war hell erleuchtet und man sah die Beine einer Frau hinter dem Verkaufstresen stehen.

„Das ist das Medikamentenlager. Da müssen wir rein!“, flüsterte Maria.

„Aber da sind noch Leute in der Apotheke drin! Wann machen die denn zu? Und wie kommen wir dann rein, das Fenster ist doch geschlossen!“

„Das Fenster könnten wir mit einem Stein kaputt schlagen, aber das macht Lärm. Wir müssen warten, bis der Notdienst zu Ende ist, und das wird wohl bis morgen früh dauern. Oder wir müssen uns eine andere Apotheke suchen.“

Maria wirkte erschöpft und mutlos und setzte sich auf das Fenstersims des Kellerfensters, um zu warten. Johanna untersuchte das Fenster genauer. Es befanden sich dünne metallische Drähte in der Scheibe, die in den beiden gegenüberliegenden Ecken jeweils zu einem dickeren Kabel führten.

„Maria, die haben hier eine Alarmanlage für die Scheibe! Wenn wir das Glas einschlagen, dann kommt bestimmt sofort die Polizei. Wir müssen irgendwie anders reinkommen.“

„Oh je, daran habe ich ja gar nicht gedacht! Und was sollen wir jetzt tun? Wenn wir eine andere Apotheke finden wollen, dann kann das einen Tag oder länger dauern!“

Vorne im Verkaufsraum bewegte sich etwas. Die Beine verschwanden aus dem Blickfeld. Offenbar war die Apothekerin zu einem Kunden gegangen. Nach einer Weile kamen die Beine die kleine Treppe hinunter und die Tür öffnete sich ganz. Das Licht flammte auf und Maria und Johanna duckten sich hinter das aus Klinkern gemauerte Fenstersims.

Die Beine gehörten einer kleinen und rundlichen Asiatin, die jetzt das Medikamentenlager betrat. Sie öffnete eine Schublade im großen Registraturschrank und nahm ein Päckchen Tabletten heraus. Dann schloss sie die Schublade wieder und ging hinaus, wobei sie die Tür offen stehen ließ und nur das Licht löschte. Sie verschwand im Verkaufsraum und nach einer Weile sah man wieder nur ihre Beine hinter dem Tresen.

Dann verschwand sie erneut und über ihren Köpfen im ersten Stock flammten die Lichter auf und beleuchteten den ungepflegten und stoppeligen Rasen hinter dem Haus. Schließlich gingen die Lampen wieder aus und die Beine erschienen wieder.

Johanna ging nachdenklich ein paar Schritte auf das Gras hinaus und sah zu den Fenstern im ersten Stock empor. Dann winkte sie hektisch Maria zu sich heran. Die stand seufzend auf und ging hinüber.

„Maria, die Räume da oben im ersten Stock gehören mit zur Apotheke. Vielleicht haben die da ein Klo oder eine Teeküche oder ein Labor drin. Und da ist auch ein gekipptes Fenster! Es ist aus Milchglas, das ist bestimmt die Toilette. Wenn wir da hochklettern, dann kommen wir auf alle Fälle schon mal rein, ohne Alarm auszulösen!“

„Aber was ist, wenn die drinnen einen Hund oder eine Katze haben? Und wir müssen dann auch noch nach unten in den Keller, zu den Medikamenten und dann wieder hoch!“

„Haustiere in einer Apotheke sind bestimmt verboten, oder? Und hast du eine bessere Idee?“

„Nein, habe ich nicht“, gab Maria widerstrebend zu. „Wir könnten am Regenrohr hochsteigen und dann auf dem Vordach bis zum Fenster rüber klettern. Ist ein bisschen wackelig, aber ich bin schon schlimmere Wände raufgekraxelt.“

„Na, dann los! Die Apothekerin da drin war gerade oben, also kommt sie so schnell bestimmt nicht mehr hoch. Das ist unsere Gelegenheit!“

Sie kletterten zwischen dem Mauerwerk und dem Regenrohr hinauf auf das Vordach. Die Fugen zwischen den Klinkersteinen waren so tief, dass sie dafür noch nicht einmal ein Seil brauchten. Schwieriger war das Überwinden des Dachvorsprungs. Maria warf ein Seil über einen der Haken, an dem die Dachrinne aufgehängt war. Die letzten Zentimeter hangelten sie sich an dem Seil hinauf und kletterten dann mit einem Klimmzug auf die Regenrinne. Von oben sah man, dass sie schon ziemlich angerostet und mit faulenden braunen Blättern gefüllt war.

„Ihh, das ist ja eklig!“, schimpfte Maria leise. „Die könnten hier auch mal sauber machen!“

Johanna grinste. „Hätten sie bestimmt getan, wenn wir uns vorher angemeldet hätten. Komm, lass uns weiter!“

Sie liefen über die Dachziegel hin zu dem Fenster, das gekippt offenstand. Davor war wieder ein Gitter angebracht, sodass sie leicht ein weiteres Seil darüber werfen und daran hochklettern konnten. Aus dem Fensterspalt roch es nach Seife und Toilettenreiniger.

Sie quetschten sich hindurch und standen auf dem Fensterbrett einer kleinen Toilette. Es gab nicht viel mehr darin als ein Klo und ein Waschbecken mit einem Unterschrank darunter und die Tür war geschlossen.

„Mist, jetzt haben wir wieder ein Problem! Wenn wir die Tür mit einem Seil aufmachen, dann machen wir jede Menge Lärm und die Frau unten hört das und kommt hoch. Das ist ja blöd!“ Maria schaute Johanna ratlos an, während die sich die Nase rieb und nachdachte.

„Aber es ist der einzige Weg, die Tür aufzubekommen! Wir können sie so aufmachen und dann schnappen wir unser Seil und verstecken uns schnell im Schrank. Wenn die Frau hochkommt, dann ist es Pech, aber vielleicht lässt sie die Tür offen. Wenn sie nicht kommt, dann haben wir Glück und die Tür ist auch auf. Ich würde sagen, unsere Chance ist 3:1, dass wir auf diese Weise in

die Apotheke reinkommen. Das ist doch was. Hauptsache, sie findet uns nicht!“

Sie kletterten über die Toilette nach unten auf den gefliesten Boden und Johanna öffnete vorsichtig die Schranktür vom Unterschrank. Hier drin war der Geruch nach Reinigungsmitteln und alten Lappen so stark, dass es ihnen fast den Atem nahm.

Maria knüpfte ein Lasso und warf es über die Türklinke. Dann kletterte sie am Seil hoch und schob es dicht an die Kante der Klinke und kam wieder runtergerutscht.

„Wenn es dicht an der Kante ist, dann fällt es bestimmt runter, wenn die Tür sich öffnet. Wäre ja sehr verdächtig, wenn die Apothekerin kommt und hier ein Seil an der Klinke hängt“, erklärte sie Johanna.

Sie schoben im Schrank die Plastikflaschen mit den stinkenden Toilettenreinigern auf eine Seite, sodass sie beide mehr Platz darin hatten. Dann packten sie das Seil und zogen mit aller Kraft daran. Die Klinke neigte sich langsam immer weiter herunter und schließlich löste sich das Seil und die Klinke sprang mit ohrenbetäubendem Lärm wieder nach oben. Johanna und Maria saßen auf dem Hosenboden und die Tür war immer noch zu.

„Verdammte Scheiße!“, fluchte Maria herzhaft und stand mühsam auf. Auch Johanna rieb sich ihr schmerzendes Hinterteil.

„Mist, das ist genau der Fall, den man in der Wahrscheinlichkeitsrechnung außer Acht lässt und der dann alles ruiniert!“

Von unten hörten sie die Geräusche eines Stuhls, der zurückgeschoben wurde.

„Oh Gott, sie kommt hoch! Schnell, rein in den Schrank!“

Die beiden Einbrecherinnen flitzen in den Schrank und hätten dabei fast ihr Seil vergessen. Johanna griff im letzten Moment geistesgegenwärtig danach und dann schlossen sie leise die Schranktüren von innen.

Sie hörten Schritte auf der Treppe und die Zimmertür öffnete sich und das Licht in der Toilette ging an. Durch den Spalt zwischen den Türen des Unterschränkchens konnten die beiden zusehen, wie die junge Frau den Raum betrat und sich umsah. Maria zitterte und drückte sich eng an die Wand ihrer kleinen Zuflucht, während Johanna weiter durch den Spalt beobachtete, was draußen geschah. Die Frau ging zum Fenster und schloss es mit einem

beherzten Knall. Dann murmelte sie etwas und ging wieder hinaus aus der Toilette. Sie schaltete das Licht aus, und ließ die Zimmertür einen Spalt offen.

Nach einer endlos scheinenden Wartezeit kletterten Maria und Johanna leise wieder aus dem Schrank heraus.

„Jetzt haben wir die Bescherung! Sie hat das Fenster zugemacht! Wie sollen wir denn jetzt wieder rauskommen?“, jammerte Maria.

„Das ist doch egal, Maria! Wir werden schon einen Weg finden. Wenn wir Türen öffnen können, dann bekommen wir auch Fenster auf – vielleicht direkt unten im Keller. Jetzt holen wir erst mal die Medikamente, danach sehen wir weiter“, meinte Johanna.

Vorsichtig öffneten sie die Tür ein wenig weiter und stahlen sich auf den Flur hinaus. Es gingen weitere Zimmer davon ab und durch eine Tür erkannten sie einen Laborraum mit Arbeitstischen und braunen Medikamentenflaschen. Auf der linken Seite führte eine Treppe ins Erdgeschoss hinunter und von hier drang auch das Licht herauf.

Johanna schlich voraus und Maria folgte ihr ängstlich. Am Treppenabsatz schauten sie hinunter in die untere Etage. Es war eine ziemlich kleine Apotheke, sodass sich direkt hinter dem Ende der Treppe der Verkaufsraum öffnete, nur durch ein großes Regal mit Fachbüchern abgetrennt. Von unten konnte man hören, wie sich die Apothekerin räusperte und dann die Seiten einer Zeitschrift umblätterte. Es roch stark nach Pfefferminze und anderen Kräutern.

„Wir klettern leise die Treppe runter und verstecken uns erst mal hinter oder unter dem Regal“, flüsterte Johanna Maria ins Ohr. „Wenn wir unten sind, dann sehen wir weiter. Wenn sie beschäftigt ist und liest, dann können wir vielleicht hinter ihr entlang schleichen und in den Keller mit dem Lagerraum kommen.“

„Ist gut“, flüsterte Maria mit zittriger Stimme zurück.

„Hast du Angst?“

„Ja!“

„Ich auch. Also, bringen wir's hinter uns!“

„Nein, warte Johanna!“ Maria schluckte. „Was machen wir, wenn sie uns sieht?“

„Keine Ahnung! Dann müssen wir improvisieren! Wir rennen weg und verstecken uns im Lagerraum. Sie hat bestimmt Angst, so alleine hier mit uns. Vielleicht denkt sie, wir sind Kobolde, oder so. Ich weiß es auch nicht, Maria! Sie wird uns schon nicht sehen ...“

Johanna kletterte die erste Treppenstufe hinunter und Maria folgte dicht hinter ihr. Nach ein paar Minuten kamen sie am Regal an und versteckten sich dahinter, um Atem zu schöpfen. Johanna linste um die Ecke, um die Lage im Verkaufsraum zu sondieren. Die junge Frau saß auf einem Hocker am Verkaufstresen und las in einer Zeitschrift. Neben ihr stand ein dampfender Becher mit Tee.

Johanna wedelte Maria mit beiden Händen zu. Ihr Mund formte ein lautloses „Komm!“, und Maria folgte. Sie schlichen auf Zehenspitzen Schritt für Schritt hinter der Apothekerin auf die andere Seite des Ganges und zur Treppe in den Keller. Die Frau räusperte sich wieder und Maria wurde ganz weiß im Gesicht. Auf der Treppe kletterten sie schnell und lautlos abwärts und liefen dann in den Lagerraum, den sie schon durch das Fenster beobachtet hatten. Sie atmeten auf, als sie den Raum erreicht hatten – hier gab es wenigstens Verstecke zuhauf, hinter Kisten mit Medikamenten und unter den Regalen an den Wänden.

Johanna sah sich im Lager um. „Maria, was brauchen wir denn jetzt eigentlich für Antibiotika? Es gibt doch so viele verschiedene, welche sollen wir nehmen?“

„Eigentlich müsste man erst mal bestimmen, welche Bakterien bei Phil die Entzündung auslösen. Aber dazu haben wir ja keine Möglichkeiten. Wenn ich mich richtig erinnere, dann haben wir früher zum Beispiel bei Hundebissen Amoxicillin oral und Gentamicin lokal gegeben. Das war eine gute Anfangstherapie, bis wir die Erreger genau kannten.“

„Daran kannst du dich nach so langer Zeit noch erinnern? Das ist ja toll!“, bewunderte Johanna sie.

„Ach, Johanna, du weißt ja, dass ich gerne Ärztin geworden wäre, wenn ich Abitur gehabt hätte. Leider hat's nur zur Krankenschwester gereicht, aber ich habe den Ärzten immer über die Schulter geschaut. Da habe ich eine Menge mitbekommen. Wo sind denn jetzt hier eigentlich die Medikamente?“

Sie inspizierten zusammen die Regale an den Wänden.

„Ist alles nur Hustensaft und Hautcreme und so“, meinte Maria nach einer Weile.

„Also, ich denke, die richtigen Tabletten sind alle in den Registerschränken drin. Da müssen wir dann bei A und bei G schauen, oder?“, fragte Johanna.

„Ja, meistens fangen die Tablettennamen mit demselben Buchstaben an wie der Wirkstoff. Die Schränke hier sehen aber auch so aus, als wenn sie Lärm machen, wenn man sie öffnet. Wie sollen wir die denn aufmachen, ohne die Apothekerin zu alarmieren? Und wie kommen wir dann hier raus?“

Maria war schon wieder dabei ihren Mut zu verlieren und Johanna beeilte sich sie aufzumuntern: „Maria, wir müssen nur kräftig nachdenken, dann fällt uns schon was ein. Wir sind doch schon so weit gekommen! Und denk nur an Phil, der braucht uns jetzt! Also, wir suchen erst mal einen Fluchtweg, falls es später schnell gehen muss. Wie sieht’s mit den Fenstern aus?“

„Die hier vorne kann man nicht aufmachen. Da ist kein Griff dran.“

„Das da in der Ecke neben dem Regal hat so einen Hebelgriff mit einem Klappmechanismus, wenn man an dem zieht, dann geht es auf Kipp!“

Die beiden Frauen gingen in die hintere Ecke, um das Fenster genauer zu inspizieren.

„Also, ganz ehrlich, Johanna – das macht mit Sicherheit auch ziemlichen Lärm beim Öffnen!“, meinte Maria skeptisch. „Wir können doch nicht die Schubladen aufziehen, die Medikamente suchen und rausholen, das Fenster aufmachen und rausklettern, und das alles in den paar Sekunden, die die Frau da oben braucht, um hier runter zu kommen!“

„Ja, das stimmt schon.“ Johanna dachte nach. „Wir könnten zu ihr gehen, und sie fragen, ob sie uns die Medikamente gibt und uns raus lässt. Wir haben immerhin einen Notfall!“

Maria machte große Augen. „Meinst du das im Ernst? Und was ist, wenn sie uns fängt oder in die Besenkammer einsperrt und die Polizei holt? Dann kommen wir ins Fernsehen und Phil stirbt an seinem Rattenbiss. Und am Ende landen wir in einem Forschungslabor und die halten uns im Käfig gefangen.“

„Ja, die Gefahr besteht natürlich. Ich will ja auch nur alle Möglichkeiten durchgehen. Können wir die Frau da oben irgendwie weglocken, damit wir hier in Ruhe Lärm machen können?“

„Ich wüsste nicht wie. Erst mal müssten wir irgendwie nach draußen kommen, da könnten wir dann einen Stein ans Fenster werfen und sie kommt vielleicht raus auf die Straße, wenn sie das hört. Aber wie kommen wir raus und wie dann schnell wieder rein?“

„Hast Recht, ist auch keine gute Idee. Ich habe mal einen Film im Fernsehen gesehen, wo die Diebe einen Tresor voller Diamanten in Rio de Janeiro ausrauben wollen. Sie warten bis zum Karneval, damit sie Lärm machen können, aber dann gibt's in der Bank eine Alarmanlage, die auf Geräusche reagiert. Da haben sie den Tresor rausgerollt aus dem Raum mit der Alarmanlage und die Rollen mit Rasierschaum eingesprüht, damit sie nicht quietschen.“

Diesmal verzichtete Maria auf einen Kommentar und verdrehte nur die Augen.

„Okay, okay, weiß schon, ist noch kein Karneval hier, wir haben keinen Rasierschaum, und ob das wirklich funktioniert ist auch ziemlich fraglich. Und wir müssten ja erst mal rein in die Lagerschränke, um die Rollen zu schmieren.“

Johanna rieb sich wieder die Nase. Dann hatte sie eine Idee. Sie ging zur Zimmertür und schaute sie sich genau von hinten an.

„Da steckt ein Schlüssel drin! Glaubst du, dass wir die Tür ins Schloss werfen und abschließen können?“

Maria war schockiert. „Aber dann weiß die Frau doch, dass wir hier drin sind! Sie wird denken, dass es ein Einbrecher ist und die Polizei rufen. Die brechen dann die Tür auf!“

„Ja, schon, aber das wird bestimmt eine halbe Stunde dauern und in der Zeit holen wir die Medikamente und gehen durchs Fenster raus. Das könnte doch klappen, oder?“

Maria war die Idee nicht geheuer, aber da trotz intensiven Nachdenkens keine bessere greifbar schien, bereiteten die Frauen alles für das Überraschungsmoment vor. Maria warf wieder ein Seil über den Türgriff und kletterte daran hoch. Johanna fand in der Ecke einen langen Nagel, den Maria am Seil hochzog.

„Den nehmen wir als Hebel, falls der Schlüssel zu schwer zu drehen ist“, erklärte Johanna.

Dann stellte sie sich hinter der Tür in Position. Maria wartete oben auf dem Griff und hielt sich mit beiden Händen daran fest. Johanna zählte leise bis drei und drückte dann so fest wie sie konnte gegen die Tür. Die bewegte sich erst langsam und dann immer schneller und krachte mit einem ohrenbetäubenden Lärm ins Schloss. Maria ließ sich mit den Beinen über dem Türgriff baumelnd zum Schlüssel hinunter, steckte den Nagel durch das Loch vom Schlüssel und versuchte ihn zu drehen. Er bewegte sich nur ein Stück und drehte sich dann nicht weiter.

„Johanna, verdammt, komm hoch und hilf mir, er geht zu schwer!“, rief sie panisch nach unten.

Von der anderen Seite der Tür hörten sie schon schlurfende Schritte die Treppe zum Keller hinunter kommen. Johanna kletterte so schnell wie sie konnte das Seil hinauf und zu zweit drückten sie verzweifelt mit dem Nagel als Hebel gegen den Schlüssel. Der Rost blätterte vom alten Eisen des Nagels und nach einem schier endlos scheinenden Moment knirschte es endlich im Schloss und der Schlüssel drehte sich. Die Schritte draußen hielten vor der Tür an und der Türgriff wurde hinuntergedrückt. Johanna und Maria kamen ins Rutschen und Johanna fiel unsanft auf den Boden hinunter, während Maria das Seil zu fassen bekam und hilflos daran herumbaumelte. Der Türgriff wurde mehrmals gedrückt, aber die Tür war zum Glück jetzt sicher verschlossen.

Draußen war einen Moment lang alles ruhig – vielleicht versuchte die Apothekerin zu hören, ob drinnen jemand war. Dann bekam sie es wohl mit der Angst zu tun und ihre Schritte entfernten sich eilig wieder. Maria warf das Seil hinunter und sprang dann selbst geschickt auf den Boden.

„Schnell Johanna, wir müssen uns beeilen! Sie ruft bestimmt schon bei der Polizei an!“

Johanna rappelte sich mühsam auf und zusammen liefen sie zu den Registerschränken hinüber.

„So weit hat das ja ganz gut funktioniert“, meinte Johanna fröhlich und rieb sich den schmerzenden Po.

„Hoffentlich hält unser Glück noch eine Weile an. Das war verdammt knapp mit dem Abschließen gerade eben!“

Sie schleuderten das Seil über den Handgriff des obersten Schubfaches mit der Aufschrift »A« und zogen mit vereinten Kräften daran. Die Schublade

rollte auf und machte dabei wie vorhergesagt kräftig Lärm. Maria und Johanna kletterten nacheinander am Seil hinauf und in die Schublade hinein und schauten die vielen Tablettenpackungen durch.

„Hier ist Aspirin, es muss weiter vorne sein“, rief Johanna von hinten.

„Ich habe es schon“, triumphierte Maria. „Amoxicillin. Welche Dosierung nehmen wir denn? Vielleicht die stärkste, dann brauchen wir nicht so viele zu schleppen. Johanna, mach mal deinen Rucksack auf und hilf mir die Tabletten reinzustecken!“

„Packen wir die denn ganz aus?“, wollte Johanna wissen.

„Nein, wir nehmen sie in der Plastikpackung mit, damit sie nicht nass werden.“

Maria hatte die Pappschachtel geöffnet und nahm den Beipackzettel und presste ihn bei Johanna in den Rucksack. Dann zog sie einen der Blisterpacks heraus, rollte ihn so gut es ging zusammen und drückte ihn ebenfalls hinein. Johanna schloss schnell den Rucksack und schnallte ihn sich wieder auf den Rücken. Maria packte die Pappschachtel mit den restlichen Tabletten fein säuberlich zusammen und sortierte sie wieder in die Schublade ein.

„Es muss ja keiner wissen, was wir hier gesucht haben“, erklärte sie Johanna auf deren fragende Blicke hin.

Dann kletterten sie aus der Schublade heraus und schlossen sie wieder. Das Schubfach mit dem Buchstaben »G« ließ sich wesentlich schwerer öffnen, sodass sie sich nur durch einen Spalt hineinzwängen konnten. Drinnen war es dunkel und sie krabbelten auf den Tablettenpackungen herum, bis Johanna das Gentamicin als Erste entdeckte.

„Hier Maria, ich habe es gefunden! Oh, aber das sind ja nur Augentropfen! Gehen die auch?“

Maria kam zu ihr gekrochen. „Nein, wir brauchen Injektionslösung. Damit waschen wir dann nochmals die Wunde aus. In so Glasampullen. Da in dem Paket, da könnten sie drin sein!“

Johanna nahm drei der Ampullen vorsichtig heraus und steckte sie bei Maria in den Rucksack auf dem Rücken. Dann nahm sie den Beipackzettel und stopfte ihn zwischen die zerbrechlichen Glasgefäße, damit sie nicht aneinander schlugen.

„Reichen drei Stück denn?“, fragte Johanna.

„Ja, ich denke schon. Komm, lass uns schnell alles zusammenpacken und abhauen. Wir sind schon viel zu lange hier drin!“

Sie räumten alles auf und kletterten aus dem Schrank hinaus. In der Ferne war Sirenengeheul zu hören und Maria überkam Panik.

„Oh je, Johanna, schnell, wir müssen hier raus, jetzt beeil dich doch! Da kommt schon die Polizei!“

Johanna war vor einem Regal stehen geblieben und schaute die Kartons durch. „Nur die Ruhe, die sind ja noch nicht hier. Ah, da ist es ja! Schau mal, hier sind Traubenzucker und Gummibärchen und so. Sollen wir was mitnehmen? Ich wollte schon immer mal die Gummibärchen aus der Apotheke probieren, aber die waren mir bisher immer viel zu teuer!“

„In Gottes Namen! Ja, Johanna, aber schnell! Stopf sie mir in den Rucksack, und pack den Traubenzucker bei dir rein, und dann nix wie raus hier!“

Sie füllten die Hohlräume in den Rucksäcken mit den Süßigkeiten aus und rannten dann in die Ecke zu dem Fenster mit dem Hebelgriff. Draußen wurden unterdessen die Polizeisirenen immer lauter. Da mussten wohl einige Streifenwagen auf dem Weg zu ihnen sein.

Um den Griff besser zu erreichen, kletterten sie auf das danebenstehende Wandregal und dann warf Maria wieder ihr Seil mit einem Lassoknoten über den Handgriff des Fensters. Zusammen zogen sie kräftig daran, aber nichts geschah. Maria und Johanna sahen sich verblüfft an. Dann zogen sie noch einmal kräftiger, solange bis ihnen die Augen aus dem Höhlen traten und ihre Gesichter ganz rot waren. Es knirschte ein wenig in dem Hebelgriff und das Fenster ruckte ein bisschen, aber es ging nicht auf.

Maria wurde wieder panisch. „Johanna! Das kann doch nicht sein, dass das Fenster eingerostet ist! Was machen wir denn jetzt bloß? Bitte, bitte, lass dir schnell was einfallen!“

Johanna antwortete nicht, sondern knetete ihre Unterlippe und schaute sich abwesend das Regal und den Fensterhebel an.

„Wir brauchen irgendwoher mehr Kraft“, murmelte sie dann. „Vielleicht ein langer Hebel, aber wo sollen wir hier einen langen Hebel herbekommen?“

Sie schaute sich im Zimmer um, konnte aber nichts entdecken. Neben ihr hüpfte Maria aufgeregt wie ein Gummiball auf und ab und raufte sich die Haare.

Johanna überlegte weiter und dann hatte sie einen Einfall: „Ah, ich hab’s! Maria, schnell, klettere rüber zum Fensterhebel und mach das Seil los und wirf mir die beiden Enden her. Die Mitte des Seils behältst du drüben und führst es einmal um den Hebel. Wir bauen einen Flaschenzug!“

Maria legte ihren Rucksack ab und kletterte am Seil auf den Fensterhebel hinüber und löste dort den Lassoknoten. Dann zog sie so viel Länge nach, dass beide Enden gleich lang waren, und warf die Enden Johanna auf das Regal hinüber. Die knotete das eine Seilende an den Seitenholm des Regals und nahm dann das andere Ende fest in die Hand.

„Jetzt komm rüber und hilf mir ziehen!“

Maria hangelte sich wie eine Zirkusartistin wieder rüber zum Regal, während Johanna das Seilende festhielt. Draußen auf der Straße vor der Apotheke kamen mit jaulenden Sirenen und quietschenden Reifen mehrere Polizeiautos zum Stehen, aber Johanna und Maria achteten nicht darauf. Sie zogen mit aller Kraft an der Leine und mit einem lauten Knall klappte der Hebel nach unten und das Fenster öffnete sich. Beide fielen mit dem Seil in der Hand um, aber sie brauchten nur einen Augenblick, um sich wieder aufzurappeln.

Johanna nahm ihren Rucksack ebenfalls ab und Maria löste das Tau vom Regalholm, dann sprang sie mit einem Satz hinüber auf den Fensterhebel und kletterte in Windeseile wie eine Eidechse am Hebelzug des Fensters hinauf. Oben knotete sie das Seil am Fensterrahmen fest und zog dann beide Rucksäcke nacheinander nach oben. Zum Schluss kam Johanna und arbeitete sich langsam am Seil hinauf. Ihre Arme und Hände waren mittlerweile müde von den Strapazen, aber sie kletterte stoisch Stück für Stück weiter. Schließlich war sie am Fenster angelangt und Maria half ihr heraus.

Während hinter ihnen im Keller heftig und laut an die Zimmertür gehämmert wurde, standen sie in der kalten Nachtluft und atmeten tief durch.

Dann brüllte jemand hinter der Tür ein Kommando und sie schnappten sich schnell ihre Rucksäcke und lösten den Knoten des Seiles. Sie rannten mit hüpfendem Gepäck durch den Garten davon, durch das nächste Gebüsch und dann durch den folgenden Garten und immer weiter, bis sie schließlich mit hämmerndem Pulsschlag und pfeifender Lunge in einer duftenden Thujahecke anhielten.

Sie klammerten sich aneinander fest und konnten eine ganze Weile nicht sprechen, sondern nur keuchend nach Luft schnappen. Draußen liefen Polizisten in schweren Stiefeln umher und die Lichter von Taschenlampen geisterten durch die Nacht, aber nach einer Weile wurde es ruhiger und schließlich fuhren die meisten Polizeiwagen wieder davon.

„Meinst du, dass sie weg sind?“ Maria bog ein paar gefiederte Ästchen auseinander und sondierte die Lage draußen.

„Bestimmt ist noch irgendein Kommissar da und fragt die Apothekerin aus, und dann schauen sie, ob was fehlt“, mutmaßte Johanna. „Das kennt man ja auch aus dem Fernsehen.“

„Hoffentlich kommen sie nicht drauf, dass wir kleinen Leute es waren!“

Johanna kicherte leise. „Auf alle Fälle ist es eine harte Nuss für den Kommissar: die Tür verriegelt und der Schlüssel steckt von innen, nur ein vergittertes Fenster einen kleinen Spalt weit offen und auf dem Boden eine leere Tüte Gummibärchen.“

Maria lächelte. „Ich habe in der letzten Stunde jede Menge neue graue Haare bekommen. Was für Ängste ich ausgestanden habe! Wie bist du denn jetzt eigentlich auf den Flaschenzug gekommen und warum ging dann das Ziehen plötzlich so leicht?“

„Na ja, Flaschenzüge sind die einfachsten Maschinen und die Menschen haben sie seit Jahrtausenden benutzt. Solange, bis vor vielleicht hundert Jahren Motoren aufkamen, die den Menschen die harte Arbeit abgenommen haben. Heutzutage denkt man gar nicht mehr an so einfache Sachen.“

Mit jeder Seilrolle des Flaschenzuges halbiert sich die nötige Hebekraft und die Seillänge, die man ziehen muss, verdoppelt sich. Dadurch bleibt die Arbeit zum Heben eines Gegenstandes konstant. Man gleicht mangelnde Kraft durch zusätzlichen Weg aus, den man einfacher leisten kann. So was haben wir in der allerersten Physikvorlesung gelernt.“

„Hätte ich nicht gedacht, dass mir die Physik mal das Leben rettet! Vielleicht hätte ich damals in der Schule besser aufpassen sollen. Jedenfalls, du warst toll heute, Johanna!“ Maria umarmte und drückte sie nochmals an sich.

„Danke Maria! Du hast dich auch tapfer geschlagen. Aber sollten wir nicht langsam losgehen, ich mache mir Sorgen um Phil!“

„Ja, wir müssen ihn heute noch verarzten, bevor wir uns ausruhen können. Also los!“

Sie robbten aus der dichten immergrünen Hecke heraus und wanderten wieder zu den Bahngleisen und ihren Gefährten zurück.

Tiger lag behäbig vor dem Eingang der Hütte und leckte Johanna überschwänglich die Hände und das Gesicht ab. Sie streichelte die Katze schnell und riss sich dann los und kroch hinter Maria in die Hütte hinein.

Drinnen wartete Hein völlig aufgelöst und unruhig neben Phil. Er stieß einen Schrei der Erleichterung aus, als er sie erblickte, und umklammerte Maria, als wenn sie knapp vor dem sicheren Tod gerettet worden wäre.

„Ich hab’ mir solche Sorgen um euch gemacht! Ihr wart so lang’ unterwegs“, meinte er und es glitzerte feucht in seinen Augenwinkeln.

Maria küsste ihn und berichtete in knappen Worten von ihren Abenteuern in der Apotheke. Johanna packte derweil die Medikamente und Süßigkeiten aus und legte alles neben Phil bereit.

Maria schnitt das Blisterpack auf und nahm eine Tablette des Antibiotikums heraus, und Hein raspelte nach ihrer Anweisung davon etwas Pulver mit dem Schwert in einen Trinkbecher. Dann fügte Maria noch eine kräftige Portion Traubenzucker hinzu und löste das Pulver in Wasser auf. Zusammen flößten sie Phil das stärkende und hoffentlich heilende Medikament ein.

Er glühte wieder vor Fieber, und man sah, dass es ihm schlecht ging, aber er konnte wenigstens noch trinken und schlucken. Dann setzten sie ihn aufrecht an den Stapel mit Jutesäcken und Hein hielt ihn fest, während Maria die Verbände noch mal wechselte. Die Wunde sah schlimm aus und hatte sich wieder entzündet. Zum Glück war sie nicht verschlossen, sondern blieb offen, sodass wenigstens der Eiter herauslaufen konnte. Maria wusch sie erst mit Wasser aus und dann öffnete Johanna vorsichtig eine Ampulle des zweiten Antibiotikums. Die wasserklare Flüssigkeit roch stark nach Medizin und Maria träufelte sie vorsichtig und sparsam in die Wunde. Dann verband sie alles wieder sorgfältig und deckte den erschöpften Phil mit dem Schlafsack zu.

Johanna war nun wieder traurig, nachdem sie gesehen hatte wie schlecht es ihm ging. Sie setzte sich neben ihn und streichelte sanft über seinen Kopf, aber er war schon kurze Zeit später wieder eingeschlafen. Sie stand auf und ging zu Maria und Hein, die leise in einiger Entfernung miteinander sprachen.

„Hoffentlich helfen ihm die Medikamente! Er sieht so schlecht aus und kann gar nicht mehr sprechen“, meinte sie niedergeschlagen zu den beiden.

„So isses schon den ganzen Abend“, antwortete Hein bedrückt. „Ich wollt' ihm was zu essen geben, aber er hat nur Wasser getrunken. Zum Glück habt ihr Traubenzucker mitgebracht, vielleicht gibt ihm das Kraft.“

Maria stand auf und nahm Kekse und Gummibärchen aus dem Rucksack und verteilte beides an Johanna und Hein.

„Das mit dem Traubenzucker war auch Johannas Idee“, erzählte sie Hein. „Ich war so verrückt vor Angst in dem Keller der Apotheke, da habe ich an so was gar nicht mehr denken können!“

„Das Wichtigste war, dass du die Medikamente ausgesucht hast, Maria! Meinst du, dass er wieder gesund wird?“

Maria sah erschöpft aus, als sie antwortete: „Das weiß ich auch nicht, Johanna. Wir können jetzt nichts weiter für ihn tun, als ihn zu pflegen und ihm Medikamente zu geben. Überleben muss er allein. Morgen früh bekommt er nochmals Antibiotika und wir wechseln den Verband. Bis dahin kannst du nur beten, wenn du an einen Gott glaubst.“

Johanna zögerte. „Eigentlich glaube ich nicht an irgendwelche Götter. Zumindest haben sich mir gegenüber noch keine offenbart. Ich weiß nicht, ob Beten dann was bringt ...“

Hein sah sie mit seinen klugen Augen prüfend an. Dann meinte er: „Vor ein paar Wochen hast du aber auch nich' an kleine Leute geglaubt, oder? Wer weiß schon genau, was es gibt und was nich' in dieser Welt. Ich denk' schon, dass Phil da durchkommt. Und jetzt lasst uns was essen und dann schlafen. Das war ein verdammt harter Tag heute. Hoffentlich geht's von jetzt an bergauf!“

Sie aßen schweigend ihre süße Mahlzeit und tranken Wasser dazu. Dann legten sie sich hin, Maria und Hein nebeneinander und Johanna wieder neben den fiebernden Phil, und kuschelten sich in ihre Schlafsäcke.

Johanna dachte an Tiger, der draußen Wache hielt und an Phil, der neben ihr um sein Leben kämpfte, ohne dass sie ihm dabei helfen konnte. Sie waren alle beide mutig und stark, jeder auf seine Weise. Und alle beide würden sich verdammt viel Mühe geben, das wusste sie. Mit diesem tröstenden Gedanken fiel sie in einen tiefen und traumlosen Schlummer.

13) Genesung

Johanna erwachte vom Licht eines einzelnen Sonnenstrahles, der durch ein Loch der Holzwand fiel und sie durch die geschlossenen Lider hindurch blendete.

Sie wollte sich auf die Seite drehen und weiterschlafen, aber der Kopf tat ihr weh von den harten Schnallen des Rucksacks, den sie als Kissen benutzt hatte. Sie stöhnte missmutig und öffnete die Augen. Neben sich erblickte sie Phil, der verdreht in seinem Schlafsack lag und sie ansah.

„Phil!“, rief sie erschrocken. „Wie geht es dir?“

Seine Augen lächelten, aber er antwortete leise und seine Stimme war schwach: „Der Arm tut höllisch weh, er brennt und drückt irgendwie. Aber wenigstens kann ich wieder klar denken. Wie lange war ich denn weggetreten? Ich kann mich nicht genau erinnern.“

„Na ja, hauptsächlich gestern. Da sind die Ratten noch mal zurückgekommen, und wir haben zu dritt gegen sie gekämpft und sie waren in der Übermacht, aber dann hat Tiger uns gerettet. Und dann sind Maria und ich in die nächste Apotheke eingebrochen und haben Antibiotika für dich geholt, und, also, das war's, so ganz kurz zusammengefasst.“

„Ich kann mich nur an einzelne Szenen erinnern. Ratten habe ich gesehen, glaube ich. Und deine Katze ist zurückgekommen und hat uns gerettet? Dann muss sie uns die ganze Zeit gefolgt sein ...“ Er schloss erschöpft die Augen.

„Ja, Hein meint, dass sie unsere Spur an der Bibliothek verloren hat, und als sie sie dann wiedergefunden hat, ist sie uns weiter hinterhergelaufen. Wenn sie uns nur einen Tag früher gefunden hätte, dann wärst du vielleicht nicht gebissen worden!“

„Ich habe schon früher schwere Verletzungen gehabt, das heilt wieder. Es gibt Schlimmeres.“ Er sah zu Boden und dachte nach. „Johanna, ich möchte dir erzählen, was vor sechs Jahren passiert ist, als ich die langen Narben hier an der Seite abbekommen habe.“

Sie sah ihn mit großen Augen an, sagte aber nichts.

Er blickte an ihr vorbei durch ein Loch in der Holzwand, als er anfang zu erzählen: „Es war eine schöne Sommernacht, und ich hatte mich gerade verlobt

mit Jeanette. Sie war seit einem Jahr im Dorf und wunderschön, und wir waren seit ungefähr einem halben Jahr verliebt. Sie war aber manchmal auch schwierig und launisch. Na ja, vielleicht bin ich das auch gelegentlich ...

Jedenfalls, an dem Tag haben wir uns schlimm gestritten, weil ich wieder mit Hein auf Tour gehen wollte. Sie hat gesagt, dass sie dann eben auch alleine rausgehen würde. Ich habe ihr nicht geglaubt, und als ich später nach ihr sehen wollte, da war sie weg. Dann habe ich draußen auf der Straße gesucht, weil ich Angst um sie hatte. Schließlich habe ich sie gefunden ...“

Er schluckte und Tränen erschienen in seinen Augenwinkeln bei der Erinnerung an die Ereignisse.

„Sie ... sie stand mit dem Rücken zur Wand, nur mit einem Stock bewaffnet und vor ihr so ein riesiger schwarzer Kater. Ich habe geschrien und bin hingeraunt, aber er hat einfach zugebissen und sie umgebracht. Ich habe auf ihn eingestochen mit dem Schwert, und er hat mich mit seinen Krallen erwischt, und letztlich habe ich ihn vertrieben, aber genützt hat es nichts mehr. Ich kam zu spät.“

Er schluckte wieder und sein Gesicht war nass und die Tränen liefen über seine Wangen. Er trocknete sie mit einem Zipfel seines Pullovers, und sah zu Boden und schwieg eine Weile.

Als er weiterredete, war seine Stimme sehr rau: „Das ist die Geschichte der Narben. Wir haben sie in einem großen Blumenbeet beerdigt und das Grab mit einem Ring aus weißen Kieselsteinen umgeben. Ich war seitdem eigentlich immer draußen, meistens mit Hein, aber manchmal auch mit den anderen. Im Dorf fühlte ich mich einsam und bedrückt, deshalb bin ich auf fast alle Rettungsmissionen mitgegangen. Und wenn ich schlief und geträumt habe, dann meistens von angreifenden Tieren und furchterregend großen Menschen, die uns fangen. Aber seit ein paar Tagen ist das anders ...“

Er schloss die Augen und öffnete sie dann wieder und schaute ihr direkt ins Gesicht. „Seit ein paar Tagen träume ich von dir und dass du mich lieb hast und wir zusammen glücklich im Dorf leben. Aber ich habe Angst, dass das nur ein Traum bleibt, der eines Tages verblasst und ich gar kein Recht habe so glücklich zu sein ...“

Sie stieß einen kleinen Schrei aus und umarmte dann ganz vorsichtig seinen Kopf und küsste ihm die Tränen von den Wangen und aus den Augen.

„Du bist ja einer!“, flüsterte sie. „Das hättest du ja viel einfacher haben können, vorgestern in der Bibliothek. Warum hast du dich denn so komisch benommen? Ich wollte dich doch auch, das hast du am Abend vorher doch gemerkt, oder nicht?“

Er nahm ihre Hand und inspizierte jeden einzelnen Finger ganz genau. „Ich hatte Angst, dass ich dich irgendwie überfahren oder gedrängt habe. Maria sagt doch immer, du sollst erst mal im Dorf ankommen und dich einleben. Du kennst ja eigentlich bisher kaum kleine Leute außer uns ...“, murmelte er.

„Männer sind ja kompliziert, das ist doch keine Frage der Auswahl oder des Drängens! Wenn ich dich mag, dann ist das einfach so, ohne Statistik und alles. Ich möchte das Leben mit dir teilen und mit dir zusammen sein, dann bin ich glücklich!“

Sie streichelte seine kratzige Wange mit den roten Stoppeln und schließlich küssten sie sich lange, bis er sich nach ein paar Minuten zurücksinken ließ und stöhnte.

„Oh je, Phil, du musst dich schonen! Kannst du denn was essen und trinken? Wir haben Traubenzucker da und Kekse und Gummibärchen aus der Apotheke!“

Er lachte. „Aus der Apotheke? Das klingt ja gesund! Ich glaube, ich könnte was zu trinken vertragen und dann ein paar Gummibärchen. Ich habe einen Bärenhunger!“

Johanna weckte Maria und Hein und die beiden kamen herüber und freuten sich, dass er wach und wieder bei Bewusstsein war.

„Mensch, Phil, ich wusste doch, dass du ein zäher Bursche bist! Schön zu sehen, dass es dir besser geht“, meinte Hein.

Maria gab ihm gleich noch mehr Antibiotikum zu trinken und nach einem ausgiebigen Frühstück wechselten sie seinen Verband nochmals. Der Arm sah schon etwas besser aus und die Entzündung war zurückgegangen, aber Phil war noch schwach und schlief viel, nur unterbrochen von kurzen Phasen des Wachseins, in denen er ausgiebig trank und aß.

Man konnte zusehen, wie er sich erholte, und Johanna freute sich darüber fürchterlich, aber trotzdem war die Zeit in der er schlief langweilig für sie. Am Nachmittag des nächsten Tages half sie Hein beim Schärfen der Schwerter mit

einem kleinen Schleifstein, und dann fochten sie draußen einen Übungskampf mit kurzen Stöcken aus, die sie von den dürren Büschen abgeschnitten hatten. Danach ließ sie Hein mit Maria alleine, damit die beiden auch etwas Privatsphäre hatten.

Sie spielte ein Weilchen mit Tiger vor der Hütte und schließlich beobachtete sie wieder durch die Löcher in den Wänden die Rangierfahrten der Züge draußen. Der Ablauf war eigentlich immer gleich: Ein kurzer Zug mit wenigen Güterwaggons wurde von einer Rangierlok hergeföhren, dann hielt er und die Lok wurde abgekuppelt. Kurze Zeit später kamen weitere Waggons dazu, und nachdem der Zug dann eine stattliche Länge angenommen hatte, schob oder zog ihn eine richtig große Lok wieder davon.

Es gab alle möglichen Arten von Waggons, die hier zu Zügen zusammengestellt wurden. Da waren kastenförmige braune Güterwagen mit großen Türen, und dann wieder glänzende Kesselwagen in ihren geschweißten Stahlgestellen auf Rädern, gefolgt von Schüttgüterwaggons mit Schotter oder Sand. Johanna sah den Arbeitern draußen zu, wie sie die Wagen zusammenkuppelten, und ließ ihre Gedanken treiben. Dann hatte sie plötzlich eine Idee. Sie ging zu Maria und Hein hinüber, die sich gerade über die Leute im Dorf unterhielten.

„Maria, sag mal, was denkst du, wie lange Phil noch braucht, bis wir weiter gehen können?“

„Genau weiß ich das auch nicht, Johanna! Mindestens ein paar Tage, wenn er so weiter macht wie heute. Besser eine Woche. Es ist schon noch ein ganzes Stück bis in die Innenstadt, und er sollte dann auch erst mal langsam gehen und sich schonen!“

Johanna zögerte, den beiden von ihrem Plan zu erzählen. Dann gab sie sich einen Ruck.

„Es wäre doch sicher gut, wenn er nicht so viel laufen müsste, oder?“

Hein hatte sie aufmerksam angesehen und musste jetzt breit grinsen. „Ich glaub’, Johanna hat wieder was ausgeheckt. Also, lass mal hören, Mädchen, wir sind schon gespannt!“

„Na ja, es ist nur ... ich habe den Zügen draußen zugesehen und da habe ich gedacht, wir könnten doch mit dem Zug in die Innenstadt fahren!“

Maria stöhnte auf beim Gedanken an so viele mögliche neue Gefahren.

Johanna redete schnell weiter: „Nein, warte Maria! Das ist gar nicht so schwierig, wie du denkst! Wir müssen es nur gut planen. Die Züge halten hier an und die Arbeiter stellen die Waggon immer nach dem gleichen Schema zusammen. Wir müssen nur warten, bis am Ende die große Lok kommt und den Zug wegzieht – kurz davor klettern wir auf einen Wagen und verstecken uns. Ich glaube, die Tankwagen sind am besten geeignet, weil man sich da am leichtesten verstecken kann, die sind sehr verwinkelt. Und eine gefährliche Stromschiene wie bei der U-Bahn gibt's auch nicht!“

Johanna musste ihren Monolog unterbrechen um Luft zu holen. Diese Pause nutzte Hein, um einzuhaken: „Aber woher weißt du, in welche Richtung und bis wohin sie fahr'n? Wenn's schief geht, dann bringt uns der Zug vielleicht ganz woanders hin!?“

Johanna überlegte. „Also, die fahren immer in dieselbe Richtung und das ist auch schon für uns die richtige zum Hauptbahnhof, wenn ich mich nicht irre, aber natürlich weiß ich nicht, ob die nicht vorher abbiegen.“

„Wir könn' ja mal in der Karte nachsehen, da müssten auch die Bahngleise drin sein“, schlug Hein vor.

Sie packten den Stadtplan aus und studierten ihn im dämmerigen Licht der Hütte. Die Bahngleise waren als dünne schwarze Linien eingezeichnet, aber sie waren durch das andauernde Auf- und Zufalten der Karte kaum noch zu erkennen. Sie gingen zu einem der Löcher in der Holzwand, um mehr Licht zu bekommen. Während Johanna in die Karte vertieft war, steckte Hein sich wieder seine Pfeife an und paffte gedankenverloren vor sich hin.

„Also, das mit der Bahn wär' schon praktisch, wenn's funktioniert“, meinte er dann. „Wir sparen mindestens eineinhalb Tage, wenn nicht zwei, weil Phil ja nich' mehr so schnell laufen kann.“

Maria war skeptisch. „Aber wir müssten erst mal auf so einen Waggon raufklettern und das muss natürlich schnell gehen. Ich glaube nicht, dass Phil das schon so bald wieder kann. Und dann ist die Frage, wo der Zug hinfährt. Ich weiß nicht ...“

„Wir müssen sowieso solang' warten, bis er wieder einigermaßen klettern kann. Auch wenn wir zu Fuß gehen, dann müssen wir uns vielleicht verstecken oder mal wegrenn'.“ Hein sog an seiner Pfeife und blies einen Rauchkringel in

die Luft. „Ich denk', wir sollten uns das mal durch'n Kopf gehen lassen und den Zug ausser Nähe anseh'n.“

Johanna hatte die Karte weiter studiert und sah jetzt auf. „Schaut mal! Die schwarzen Linien stellen die Schienen da. Ich denke wir sind hier, wo so viele Linien nebeneinander verlaufen, das sind die vielen Gleise draußen. Und dann laufen die zusammen und eine dicke schwarze Linie geht in Richtung Hauptbahnhof und dran vorbei. Das wird das Gleis für den Güterverkehr sein. Die Richtung ist also kein Problem, wir müssten nur im richtigen Moment abspringen, in der Nähe vom Hauptbahnhof. Danach geht das Gleis weiter, durch den Hauptgüterbahnhof und dann aus der Stadt raus. Aber soweit wollen wir ja gar nicht fahren.“

Hein hatte ihr über die Schulter gesehen. „Ja, das sieht gut aus! Wir sollten uns draußen mal die Waggons genau ansehen, ob man sich da drin richtig gut verstecken kann.“

Johanna zögerte. „Das größere Problem liegt eigentlich woanders: Wie bekommen wir Tiger auf den Zug? Wir können sie ja nicht zwingen, draufzuspringen.“

Maria machte große Augen. „Aber Johanna, du kannst doch deine Katze sowieso nicht mit zum Dorf nehmen! Wo soll sie denn wohnen? Sie ist doch viel zu groß!“

Johanna war schockiert und konnte erst mal überhaupt nichts mehr sagen. Sie sah von Maria zu Hein, der an seiner Pfeife zog und durch die Löcher in der Wand draußen die Züge beobachtete. „Aber ... aber Maria, sie hat uns *das Leben gerettet!* Wir können sie doch nicht hierlassen. Das wäre unfair!“

„Aber was ist, wenn sie irgendwann mal jemanden beißt, das wäre doch viel zu gefährlich!“

Johanna wurde wütend. „Wenn ihr sie nicht mitnehmen wollt, dann bleibe ich hier bei ihr! Wenn Franz und Olaf in der Bibliothek wohnen können, dann kann ich mir auch irgendwo etwas suchen.“

Maria versuchte, sie zu beschwichtigen. „Johanna, jetzt sei doch nicht gleich eingeschnappt! Sie kann nicht im Dorf wohnen, das geht einfach nicht! Auch wenn du irgendwo in der Stadt alleine lebst, wirst du sie nicht mit in ein Haus hineinnehmen können, weil sie zu groß ist und kein Seil raufklettern kann. Hein, jetzt sag' doch auch mal was!“

Johanna standen vor Wut die Tränen in den Augen. „Dann wohnt sie eben draußen! Sie kann sich ihr Futter alleine suchen, das hat sie ja wohl bewiesen!“

Hein nahm seine Pfeife aus dem Mund und schaute erst Maria und dann Johanna an. „Auch wenn wir sie nich’ mitnehmen, dann kommt sie bestimmt hinterher, zumindest wenn wir zu Fuß geh’n. Immerhin sind wir hier ja schon ein paar Tagesmärsche von Johannas alter Wohnung entfernt. Die einzige Möglichkeit sie loszuwerden wär’ also wirklich, wenn wir mit der Bahn fahr’n.“

Johanna wollte ihn unterbrechen und protestieren, aber Hein hob die Hand und sprach weiter: „Die Frage ist, ob sie rund ums Dorf draußen für sich allein’ leben könnte und ob sie jemanden verletzen würde. Ich glaub’ schon, dass sie was zu fressen finden würde, weil’s da inner Innenstadt genug Mäuse und Ratten gibt. Außerdem kannst du sie sicher ab und zu mit’n paar Leckereien füttern.“

Bleibt also das Risiko. Ich glaub’ auch, dass viele im Dorf nich’ begeistert drüber sein würden, wenn eine große Katze draußen rumschleicht. Allerdings gibt’s inner Stadt eh viel zu viele streunende Katzen, da kommt’s auf eine mehr oder weniger eigentlich nich’ an. Und, Tiger hat uns ja sofort akzeptiert und noch nich’ mal schief angesehen, also da glaub’ ich, könn’ wir sie schon mitnehmen.“

Johanna jubelte und wollte Hein schon umarmen, aber der wehrte ab. „Wart’ mal, Johanna! Wir haben uns angewöhnt, bei allen wichtigen Fragen eine Abstimmung zu machen, weil bei uns kleinen Leuten nich’ der regieren soll, der am lautesten redet oder der am besten kämpfen kann. Und jeder soll klar seine Meinung sagen. Also, stimmen wir ab: Wer ist dafür, dass wir Tiger mitnehmen?“

Er hob die Hand und mit ernster Miene tat Johanna dasselbe. Sie schauten Maria an, die unschlüssig dastand.

Da ertönte von hinten eine kräftige Stimme: „Ich bin auch dafür! Sie hat uns allen das Leben gerettet und sie ist ein Flüchtling wie wir. Da hat sie Anspruch auf unseren Schutz!“

Alle drehten sich um zu Phil, der aufrecht in seinem Schlafsack saß, und die rechte Hand hochhielt. Johanna stieß ein Freudengeheul aus, ließ aber ihre Hand vorsichtshalber noch nicht sinken.

Maria sah von einem zum anderen und lächelte schließlich und hob ebenfalls ihre Hand. „Also gut, nehmen wir sie mit! Das wäre dann wohl einstimmig, was? Mal sehen, was die anderen im Dorf sagen, vermutlich wird es nicht einfach sein, denen das beizubringen. Aber vielleicht kann sie uns ja ein paar streunende Kater vom Leib halten.“

Johanna umarmte Hein und auch Maria und setzte sich dann zu Phil. Sie gab ihm einen langen Kuss und kämmte ihm mit den Fingern die Haare aus dem Gesicht.

„Wie geht’s dir denn jetzt? Kannst du den linken Arm eigentlich schon wieder etwas bewegen?“ Sie streichelte vorsichtig seinen immer noch bandagierten Arm.

Er nahm mit der Rechten ihre Hand und hielt sie fest. Dann küsste er ihre Finger nacheinander und sah ihr in die Augen. „Johanna, wenn du neben mir sitzt, dann merke ich keine Schmerzen mehr! Aber ansonsten tut der Arm schon noch weh. Ich traue mich gar nicht, irgendeinen Finger zu bewegen.“

„Spürst du denn, wenn ich deine Finger berühre?“ Sie strich vorsichtig mit den Fingerspitzen über seine linke Hand. Die Hand war noch ganz rot.

„Ja, und es tut auch weh. Kannst du mir bitte hoch helfen, ich will versuchen ein paar Schritte zu gehen!“

Sie fasste unter seinem rechten Arm hindurch und hievte ihn vorsichtig an. Er ächzte und half mit und nach einer Weile stand er wackelig auf den Beinen. Den linken bandagierten Arm ließ er dabei gerade herunterhängen. Dann setzte er langsam einen Fuß vor den anderen und ging ein paar Schritte. Er wurde zusehends sicherer und konnte nach kurzer Zeit schon wieder alleine laufen.

Hein und Maria hatten zugesehen und Maria inspizierte den Verband.

„Phil, Johanna hat recht, wir müssen mal schauen, was dein Arm so macht. Willst du nicht versuchen, ihn zu bewegen?“

„Okay, ich versuche es ...“ Phil konzentrierte sich und spannte dann ganz leicht die Muskeln an. Dabei verzog er das Gesicht vor Schmerzen. „... das Handgelenk und die Finger kann ich nicht bewegen, den Unterarm aber schon!“

Maria drückte noch ein bisschen am Arm rum, solange bis Phil abermals aufschrie. Dann meinte sie: „Die Nerven scheinen soweit okay zu sein, sonst

würdest du die Berührung nicht spüren. Sie könnte eine Sehne im Unterarm erwischt haben, vielleicht aber auch nicht. Ich kann nicht viel tun, schließlich habe ich noch nicht mal ein Röntgengerät. Es muss wieder von alleine zusammenwachsen, aber es wird dauern, du kannst mit Sicherheit ein paar Wochen nicht klettern. Außerdem musst du weiter das Antibiotikum schlucken!“

„Aber solange können wir hier nicht rumsitzen und warten.“ Phil hockte sich vorsichtig wieder auf die Jutesäcke, um sich auszuruhen. „Gebt mir noch einen Tag um Kraft zu sammeln, dann gehen wir wieder los!“

Maria protestierte umgehend: „Phil, vorgestern Nacht lagst du noch fast im Sterben, da können wir doch nicht morgen schon wieder draußen rumwandern. Du musst dich ausruhen, wir sollten mindestens eine Woche warten!“

„Ausruhen kann ich mich zuhause. Es wird immer kälter und bald bekommen wir sicher wieder Schnee. Und denk mal an Gaby und das Baby, Maria! Ich bin zäh, das weißt du doch. Was war denn das vorhin eigentlich mit dem Zugfahren?“

„Ach, das war nur so eine Idee ...“, meinte Johanna. „Ich dachte, wenn wir auf einem der Güterzüge mitfahren könnten, dann wären wir viel schneller am Hauptbahnhof und könnten ein paar Tage der Wanderung sparen. Aber dazu müsstest du ja erst mal draufklettern können.“

Phil überlegte. „Na ja, vielleicht könnt ihr mich mit dem Seil raufziehen, dann geht es schon. Wenn wir mal am Hauptbahnhof sind, dann ist’s ja eigentlich nicht mehr weit, vielleicht noch einen Tagesmarsch unter normalen Bedingungen.“

Hein gab ihm wieder einen Becher mit Wasser, Antibiotikum und Traubenzucker. „Ruh dich aus, Phil! Ich werd’ mir die Züge mit Johanna zusammen erst mal ansehen!“

Am Abend schlichen sie zu zweit zu den Gleisen hinüber. Die Nacht wurde wieder kalt und der klare Winterhimmel war mit einer glitzernden Schicht funkelnder Sterne überzogen. Der Mond war jetzt fast völlig verschwunden, aber die Straßenlaternen aus dem angrenzenden Wohngebiet ließen genügend Licht zu ihnen herüber sickern, sodass sie gut sehen konnten.

Auf einem der vielen Gleise hatten die Arbeiter am Abend noch einen langen Güterzug zusammengestellt, der jetzt mächtig und dunkel vor ihnen aufragte.

„Das is' bestimmt der Erste, der morgen früh rausfährt“, vermutete Hein. „Den haben sie heut' Abend schon vorbereitet, damit sie morgen nich' ganz so früh aufsteh'n müssen.“

Johanna wurde wieder aufgeregt. „Aber das ist ja ideal für uns! Da können wir nachts ganz gemütlich reinklettern und uns verstecken, und morgens ist es dann noch ganz früh und keiner ist unterwegs, wenn der Zug losfährt.“

„Na ja, noch besser wär's wenn er auch nachts fahr'n würde, aber man kann nich' alles haben. Ganz schön groß, so ein Waggon aus der Nähe. Komm, lass uns mal dran langgehen und schauen, ob man sich da irgendwo gut verstecken kann.“

Sie wanderten an den riesigen braunen Stahlrädern vorbei, und Johanna las lautlos die Beschriftungen, die mit weißer Farbe und Schablonen überall auf die Seiten der Fahrgestelle gesprüht worden waren. Sie inspizierten zuerst einen Kesselwagen und dann einen langen geschlossenen Waggon und einen Autotransporter.

„Also, unter den Autos hier, da könnte man sich doch sehr gut verkriechen, oder was meinst du Hein?“

„Ja, denk' ich mir auch gerade. Komm, wir klettern mal rauf!“

Es war relativ einfach auf die untere Ebene mit den Autos zu kommen, da eine metallene Leiter fast bis auf den Boden hinunterreichte. Sie kletterten hoch und sahen sich unter den Fahrzeugen um.

„Hier zwischen den Vorderrädern kann man uns überhaupt nicht mehr sehen! Und Phil ziehen wir einfach mit einem Seil hoch, das wir über die Sprossen der Leiter führen. Das ist ja wirklich praktisch!“ Johanna inspizierte die Leiter, während Hein sehnsüchtig die Autos anschaute.

„Was ist los, Hein? Willst du eins mitnehmen, oder was? Die sind noch neu, oder?“ Johanna grinste.

„Ja, die sind neu! Ach Johanna, manchmal hab' ich's auch satt so klein zu sein! Alles is' immer kompliziert und dauert lange. Okay, man muss nich' arbeiten gehen und so, aber das Leben is' oft auch sehr schwierig. Und Maria geht's genauso, das spür' ich, auch wenn sie's nich' sagt, sondern nur

manchmal stöhnt. Ich würd' jetzt so gerne einfach eins von den Autos hier nehmen und nach Hause fahren ...“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und drückte ihn tröstend. „Hein, das kann ich gut nachfühlen! Ich finde es auch beschwerlich, vielleicht auch weil es meine erste Reise ist und ein paar Sachen gründlich schief gegangen sind. Aber andererseits seid ihr auch wirklich klasse! Zum Beispiel, dass ihr den weiten Weg gekommen seid, um mich abzuholen. Dass ihr euer Leben riskiert, um mich zu retten. Dass ihr immer so zusammenhaltet, auch wenn's gefährlich wird. So was habe ich bisher noch nie erlebt. Ich bin stolz und glücklich, dass ich zu euch gehören darf!“

„Das is' lieb von dir, dass du das sagst, Johanna! Da fühlt man sich ja gleich besser! Aber natürlich is' das eigentlich selbstverständlich, dass man füreinander da is'. Bei den großen Leuten is' das nur irgendwie verloren gegangen, vor allem in den Städten, glaub' ich. Vielleicht gibt's auch einfach zu viele von denen, deshalb kennen sie sich nich' mehr gegenseitig. Keine Ahnung ... lass uns mal zurück zu Phil und Maria geh'n, und ihnen von dem Zug erzählen, mal sehen was sie sagen.“

Sie stiegen die Leiter hinunter und wanderten zur Hütte. Johanna streichelte Tiger ausgiebig und flüsterte ihr in Ohr: „Bald geht's wieder los, meine Kleine! Und diesmal kommst du mit uns, ja?“

Tiger gähnte und maunzte dann leise. Johanna ließ sie vor der Holzhütte zurück und ging hinein zu den Anderen.

Hinter ihr knackte der große Güterzug im Nachtfrost und die feinen Eisnadeln auf der dunklen Metalloberfläche funkelten kalt im Licht der Sterne und der fernen Straßenlaternen.

14) *Wieder auf Achse*

Maria war nach wie vor nicht begeistert von der Idee mit dem Zug zu fahren, aber für die Anderen war die Aussicht auf ein paar gesparte Tage der Wanderung zu verlockend, sodass die Angst vor den unbekanntem Gefahren in den Hintergrund rückte.

Insbesondere Hein freute sich heimlich auf die Fahrt, so kam es zumindest Johanna vor. Bei Phil schien eher der Wunsch zu überwiegen, schnell nach Hause zu kommen und alle wohlbehalten dort abzuliefern. Und obwohl Maria auf ein paar Tagen Schonung für ihn bestand, setzte er durch, dass sie in derselben Nacht noch aufbrachen.

Sie nutzten den Abend um ihre verstreuten Sachen einzusammeln und ihre Wasserflaschen am Hahn in der Nachbarhütte nochmals zu füllen. Danach setzten sie sich zu einem gemeinsam Abendessen zusammen und vertilgten einen Großteil der verbliebenen Vorräte.

„Also, ich finde wir sollten wegen dieser geschmuggelten Zigaretten nebenan irgendwas unternehmen“, meinte Johanna mit vollem Mund.

„Johanna! Du willst schon wieder die Welt retten und von allen Verbrechern befreien.“ Maria gab ihr die Wasserflasche. „Trink lieber was und lass die Welt der großen Leute deren Problem sein. Wir haben genug eigene Sorgen!“

Phil schaltete sich ein: „Es gibt etwas, was wir besprechen sollten.“ Er sah bedeutungsschwer in die Runde, bevor er weitersprach: „Bevor wir morgen früh weiterfahren möchte ich folgendes loswerden: Wir haben alle vier zusammen eine ganze Menge Abenteuer erlebt, davon einige sogar lebensgefährlich. Manche kenne ich nur aus euren Erzählungen, weil ich nicht dabei war. Zum Beispiel die Sache in der Apotheke.“

Maria unterbrach ihn: „Das war total verrückt, und Johanna war wirklich cool, wenn man das überhaupt von jemandem sagen kann!“

„Das ist genau das, worauf ich hinaus will.“ Phil räusperte sich nochmals. „Wir sind jetzt schon einige Tage zusammen und in der Zeit hat Johanna sich von einem großen Menschen, der geschrumpft ist, zu einem echten Mitglied der kleinen Leute gewandelt. Sie denkt und handelt wie wir und ist in Rekordzeit schon eine richtig gute Sucherin geworden.“

Er vermied es Johanna anzusehen, die natürlich wieder rot geworden war. Dann sprach er weiter: „Ich bin dafür, ihr jetzt schon die genaue Lage unseres Dorfes zu verraten, weil sie mittlerweile eine von uns ist. Was sagt ihr dazu?“

Maria und Hein applaudierten und Johanna freute sich und grinste von einem Ohr zum anderen wie ein Honigkuchenpferd. „Das ist wirklich lieb von euch, dass ihr mir so viel Vertrauen schenkt! Aber ihr müsst das nicht tun, hört ihr? Ich kann auch noch warten, bis wir da sind, bevor ich es erfahre.“

Phil nahm ihre Hand in seine gesunde Rechte. „Nein, das ist vielleicht der beste Augenblick dafür und es ist mir wichtig, Johanna! Also: Unser Dorf ist nicht nur irgendwo in der Innenstadt, sondern wirklich mittendrin. Es befindet sich im Dachstuhl vom alten Rathaus. Da gibt es einen Bereich, den man nicht vom normalen Dachboden aus erreichen kann, weil er durch Wände abgeteilt ist. Dahinter befinden sich zahlreiche Rohrleitungen und Installationsschächte und ein paar zugemauerte Zimmerchen, die wir wieder aufgebohrt haben.

Wir kommen durch verschiedene Wege rein: zum Beispiel durch das Regenrohr im Innenhof, durch den Keller und dann im Installationsschacht hoch oder durch ein Loch zwischen den Dachziegeln. Deshalb sind wir dort ziemlich sicher und könnten uns im Gefahrfall auch einfach verdrücken. Aber seit bestimmt dreißig Jahren leben wir dort oben sicher und zufrieden.

Der Installationsschacht geht auch durch den Keller weiter nach unten in den Untergrund und dort gibt es ein paar sehr alte Tunnel bis zu Ausgängen am Marktplatz und an anderen Orten in der Innenstadt und im Hafen. Wer weiß, die sind vielleicht historisch und noch aus der Zeit der Belagerung durch die Dänen. Weiter kommen wir von dort in die U-Bahn-Schächte und in die alten Tiefbunker in der Innenstadt. Das alles ist ein riesiges Labyrinth, und wahrscheinlich kennt niemand alle Ecken und Winkel.“

Hein meldete sich zu Wort: „Der alte Frieder behauptet immer, er kennt alle Wege ...“

Phil grinste. „Ja, das kann ich mir vorstellen, dass er das sagt! Aber er ist auch der Einzige, dem ich das vielleicht glauben würde ... Jedenfalls, dort im Rathaus leben wir. Wir haben das Wasser und den Strom angezapft, damit wir Licht haben, und haben uns ganz gemütlich eingerichtet. Lebensmittel bekommen wir hauptsächlich vom Rathausmarkt, da gehen wir fast jede Nacht hin und plündern die Reste aus den Mülleimern. Manchmal steigen wir in die

Geschäfte in der Innenstadt ein und holen uns alles andere was wir brauchen, wie Stoffe, Werkzeuge und so weiter. Dann kommen wir meist über die Dächer oder die Hinterhöfe. So, jetzt kennst du unsere Geheimnisse, Johanna.“

Johanna hatte mit großen Augen zugehört und alle Informationen aufgesogen. „Im Rathaus! Aber da ist doch auch die Stadtverwaltung, oder? Ich war dort schon mal drin, vor ein paar Jahren. Habt ihr denn keine Angst, entdeckt zu werden?“

Maria führte die Erklärungen fort: „Nein, die Angestellten sind ja nur tagsüber dort, nach sechs Uhr abends ist da keiner mehr. Eigentlich sogar schon ab halb fünf ... Es gibt zwar einen Schließdienst, aber wir laufen ja auch nicht in den Gängen rum, da gibt es sowieso nichts zu holen oder zu entdecken. Obwohl, wenn wir wollten, dann könnten wir schon mal ins Büro des Bürgermeisters rein und auf seinem Tisch Walzer tanzen, oder so.“ Sie lächelte bei diesem Gedanken.

„Und dann is’ unter unser’m Dorf der Heizungsraum und die technische Zentrale vom Rathaus, da hört uns auch keiner, wenn wir mal’n bisschen Lärm machen. Und zusätzlich haben wir’s noch schön warm im Winter.“ Hein rieb sich voller Vorfreude die Hände. „Ich freu’ mich schon, nach Hause zu kommen! Abends gibt’s dann was Feines zu essen und danach sitzen alle gemütlich zusammen und wir müssen haarklein die ganze Geschichte unserer Reise erzählen, mit allen Abenteuern und so. Die Kinder machen große Augen und wollen nicht mehr ins Bett vor Aufregung und danach spielen wir vielleicht Musik und tanzen ein bisschen! Was meinst du, mein Schatz?“

Maria lehnte sich an ihn und drückte ihm einen dicken Kuss auf die Wange. „Ja, genauso wird es sein, mein Liebster!“

Phil stand vorsichtig auf. „Aber bis dahin müssen wir noch ein ganzes Stück Weg zurücklegen. Am besten, wir versuchen ein paar Stunden zu schlafen und uns auszuruhen, bevor wir dann im Morgengrauen den Zug besteigen. Zusammengepackt haben wir ja schon, dann gibt’s nichts weiter zu tun.“

Sie legten sich in ihre Schlafsäcke und Johanna umarmte Phil vorsichtig und kuschelte sich an ihn. So schliefen sie, bis Hein alle am frühen Morgen weckte.

Es war noch stockdunkel draußen, und schweigend sammelten sie ihr Gepäck ein und nahmen ihre Waffen. Hein trug wieder den Rucksack von Phil und Maria schob sich den Bogen von Hein über die Schulter.

Sie verließen die Holzhütte am Rangierbahnhof im Gänsemarsch und draußen empfing sie wieder eine klirrende Kälte, obwohl der Wind am frühen Morgen noch schwach war. Die Sterne funkelten in der Nachtluft und das Holz der Hütte und die trockenen Grashalme hatten sich mit glitzernden Eiskristallen überzogen.

Tiger war nirgendwo zu sehen, aber nachdem Johanna ein paar Mal laut auf den Fingern gepfiffen hatte, kam sie angesprungen und trug eine tote Maus im Maul.

„Ah, sehr schlau, meine Kleine!“, lobte Johanna sie. „Hat sich Proviant mitgenommen!“

Maria schüttelte wortlos den Kopf und ging dann voraus zum Zug. Dort angekommen kletterte Hein die Leiter empor und legte ein Seil über eine der oberen Sprossen und ließ das Ende wieder herunterbaumeln.

„Also Phil, jetzt binden wir dich fest und zieh'n dich dann hoch! Wie soll'n wir's machen?“

„Hmm, weiß ich auch nicht ... Vielleicht könnt ihr mir das Seil unter den Armen durchziehen und dann kreuzweise verknoten.“ Phil nahm das Seil, aber schon der Versuch des Verknotens scheiterte kläglich, da er nur eine Hand zur Verfügung hatte. Maria nahm es ihm aus der Hand und wickelte ihn fachmännisch ein. Dann verknotete sie das Seil vor seiner Brust.

Phil grinste kläglich. „Danke, Maria! Hast du das auch richtig festgemacht? Ich bin ziemlich schwer, glaube ich ...“

Maria gab ihm einen Klaps. „Ich bin immerhin mit einem Seemann verheiratet, oder? Also, alle Frauen in die Wanten und dann kräftig ziehen!“

Sie kletterte mit Johanna die Leiter hoch und dann zogen sie zu dritt am Seil. Es war schwer, aber Phil half mit, indem er sich mit den Füßen die Sprossen hochstemmte. Schließlich hatten sie ihn oben und knoteten ihn los.

„Jetzt fehlt nur noch Tiger!“, rief Johanna. „Komm, meine Kleine, spring!“

Die Katze stand vor dem Waggon und schaute hoch und miaute laut. Offensichtlich hatte sie Angst vor dem großen Stahlkoloss.

„Komm, Mieze! Keine Angst!“, lockte auch Hein sie, aber es war vergeblich. Das Tier setzte sich auf die Hinterpfoten und schaute sie nur aufmerksam an.

„Verdammt, wie bekommen wir sie nur hier hoch?“, fluchte Johanna. „Es wird schon langsam hell, wir haben doch nicht ewig Zeit. Die Bahnarbeiter kommen bestimmt bald!“

„Haben wir noch was von den Keksen übrig?“, fragte Maria. „Damit können wir sie vielleicht hochlocken.“

Johanna packte einen der Butterkekse aus und schwenkte ihn winkend hin und her. Die Katze sah genau zu und maunzte hungrig. Schließlich spannte sie ihre Muskeln und sprang mit einem großen Satz auf die Ladefläche des Autotransporters. Johanna gab ihr den Keks und Tiger ließ ihre Maus fallen und knusperte das Gebäck mit wenigen Bissen weg. Dann schnurrte sie laut.

Maria machte es sich unter dem nächsten Auto auf der Ladefläche bequem. „Na bitte, wer sagt’s denn! Die Welt funktioniert doch immer gleich.“

Sie setzten sich alle zu Maria unter das Auto und warteten. Langsam wurde es hell am östlichen Himmel und die Sterne verblassten zusehends. Von den Straßen im nahen Wohngebiet hörten sie, wie ein Auto nach dem anderen keuchend und stotternd angelassen wurde und wegfuhr. Ein langer Personenzug kam ratternd an ihnen vorbeigefahren.

Maria rieb sich die behandschuhten Hände und zog ihren Umhang enger um sich. „Mein Gott, wo bleiben die denn? Das ist doch schon spät, die sollen sich mal beeilen!“

In diesem Moment streiften die Scheinwerfer eines Autos den Zug und blendeten sie. Das Auto überquerte hüpfend die Gleise auf einem schmalen Asphaltstreifen und hielt schließlich auf einem Schotterparkplatz an. Vier misstrauisch und mürrisch dreinblickende Männer stiegen aus und verschwanden in der Hütte mit dem Wasserhahn und den Zigaretten.

„Das sind die Schmuggler!“, rief Johanna. „Jetzt wissen wir auch, wie sie aussehen!“

„Das ist mir ehrlich gesagt ziemlich egal, wie die aussehen!“, meinte Maria. „Hauptsache, die fangen jetzt mal an zu arbeiten, damit wir loskommen. Ich denke, die Bahn ist immer so pünktlich, zumindest war sie das früher!“

Hein grinste. „Was steht denn auf’m Fahrschein, wann der Zug losfährt?“

Doch sie mussten sich noch eine ganze Zeit gedulden. In der Zwischenzeit war die Sonne aufgegangen und stand knapp über dem dunstigen Horizont der Großstadt mit ihren qualmenden Schornsteinen. Endlich kamen die Bahnarbeiter wieder aus ihrer Hütte und einer ging direkt nach vorne zur Lok, während die anderen nochmals den Zug kontrollierten. Die vier Gefährten drückten sich in den Schatten des Vorderrades von ihrem Auto und warteten, als ein Arbeiter sehr nah herankam und zwischen dem Autotransporter und dem vorausfahrenden Kesselwagen herumhantierte. Danach war wieder alles still.

Sie wollten schon aus ihrem Versteck herauskrabbeln und nachsehen, warum der Zug nicht endlich losfuhr, als ein Ruck durch die verbundenen Wagen ging und der Güterzug sich mit einem langgezogenen Quietschen in Bewegung setzte. Tiger hatte bisher sehr ruhig und brav dagelegen, aber jetzt sprang sie auf und fauchte ängstlich. Johanna lief schnell zu ihr und legte ihr eine Hand auf die Pfote. Die Katze zitterte vor Angst.

„Ruhig, meine Kleine!“, flüsterte Johanna ihr ins Ohr. „Das ist nicht gefährlich, das ist doch nur ein Zug!“

Ihr Wagen rollte gemächlich zwischen den zahlreichen Schienen entlang und rumpelte nur gelegentlich laut über eine Weiche. Sie kamen aus ihrem Versteck heraus und sahen sich die vorbeiziehende Landschaft in der frühen Morgensonne an. Hinter ihnen verschwanden gerade die drei gelben Holzhäuser mit den vielen Graffitis um eine langgestreckte Kurve.

„Tschüss, ihr drei Hütten! Ihr wart unser Zuhause für die letzten Tage“, murmelte Johanna leise vor sich hin.

„Das nenn’ ich ’ne Spritztour, was, mein Schatz?“, rief Hein freudestrahlend zu Maria und hielt sie im Fahrtwind fest.

Maria klammerte sich an ihn. „Das ist mir schon ein bisschen zu schnell, wenn ich ehrlich bin! Aber spart natürlich eine Menge Zeit“, rief sie zurück.

Als der Zug das breite Schienenfeld verlassen hatte, nahm seine Geschwindigkeit weiter zu. Ihr Autowaggon hüpfte und rumpelte über die Unebenheiten der Schienen und der zunehmende Fahrtwind nahm ihnen den Atem. Die Autos über ihnen schaukelten und quietschten im Takt des Zuges.

„Das is’ aber verdammt schnell jetzt!“, rief Hein zu Johanna. „Wusste gar nicht, dass die so schnell fahr’n, die Güterzüge!“

Phil hielt sich verzweifelt mit seinem gesunden Arm am Autoreifen fest und brüllte zu Hein hinüber: „Wie sollen wir denn da am Hauptbahnhof aussteigen? Da brechen wir uns doch das Genick bei der Geschwindigkeit!“

Tiger jaulte nur noch leise und duckte sich neben den Reifen unter das Auto. Die Büsche und Häuser draußen direkt neben der Bahnlinie verschwammen vor ihren Augen zu braunen Schatten und in der Ferne kamen bereits die hoch aufragenden Hallen des Hauptbahnhofes in Sicht.

„Ja, wir brauchen schnell eine Bremse“, rief Hein zurück. „Verdammt, da ham wir nich’ dran gedacht!“

Johanna überlegte verzweifelt. Es musste hier irgendwo eine Bremse geben, damit der Zug anhalten konnte. Wenn nur die Lok vorne alleine bremsen würde, dann würden alle Waggon bei ihr hintendrauf fahren, oder nicht? Sie beugte sich zu Phil und Hein hinüber und brüllte ihnen ins Ohr: „Da war doch vorhin so ein Mann, der vorne am Waggon rumgefummelt hat, vielleicht ist da eine Bremsleitung?“

Hein nahm ihre Hand und zog sie zu sich heran. Dann rief er: „Komm, wir gehen hin und schau’n mal!“ Er wandte sich zu Phil und Maria um. „Haltet euch fest, Johanna und ich versuchen den Zug anzuhalten! Am besten legt ihr euch auf den Boden.“

Maria war ganz weiß im Gesicht. „Seid um Gottes willen vorsichtig!“, brüllte sie zurück, doch Johanna und Hein kämpften sich schon gegen den Fahrtwind zur Vorderkante des Wagens durch.

Hier war das Dröhnen der Stahlräder noch lauter und sie konnten sich mit Worten überhaupt nicht mehr verständigen. Die beiden Waggon waren mit einem riesigen schweren Stahlhaken aneinander gefesselt und stießen sich mit großen federnden Puffern voneinander ab. Dazwischen verliefen zwei dicke Gummischläuche mit einer stählernen Schlauchkupplung in der Mitte. An jedem der Waggon war neben jedem Schlauch ein Absperrhahn zu sehen. Johanna deutete auf den nächstliegenden der Hähne und formte mit den Lippen das Wort „Bremse“.

Hein nickte und tastete sich zur Kante vor. Der Fahrtwind blies ihm die grauen Haare nach hinten und verzerrte sein Gesicht. Er streckte den Arm aus und bekam die Spitze des roten Hebels zu fassen. Dann zog er mit aller Kraft, aber der Hebel bewegte sich nur wenig. Er blickte über die Schulter zurück zu

Johanna und rollte mit den Augen. Sie verstand, was er meinte, und kam auf allen vieren zu ihm hingekrabbelt. Sie hielt sich an ihm fest und richtete sich auf, und half ihm ziehen. Ihr Kopf lief vor Anstrengung rot an, bis sich der Hebel endlich allmählich bewegte. Er ließ sich jedoch nur bis in eine mittlere Position drehen und steckte dann fest. Nichts geschah und der Zug raste immer noch weiter durch die Gegend.

Johanna sah sich um. Der Kesselwagen gegenüber hatte zwei solche Hebel, da musste es an ihrem Wagen doch auch zwei davon geben! An dem anderen Gummischlauch rechts von ihr war ebenfalls einer zu sehen, aber der war dunkelgrau. Ob das einen Unterschied machte? Sie ließ Hein los und krabbelte auf allen vieren zu dem anderen Schlauch hinüber, während der Fahrtwind an ihrem Umhang und an ihrer Hose zerrte.

Am Schlauch angekommen wischte sie leicht über die Spitze des Hebels – er war voller Dreck, aber darunter kam rote Farbe zum Vorschein. Sie winkte hektisch zu Hein hinüber, der losließ und zu ihr lief. Zusammen umfassten sie die Spitze des Ventilhebels und zogen kräftig daran. Er bewegte sich wie frisch geschmiert und drehte sich in die andere Endposition.

Wieder geschah erst mal nichts und Hein und Johanna sahen sich verblüfft an. Dann gab es ein schleifendes Geräusch, erst ganz leise und schließlich immer lauter werdend.

Hein brüllte in ihr Ohr: „Hinlegen, er bremst!“

Sie warfen sich auf den Boden und hielten sich an den geschweißten Bodenblechen des Waggons fest. Das schleifende Geräusch wurde ohrenbetäubend und ging in ein Kreischen über. Der Zug ruckte und zuckte und wurde immer langsamer, während die Bremskräfte versuchten Johanna und Hein vom Wagen zu reißen. Nach endlos scheinenden Momenten hielt der Zug endlich mit einem letzten Stottern und Quietschen an und Hein und Johanna sprangen auf.

„Schnell, wir müssen runter, bevor jemand nachsehen kommt, warum der Zug gestoppt hat!“, rief Hein. Sie liefen hinüber zu Maria und Phil, die auf den Boden gepresst dalagen.

„Schnell weg hier, bevor jemand kommt!“, rief Johanna atemlos.

Phil stöhnte leise. Sie halfen ihm auf die Beine und dann wickelten sie ihm das Seil wieder um die Brust und ließen ihn zum Boden herunter. Unten

angekommen machte er sich selber los, während Hein noch die Rucksäcke und Waffen abseilte. Johanna zog am Halsband der Katze und versuchte, sie zum Rand des Wagens zu bekommen. Sie war erst störrisch, aber als sie dann sah, dass der Zug stand, sprang sie mit einem großen Satz auf die Erde und miaute laut.

„Braves Mädchen!“, lobte Johanna, bevor sie die Leiter des Waggons hinunterkletterte und zu den anderen stieß, die schon auf der Erde standen.

„Das is’ ja noch mal gut gegangen!“, meinte Hein fröhlich. „Zum Glück haben wir die Bremse gefunden. War ja eigentlich ’ne ganz nette Abwechslung, so ’ne Zugfahrt.“

Maria stöhnte. „Oh mein Gott, Hein, das war wirklich zu viel Geschwindigkeit für meinen Geschmack! Mir reicht’s mit dem Zufahren bis in alle Ewigkeit. Aber sollten wir uns nicht schnell verstecken?“

„Ja, das wär’ vermutlich besser! Immerhin sind wir nich’ weit weg vom Hauptbahnhof, das is’ ja auch schon mal was. Wir sind nur ein bisschen zu weit gefahr’n. Da müssen wir ein Stück zurücklaufen, denke ich.“ Hein kratzte sich am Kopf und schaute in die Richtung aus der der Zug gekommen war.

Phil meldete sich zu Wort: „Ich war früher schon mal hier, Hein. Wir können einfach direkt zwischen den Häusern da drüben in die Innenstadt laufen. Das ist viel kürzer, als wenn wir erst zum Bahnhof zurückgehen und dann in Richtung Rathaus. Wenn alles glatt läuft, dann kommen wir heute Nacht noch nach Hause!“

„Oh, das wäre ja wundervoll!“ Maria streckte sich nach der anstrengenden Zugfahrt und dann nahmen sie ihre Waffen und Rucksäcke wieder auf und wanderten los, vorbei an dem zischend und knackend dastehenden Zug in Richtung des Häusermeers der Stadt.

Es war ein heller Wintermorgen und die Sonne stand blass und kalt am östlichen Himmel, während sie den Bahndamm hinunterstiegen. Ein Beobachter aus der Ferne hätte sie für vier Nagetiere halten können, die von einer weiß-grauen Katze verfolgt wurden.

Am Fuße des Bahndammes verschwanden sie in einem ausgetrockneten Graben und gingen dann weiter durch eine Abwasserröhre, die unter der Straße hindurchführte. Am anderen Ende der Röhre landeten sie wieder in

einem Graben. Dort saßen sie versteckt zwischen dürren Büschen und beobachteten die Straßen und Häuser im Viertel.

„Das ist allerdings ein kleines Problem ...“, meinte Phil. „Wir müssen hier hinterm Bahnhof durch das Rotlichtviertel, da ist nachts fast noch mehr los als am Tage!“

Hein rieb sich die Hände in gespielter Vorfreude. „Mensch Phil, da war’n wir ja schon lange nich’ mehr, im Rotlichtviertel!“ Phil grinste und Hein fing sich einen Ellenbogenknuff von Maria dafür, lachte aber nur leise.

„Also, die Straße ist so früh am Morgen noch ziemlich leer, aber man weiß ja nicht, ob jemand irgendwo am Fenster steht und runterschaut ...“, stellte Johanna fest.

„Ja, wir sollten uns wieder was zum Verstecken suchen, bis heute Abend. Nachts is’ hier vielleicht auf den Hauptstraßen auch viel los, aber im Dunkeln kann man trotzdem besser rumschleichen als am Tag“, meinte Hein.

Maria sah sich im Graben und im Abwasserrohr um und rümpfte die Nase. „Aber hier den ganzen Tag rumzuhängen ist nicht gerade eine schöne Vorstellung! Der Boden ist feucht und es stinkt in dem Rohr. Können wir nicht woanders unterkommen für den Tag?“

Phil hatte weiter die Straße beobachtet und zeigte jetzt auf die gegenüberliegende Straßenseite. „Da drüben neben der Imbissbude, da scheint so ein kleiner Hof zu sein, da könnten wir uns verstecken, und mit ein bisschen Glück finden wir da auch was zu essen.“

Maria sah über seine Schulter. „Ali Baba Döner Kebab. Inhaber M. Akbas“, las sie laut vor. „Hört sich gut an, vielleicht haben die gegrillte Auberginen da. Ich liebe gegrilltes Gemüse! Aber was ist, wenn sie bald aufmachen?“

„Wir wollen ja nicht drin übernachten, sondern uns nur dahinter verstecken. Und vielleicht mal kurz reinschauen, ob wir ein paar Auberginen für dich finden.“ Phil zwinkerte ihr zu.

Johanna hatte noch Bedenken. „Wie kommen wir denn am helllichten Tag über die Straße? Ich meine, es ist gerade kein Auto unterwegs, aber da kann ja jederzeit eines kommen, oder?“

Hein schnallte seinen Rucksack enger und zog sich seinen Schwertgurt wieder über den Kopf. „Wir renn’ da einfach rüber! Wir könn’ auch zusammen mit deiner Katze rüberlaufen, dann erkennt man uns noch weniger. Aber ich

denk' es is' das Beste, wenn ich erst mal kurz allein rüberflitze und schau, ob wir uns da drüben überhaupt verstecken könn'. Wenn ja, dann geb' ich euch ein Zeichen, wenn nich', dann komm ich wieder zurück. Allein bin ich am schnellsten.“

Maria umarmte ihn sorgenvoll. „Aber sei vorsichtig, ja? Warte, bis du wirklich kein Auto und keinen Menschen mehr siehst, bevor du losrennst!“

Hein küsste sie und strich ihr sanft über den Rücken. „Keine Sorge, mein Schatz, ich bin schon oft am Tag über Straßen gelaufen.“

Phil zog die Augenbrauen zweifelnd hoch, sagte aber nichts. Hein beobachtete die Straße eine Weile und ließ einige Fahrradfahrer und Fußgänger vorbei, bevor er losspurtete. Er rannte im Zickzack über den Asphalt, sodass man ihn leicht mit einer großen Maus oder kleinen Ratte hätte verwechseln können, und verschwand auf der anderen Seite hinter dem niedrigen graugestrichenen Holzgebäude der Imbissbude. Eine ganze Weile lang sahen sie keine Bewegung, doch dann erschien er wieder in einer Ecke neben dem Gebäude und winkte ihnen mit einem weißen Papierfetzen.

Sie machten sich bereit und Johanna nahm ihre Katze am Halsband und erklärte ihr, was sie vorhatten: „Wir rennen über die Straße zu der Imbissbude rüber. Komm einfach hinterher, Tiger, ja?“ Sie kraulte dem großen Raubtier die weichen Nackenhaare und Tiger schmuste mit ihr und rieb ihren Kopf an Johannas Schulter. Dann schaute sie mit ihren großen grüngelben Augen und den schmalen Pupillen von Johanna zu Phil und Maria.

„Hoffentlich hat sie das kapiert“, seufzte Johanna. „Hier in der Stadt ist es viel gefährlicher, sie könnte von einem Auto überfahren werden!“

Phil streichelte Tiger ebenfalls und nahm dann Johannas Hand. „Komm, lass uns los, bevor der Verkehr dichter wird. Sie wird schon hinterherkommen, immerhin hat sie deine Spur alleine durch die halbe Stadt verfolgt. Und da ist sie auch nicht überfahren worden.“

Sie warteten einen geeigneten Augenblick ab und spurteten dann los. Tiger setzte sofort hinterher, wie von einer unsichtbaren Leine geführt. Sie hüpfen vom Bordstein auf die Straße und Phil stöhnte bei der Erschütterung des Aufpralls und hielt sich den bandagierten Arm. Dann rannten sie über den Asphalt und auf der anderen Seite der Straße hinter die niedrige Hütte.

Hein wartete bereits ungeduldig auf sie. „Na endlich, da seid ihr ja! Hier kann man sich gut verstecken, da is'n Hof mit Mülltonnen und ein kleiner Schuppen hinter der Imbissbude.“

Sie inspizierten den Hof und den niedrigen Anbau an der Holzhütte. Die vergitterte Tür des Schuppens hing schief in den Angeln und drinnen waren ein paar leere Regalbretter und zwei große rote Propangasflaschen mit Druckmessgeräten zu sehen.

Maria zog probeweise an der Tür und sie schwang leise quietschend auf. „Das ist ja praktisch!“, meinte sie erfreut. „Schönes Versteck! Sollen wir es uns gemütlich machen?“

Hein war schon auf dem Weg hinein in den Schuppen und legte seinen Rucksack und sein Schwert ab. „Ja, immer rein in die gute Stube. Hier könn' wir den Tag verschlafen oder uns Geschichten erzähl'n.“

„Aber die Gasflaschen da, sind die nicht gefährlich?“ Maria hielt respektvoll Abstand von den roten Stahlzylindern.

Johanna beruhigte sie: „Nein Maria, wenn die ordentlich angeschlossen sind, dann ist das nicht gefährlich.“ Sie klopfte mit dem Fingerknöchel gegen die Flasche, was einen hohlen Klang erzeugte. „Sind allerdings auch schon ziemlich leer. Wenn die Schläuche undicht wären, dann hätten wir das schon gerochen. Aber Hein, vielleicht gehst du zum Rauchen doch besser raus aus dem Schuppen!“

Sie machten es sich gemütlich und packten ihre letzten Lebensmittelvorräte aus. Phil reichte die Wasserflasche herum und sie knabberten an den übrig gebliebenen Resten der Kekse aus der Bahnhütte. Tiger stromerte um die Mülltonnen herum und sprang schließlich darauf und schubste den Plastikdeckel herunter. Dann begann sie in der Mülltonne herumzuwühlen.

„Bisschen hart und staubig, diese Kekse ...“, meinte Maria mit vollem Mund. „Vielleicht hat Tiger da im Müll noch was Besseres gefunden.“

„Für Katzen is' das gut, so direkt aus'm Müll, aber wir sollten's nich' mehr essen, wenn das da schon ein paar Tage lag.“ Hein schüttelte sich bei dem Gedanken daran. „Aufm Markt nehmen wir ja auch nur die frischen Sachen mit.“

„Wie lange müssen wir denn eigentlich heute Nacht noch laufen, bis wir am Dorf sind?“, wollte Johanna wissen.

Phil überlegte. „Fünf, vielleicht sechs Stunden noch, wenn nicht zu viel Verkehr unterwegs ist. Kann ja eigentlich nicht mehr viel schiefgehen, hier in der Innenstadt.“

„Endlich! Ich freue mich auf zuhause“, meinte Maria.

„Und ich bin wirklich gespannt, wie es bei euch im Dorf so ist.“ Johanna überlegte. „Ich meine, ihr müsst ja alles selber organisieren, und wenn man ein Weilchen drüber nachdenkt, dann ist das bestimmt viel mehr Arbeit, als man erst mal so meint. Bei den großen Leuten läuft alles irgendwie fast von alleine, da gibt es für alles Regeln und Leute, die die Arbeit erledigen. Zum Beispiel habe ich mich schon gefragt, wie ihr das mit dem Wasser und dem Abwasser, und, ... äh, den Toiletten so macht.“

Phil, Maria und Hein lachten und Maria klärte sie auf: „Keine Angst, Johanna, wir haben sehr gute Toiletten im Dorf. Allerdings ist es richtig, was du sagst – wir müssen uns um alles selber kümmern. Und manchmal muss man eben auch Kompromisse eingehen. Zum Beispiel haben wir nicht in allen Häusern fließend Wasser, wie bei den großen Leuten, sondern nur für jede Häuserzeile einen Brunnen und auch ein gemeinsames Abwasserbecken. Und die Toiletten sind auch zusammen, weil es viel zu kompliziert wäre in jedes Haus eine Kanalisation zu legen. Aber man gewöhnt sich schnell daran.“

„Ja, und alle müssen mithelfen, die Sachen sauber zu halten, deswegen isses auch nich’ dreckig“, fügte Hein hinzu.

Johanna dachte nach. Wie lief das Leben im Dorf wohl ab? Hein und Maria hatten ja mittlerweile auf der Reise schon einiges erzählt, aber so richtig vorstellen konnte sie es sich dann doch irgendwie wieder nicht.

Aber neben solchen Dingen wie Wasser und Toiletten gab es ja noch weit schwierigere Themen des Zusammenlebens in einem Dorf zu regeln: wenn es schon Streitigkeiten wegen politischen Themen gab, dann sicherlich auch wegen anderer Sachen. Wie wurden die geschlichtet? Und wenn zwei sich schlagen oder am Ende sogar umbringen würden? Wer bestimmte dann, was eine gerechte Strafe wäre und wer überhaupt schuld ist? Und was machte man mit dem Täter?

Bei den großen Leuten war das alles ja irgendwie einigermaßen so geregelt, dass alle es im Prinzip gerecht fanden und danach handelten. Aber was war, wenn eine starke Gruppe sich in der Gemeinschaft durchsetzte und den

anderen ihre Regeln aufzwingen? Das gab es schließlich auch bei den großen Leuten und die vielen Diktaturen in der Welt zeugten davon, dass das keine graue Theorie war. Wer würde in einem solchen Fall die Schwachen retten und die Freiheit wieder herstellen?

Das alles waren schwierige Fragen, aber kein schönes Thema, mit dem sie die anderen belästigen wollte. Sie würde es heute Abend selber sehen, wie das Dorf so lebte, und immerhin hatten die kleinen Leute es offenbar geschafft, schon ziemlich lange in Frieden und Freiheit versteckt zu leben. Manchmal musste man einfach auch Vertrauen haben!

Johanna stand auf und sah zu dem langgestreckten Holzbau des Imbisses hinüber. „Die Kekse sind wirklich ziemlich trocken. Aber wir könnten doch auch hier in der Imbissbude mal nach was Essbarem schauen! Hein, sollen wir nicht mal Nachsehen?“

Phil hielt ihre Hand fest und zog sie zu sich herunter. „Johanna, das mit den Auberginen vorhin war nur Spaß! Ich habe Angst um euch. Was ist, wenn da jetzt jemand kommt?“

Sie gab ihm einen Kuss auf die Nasenspitze. „Imbissbuden machen erst mittags auf, das weiß doch jeder! Es isst doch keiner Döner zum Frühstück, oder? Wir sind gleich wieder da!“

Hein legte sein Essen weg und schnallte sich sein Schwert wieder um. „Das is’ ’ne gute Idee, denk’ ich. Lass uns mal schauen!“

Johanna und Hein gingen hinaus und inspizierten die Rückfront des Gebäudes. Es gab neben ihrem Gasflaschenschuppen noch einen kleinen Anbau für Toiletten und dazwischen in der Holzwand einige vergitterte Fenster.

Johanna sah sich die Fenster genauer an. „Hein, da ist eines gekippt, da können wir doch gut einsteigen, oder?“

„Du bist wirklich schon eine Profi-Einbrecherin geworden, Johanna! Wird vielleicht ein bisschen schwierig, das Essen durch den Spalt wieder raus zu bekommen, aber dann dürfen wir halt nich’ so viel mitnehmen. Wir kommen ja auch eh heut’ Nacht nach Hause.“

Sie schleuderten in bewährter Technik ein Seil über die Gitterstangen und zogen sich daran empor. Dann kletterten sie durch den Fensterspalt ins Innere der Imbisshütte. Drinnen war es dämmerig, aber sehr aufgeräumt. Es roch

nach Pommes Frites, Knoblauch und Gewürzen und vor dem Drehspieß und den Fritteusen in der Ecke stand eine große Kühltheke aus Edelstahl, deren Motor laut vor sich hin rührte.

Johanna hielt direkt auf die Kühltheke zu und kletterte über einen Barhocker hinauf. „Schau mal Hein, das ist ja ein Paradies hier! Oliven und Krautsalat und eingelegte Tomaten und gegrillte Auberginen – alles da! Sogar Schafskäse, falls den jemand mag.“ Sie sog tief die Luft ein und schloss die Augen. „Wie das duftet, nach Knoblauch und Kräutern!“

Hein war zu ihr heraufgeklettert und schaute sich um. „Am besten, wir nehmen uns so ein’ Plastikbecher und sammeln ein paar Leckereien zusammen.“

Der Stapel mit den durchsichtigen Plastikgefäßen war auf der anderen Seite der Theke ordentlich aufgetürmt und Hein ging hinüber und zerrte einen Becher vom Stapel. „Soll ich ein’ kleinen oder’n großen Becher nehmen?“, rief er zu Johanna zurück.

„Was sagst du, Hein? Ich kann dich nicht verstehen, weil der Motor von diesem Kühldings so einen Lärm macht!“

„Schon gut, ich nehm’ den kleinen.“ Hein kam mit dem Behälter im Schlepptau wieder zurück. „So, was packen wir denn jetzt alles ein? Also, ein bisschen was von dem gegrillten Gemüse für Maria sollten wir schon mitnehmen.“

Er wollte mit der Hand in den Behälter mit den Auberginen fassen, aber Johanna schlug ihm mit gespielter Entrüstung auf die Finger.

„Also Hein, das ist doch nicht hygienisch! Nimm lieber eine Plastikgabel!“

Er grinste und nahm zwei der Gabeln aus einem Karton auf der Theke.

„Volla, es ist angerichtet, wie Franz sagen würde. Lass uns von allem was einpacken, Johanna!“

Dann suchten sie sich aus den verschiedenen Schälchen und Behältern Leckereien für ihr Mittagessen zusammen. Hein nahm einzelne Auberginenscheiben und legte sie sorgfältig eine neben der anderen auf den Boden des Plastikbehälters. Johanna besorgte eingelegte Oliven und Peperoni und getrocknete Tomaten mit Kräutern. Zum Schluss füllte Hein noch mit so viel grünem Salat auf, dass sie den Deckel des Behälters nur noch mit Mühe und Darauf-Herumhüpfen schließen konnten.

„So, das hätten wir. Jetzt schnell raus hier!“

„Wart mal, da fehlt noch was! Wir sollten noch ein Stück Fladenbrot mitnehmen, das gehört doch dazu, oder? Wo is'n das wohl?“

„Hier ist keines, aber vielleicht in den Schränken unter dem Drehgrill da drüben?“

Sie seilten ihre Beute auf den Boden ab und kletterten dann selber hinunter. Die Schranktür klemmte, und sie zogen zusammen kräftig daran, bis sie mit einem Knall aufging und sie übereinander fielen. Ein Schwall von Brotduft umwehte sie. Drinnen im Schrank stand ein großer weißer Kunststoffbehälter mit lose aufliegendem Deckel und Hein kletterte hinein und schnitt mit dem Schwert ein großzügiges Stück vom Fladenbrot heraus.

In diesem Augenblick wurde ein Schlüssel ins Schloss der Hüttentür gesteckt und mit einigem Gerassel umgedreht.

Hein geriet in Panik. „Johanna, schnell, komm rein und mach die Tür zu, da kommt jemand!“

Johanna hüpfte mit einem Satz in den Schrank und zog die Schranktür möglichst leise hinter sich zu. Während sie noch zu Hein in die Brotkiste krabbelte, zog er schon den Deckel über die Box. Dann lagen sie zusammen mucksmäuschenstill zusammengekauert in der Kiste und lauschten.

Draußen hörten sie jemanden mit schweren Schritten die Imbisshütte betreten; eine tiefe und raue männliche Stimme murmelte vor sich hin und etwas Schweres wurde auf den Edelstahlablagen abgesetzt. Für einen Moment war alles still, bis der Jemand draußen die Fensterläden zur Straße mit einem langgezogenen Quietschen öffnete und durch einen Spalt zwischen den Schranktüren deutlich mehr Licht in die Brotkiste fiel. Dann setzte sich der Mann mit einem Ächzen auf den Boden vor ihren Schrank und begann an irgendwas zu arbeiten.

Sie hörten einen unterdrückten Fluch und das Motorengeräusch des Kühlaggregates wurde viel leiser.

„Verdammt, was macht der denn so früh hier?“, wisperte Johanna Hein ins Ohr. „Der kann doch nicht schon den Imbiss aufmachen!“

„Vielleicht is' das der Besitzer und er wollte nur die Kühltheke reparieren?“, vermutete Hein. „Dann geht er bestimmt gleich wieder, das hat er ja schon hingekriegt.“

Der Mann draußen murmelte wieder irgendetwas.

„Was hat er denn gesagt, Hein?“, flüsterte Johanna ängstlich.

„Ich weiß nich', das war bestimmt Türkisch, das versteh' ich ja auch nich'!“

Plötzlich wurde die Schranktür aufgerissen und zwei große starke Arme griffen nach der Kunststoffkiste und stellten sie auf die Arbeitsfläche. Johanna und Hein fielen übereinander und lagen zwischen den Resten des Fladenbrottes vom Vortag. Der Deckel wurde abgenommen und sie schauten direkt in das Gesicht des Besitzers.

Einen endlosen Moment lang starrten sie einander verblüfft an, aber dann zog Hein geistesgegenwärtig sein Schwert und deutete auf die Nase des Riesen. „Lass uns laufen, dann tun wir dir auch nichts!“, brüllte er dem Mann ins Gesicht.

Der Besitzer stierte sie ungläubig mit riesigen Augen an und nahm dann den Deckel der Kunststoffbox und schlug ihn einfach wieder zu. Er stellte einen schweren Gegenstand obendrauf, und in der Kiste wurde es ganz dunkel.

Johanna und Hein drückten von innen gegen den Deckel und pressten und mühten sich ab, aber der Kasten ging nicht mehr auf. Hein wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich auf eines der Fladenbrote. Es war weich und er sank ein Stück ein.

„So'n Dreck, das is' mir auch noch nich' passiert! Gefangen in einem Brotkasten ... Da brech' ich jetzt schon seit dreißig Jahren in Geschäfte ein und am Ende erwischen sie uns in einem Imbiss. Das darf man ja überhaupt keinem erzähl'n!“

Johanna fühlte sich hundeehend. „Hein, tut mir echt leid, das war eine verdammt blöde Idee mit dem Essen holen! Wenn ich das geahnt hätte, dann hätte ich's nicht vorgeschlagen, ehrlich!“

„Lass mal gut sein, Johanna! Das kann man vorher nich' wissen und dann sind wir ja auch noch nich' am Ende. Lass uns mal überlegen, was wir tun könn' ...“

Sie schwiegen einen Moment und horchten nach draußen, aber da war alles still.

„Vielleicht denkt er gerade nach, was er jetzt mit uns machen soll?“, mutmaßte Johanna.

„Oder er hört uns zu, und versucht rauszubekommen, wer oder was wir sind. Wir könn' ja ein wenig bluffen, vielleicht hat er Angst. Kennst du irgendwelche türkischen Gespenster- oder Geistergeschichten?“

Johanna dachte nach. „Nein, überhaupt nicht. Das Einzige, was ich kenne, sind die Geschichten aus 1001 Nacht, und die meisten habe ich vergessen. Da kommen so Dschinns vor, aber ich glaube, das sind eher arabische Geister.“

Hein stand auf. „Egal, versuchen wir's einfach.“ Er hielt die Hände wie einen Trichter an den Mund und brüllte nach draußen. „Hey, du großer Mensch! Wenn du uns nicht raus lässt, dann werden wir dich in eine Maus verwandeln, wir sind nämlich Dschimms!“

„Dschinns!“, soufflierte Johanna leise.

„Genau, wir sind Dschinns!“, brüllte Hein.

Von draußen war nur ein Räuspern zu hören.

„Scheint ihn nicht beeindruckt zu haben. Vielleicht war das mit den Dschinns auch keine gute Idee, denn die haben sie in den Geschichten immer in irgendwelche Gefäße gesperrt, und wenn sie rausgelassen wurden, dann mussten sie Wünsche erfüllen.“

„Wenn er den Deckel aufmacht, dann versprechen wir ihm alles was er will, und in 'nem günstigen Augenblick flitzen wir einfach los! Hätten wir vorhin gleich machen soll'n.“

Aber es gab keinen günstigen Augenblick mehr, denn der Mann draußen fing an, die Brotkiste mit einem dicken Bindfaden zu verschnüren. Als er fertig war, entfernte er den schweren Gegenstand von der Kiste und nahm sie hoch und ging zur Tür. Hein und Johanna fielen von dem Geschaukel wieder um und lagen zwischen den Brotresten. Dann hörten sie, wie die Tür der Hütte hinter ihnen ins Schloss fiel.

15) *Verfolgung*

Maria hatte ängstlich durch die vergitterte Tür des Schuppens gesehen, seitdem Hein und Johanna losgegangen waren und sie wurde von Minute zu Minute unruhiger.

„Wo bleiben die beiden denn nur! Ich habe so ein schlechtes Gefühl dabei“, meinte sie zu Phil, der hinter ihr auf einem der leeren Regalbretter saß.

„Ach Maria, mach dir keine Sorgen, sie stellen bestimmt gerade ein festliches Essen für uns zusammen“, beruhigte Phil sie.

Plötzlich war lautes Motorengeräusch zu hören und ein alter weißer Lieferwagen kam auf den kleinen Hof hinter der Imbissbude gefahren. Tiger sprang von der Mülltonne herunter und flitzte mit einem lauten Miauen zwischen die Häuser hinter dem Schuppen.

Maria verfiel in Panik. „Verdammt, Phil, da kommt jemand! Um Himmels willen, was machen die beiden denn so lange da drinnen!?“

Phil war aufgesprungen und lief zu Maria und schaute ihr über die Schulter. „Oh je! Hoffentlich haben sie das Auto gehört und verstecken sich gut!“

Ein stämmiger älterer Herr mit einem großen grauen Schnurrbart stieg aus dem Auto und schleppte ächzend einen schweren Werkzeugkasten mit sich. Er ging zur vorderen Tür des Holzhäuschens und schloss mit einem großen klirrenden Schlüsselbund die Tür auf und verschwand in der Bude.

Maria lief aufgeregt im Kreis herum. „Phil, ich habe Angst! Das war doch viel zu schnell. Wie können sie sich denn da noch verstecken? Was sollen wir denn jetzt tun! Oh Gott, alles nur, weil ich über die Kekse gemeckert habe!“

Phil hielt sie mit einer Hand an der Schulter fest. „Maria, jetzt beruhige dich erst mal! Du könntest schnell am Seil hochklettern und vorsichtig durchs Fenster schauen. Aber pass auf, dass er dich nicht entdeckt, ja? Verdammt, ich würde es selber tun, wenn nur mein Arm in Ordnung wäre!“

Maria flitzte los und kletterte leichtfüßig am Seil empor, das Hein und Johanna an den Gitterstäben vor dem Fenster hängen gelassen hatten. Als sie oben war, spähte sie vorsichtig über den Rand der Scheibe. Drinnen öffnete der Besitzer des Imbisses gerade die Fensterläden zur Straße und ließ helles Tageslicht in den Innenraum und in die Küche. Sie duckte sich und spähte

schnell in alle Ecken, aber von Hein und Johanna war keine Spur zu sehen. *Gott sei Dank! Sie haben sich versteckt!*, ging es ihr durch den Kopf und ihr Pulsschlag beruhigte sich.

Dann erblickte sie etwas am Fuß der Theke, was ihr Blut wieder in Wallung brachte: Ein durchsichtiges Plastischälchen mit Essen stand dort auf dem Boden und ein dünnes Seil war drum herum geknotet. *Oh je! Hoffentlich sieht er das nicht! Sie stecken bestimmt in dem Schrank!*, dachte sie.

Der Besitzer nahm jetzt seine große Werkzeugkiste vom Tisch und setzte sich vor die Theke und den Schrank, direkt neben das Schälchen. Er suchte sich einen Schraubenzieher aus der Kiste und fummelte dann im Inneren der Theke herum. Nach einer Weile zog er seinen Arm wieder heraus und stand mühsam auf. Jetzt sah er viel zufriedener aus und packte seinen Schraubenzieher auch gleich wieder ein.

Dann drehte er sich nochmals um und öffnete die Tür des Schränkchens. Maria hätte am Fenster fast einen Schrei ausgestoßen und hielt sich schnell eine Hand vor den Mund. Sie sah genau hin, aber im Schrank war nichts Aufregendes zu erkennen, nur eine große weiße Plastikkiste stand unschuldig herum. Der Mann zog sie schnell heraus, stellte sie auf die Ablage und öffnete sie.

Sie konnte nicht sehen, was er in der Kiste erblickte, aber es war auch so klar genug: Er starrte hinein und wurde dabei ganz grau im Gesicht und schlug schließlich den Deckel wieder zu. Dann stellte er den schweren Werkzeugkasten auf die Kiste und setzte sich schwer auf den Stuhl davor.

Maria beobachtete verzweifelt und raufte sich dabei die Haare. *Oh mein Gott, oh mein Gott! Was sollen wir denn jetzt tun? Er hat sie gefangen!*

Sie blickte sich hektisch zu ihrem Unterschlupf im Schuppen um und sah Phil am Eingang stehen und zu ihr herüber schauen. Sie winkte verzweifelt und deutete mit dem Daumen nach unten. Auch Phil wurde blass. Sie schaute wieder nach innen und sah, wie der Besitzer jetzt die Kiste mit einem dicken Bindfaden verschnürte. Dann rutschte sie an ihrem Seil nach unten und rannte zu Phil hinüber, um ihm atemlos zu berichten.

„Phil! Er hat sie gefangen! In einer Plastikkiste, und jetzt verschnürt er die Kiste. Er will sie bestimmt irgendwohin wegbringen. Was sollen wir nur tun!?“

Phil stieß einen wüsten Fluch aus und bedeckte mit der Hand seine Augen, um zu überlegen. „War die Kiste groß oder klein?“, fragte er dann.

„Ziemlich groß, denke ich. Was soll das, das ist doch jetzt wirklich egal, oder?“

„Wenn sie groß ist, dann wird er sie mit dem Auto wegbringen. Schnell, wir müssen vor ihm in den Wagen um mitzufahren. Vielleicht gibt es unterwegs irgendeine Gelegenheit, bei der wir sie befreien können. Lass alles hier, nur die Seile und die Schwerter nehmen wir mit!“

Sie rannten zum Auto hinüber. Es war ein ziemlich rostiger weißer Transporter mit einer kleinen Ablagefläche hinten. Die Stoßstange war verbeult und auf der Ladefläche war eine beigebraune verwitterte Abdeckplane notdürftig über einige Gartengeräte und Holzlatten gespannt.

„Wir klettern hintendrauf und verstecken uns unter der Wetterplane“, meinte Phil leise. „Vielleicht stellt er die Kiste ja auch nach hinten, dann können wir sie sofort befreien, wenn er einsteigt!“

Maria warf ihr Seil über einen der Griffe zum Öffnen der Bordwand und zog prüfend daran. „Aber Phil, wie kommst du denn da drauf? Du hast doch nur einen Arm zum Klettern! Wie soll das gehen?“

Sie wollte in Tränen ausbrechen, aber Phil nahm nur wortlos das Seil und wickelte es sich mehrfach um den rechten Arm. Dann zog er sich mühsam mit dem einen Arm ein Stückchen hinauf und klemmte das Seil unten zwischen den Füßen ein. Verzweifelt presste er die Beine zusammen und konnte dann seinen Arm am Seil etwas höher schieben. Auf diese Weise kletterte er langsam aber stetig empor. Maria kam leichtfüßig hinterher und schob ihn von hinten an, so gut es ging.

Sie waren gerade an der Kante der Bordwand angelangt, als sie hörten, wie sich die Tür der Hütte öffnete. Mit einer letzten Kraftanstrengung zog sich Phil schnell über die Wand und plumpste auf die Ladefläche. Maria hüpfte hinterher und zusammen verschwanden sie unter der rissigen alten Plane.

Drinnen war es dunkel und muffig und sie versteckten sich hinter dem Stapel Holzbretter, die dort festgezurrert lagen. Sie horchten hoffnungsvoll, aber der Mann kam nicht zum hinteren Teil des Autos, sondern stellte die Kiste offenbar auf den Beifahrersitz und stieg dann selbst ein. Maria schäumte vor Wut und schlug immer wieder lautlos die geballten Fäuste zusammen.

Phil flüsterte ihr ins Ohr: „Maria, jetzt beruhige dich doch! Wir müssen einen klaren Kopf behalten. Wenn er anhält und aussteigt, dann laufen wir hinter ihm her, wir dürfen ihn nicht verlieren, hörst du? Notfalls läufst du erst mal ohne mich los, ich komme nach, okay?“

Maria nickte nur wortlos.

Der Wagen fuhr im allmählich dichter werdenden Morgenverkehr durch die Innenstadt und sie beobachteten das Geschehen draußen durch einen kleinen Riss in der Plane. Es dauerte nur kurze Zeit, dann bog der Lieferwagen in die Einfahrt zu einer großen alten Kirche und hielt direkt davor auf einem leeren Parkplatz.

„Was will er denn in der Kirche?“, flüsterte Maria.

„Weiß ich doch auch nicht!“, entgegnete Phil. „Das ist die Sankt-Georg-Kirche, oder? Ist gar nicht so weit bis zum Dorf von hier. Vielleicht steigt er aus und geht beten, und lässt die Kiste im Auto. Dann können wir reinklettern und sie befreien!“

„Aber das war doch ein türkischer Imbiss, das stand doch drauf! Dann ist er doch wohl ein Muslim und geht nicht in einer christlichen Kirche beten, oder?“, meinte Maria.

„Ich glaube, in der Türkei gibt es auch Christen. Habe ich mal irgendwo gelesen. Ist doch egal, Hauptsache er lässt die Kiste im Wagen und geht weg!“

Aber auch diese Hoffnung von ihnen wurde enttäuscht. Sie hörten, wie der Mann wieder ausstieg und dann zur Beifahrerseite ging. Dort holte er die Kiste aus dem Wagen und schloss die Tür mit einem Tritt. Dann entfernten sich seine schweren Schritte auf dem knirschenden Kiesweg.

„Schnell, hinterher!“, kommandierte Phil und Maria sprang mit einem waghalsigen Hüpfen von der Ladefläche hinunter auf den Weg. Phil nahm wieder ein Seil und ließ sich mit einer Hand daran heruntergleiten. Zum Schluss lief sein Handschuh heiß und zeigte braune Spuren, aber er achtete nicht darauf, sondern lief schnell hinter Maria her, die schon die Verfolgung aufgenommen hatte. Sie verschwand auf dem Pfad um die Kirche herum.

Als er sie einholte, hatte sie sich hinter einem dünnen Busch versteckt und beobachtete, wie der Mann mit der weißen Kiste unter dem Arm an der Tür zu einem großen alten Einfamilienhaus hinter der Kirche klingelte. Die Tür öffnete sich und ein schlanker Mann mit blonden Haaren, schwarzem Pullover

und schwarzer Jeans schaute heraus. Er begrüßte den Imbissbesitzer und ließ ihn herein, dann schloss er die große und schwere Holztür wieder.

Phil und Maria rannten geduckt hinüber und inspizierten die Tür, aber sie war sicher verschlossen und eine Katzenklappe oder andere Löcher gab es auch nicht.

„Verdammte Scheiße!“, fluchte Maria wütend und gab der Tür einen Tritt.

Phil beruhigte sie: „Maria, komm, wir laufen einmal um das Haus herum und schauen, ob es irgendwo einen anderen Eingang gibt. Vielleicht steht ein Kellerfenster offen oder so.“

Sie schlichen vorsichtig an der nächstgelegenen Seite des Hauses entlang. Der Putz bröckelte stellenweise schon von der blassgelben Fassade und wo die hohen Bäume dicht an der Hauswand standen, war der Farbton grau verfärbt. Es gab einige Kellerfenster, und Phil rüttelte probeweise an manchen herum, aber sie waren alle fest verschlossen.

Sie gingen ein Stück von der Hauswand weg, um einen Blick in die höher liegenden Fenster zu erhaschen, und Maria stellte sich auf Zehenspitzen, um besser sehen zu können.

„Das ist die Nordseite hier, da werden wohl eher die Toilette und die Küche liegen. Wir hätten gleich auf die andere Seite gehen sollen! Die gehen doch bestimmt ins Wohnzimmer, oder?“

Phil überlegte und schnupperte dann in die Luft. „Wenn Besuch kommt, dann geht man normalerweise in die Stube, das ist schon richtig. Außerdem rieche ich Rauch aus dem Kamin, also sind sie vermutlich wirklich im Wohnzimmer. Andererseits lässt man ein Fenster eher in Räumen offenstehen, in denen man sich nicht aufhält, zum Beispiel im Klo. Aber die Leute hier sind wirklich Frischluftmuffel, da sind ja alle Fenster zu! Wie sollen wir da bloß reinkommen?“

„Wir könnten’s machen wie immer, einen Stein nehmen und ein Kellerfenster einschlagen!“ Maria fing an, im nächstgelegenen Beet nach Steinen zu suchen.

„Maria, lass lieber, das macht ’ne Menge Lärm und wir wissen ja nicht mal genau, wo sie sind. Wenn wir alle vier geschnappt werden, dann ist keiner mehr übrig um uns zu befreien. Es wäre besser, wenn wir erst mal durch ein

Fenster schauen, um zu sehen, was genau los ist. Lass uns auf die Südseite gehen und einen Blick durchs Wohnzimmerfenster riskieren.“

Maria ließ ihren Stein im Beet liegen. „Aber wir müssen uns beeilen, Phil. Ich habe Angst!“

Phil nahm ihre Hand und zog sie mit sich. „Ich hab’ auch Angst, Maria, aber wir dürfen keinen Fehler machen. Es sind immerhin normale Menschen, auch wenn’s große Leute sind, die werden Johanna und Hein nichts antun. Solange sie da drin in dem Haus sind, sind sie nicht bei der Polizei oder im Fernsehen, und solange ist noch nichts verloren. Wenn irgendwer im Fernsehen auftritt und erzählt, er hätte kleine Leute gesehen, dann wird ihm das niemand glauben und alle werden ihn für verrückt halten. Wenn er aber die kleinen Leute mitbringt ins Studio, dann wird das eine Sensation und alle werden in Zukunft nach uns suchen.“

Sie gingen vorsichtig weiter ums Haus herum, bis sich auf der Südseite das Grundstück zu einem großen Garten öffnete. Die Fenster waren breiter hier und Phil deutete auf einen alten Haselstrauch, der gegenüber der größeren Fenster hoch emporragte.

„Maria, kannst du bitte noch mal raufklettern und nachsehen?“, flüsterte er. „Ich komme da beim besten Willen nicht rauf, glaube ich.“

Maria übergab ihm ihren Rucksack und stieg dann zielstrebig die dicken unteren Äste hinauf. Phil versteckte sich unterdessen mit dem Gepäck und den Waffen im Gestrüpp unter dem Strauch. Sie erreichte die oberen dünnen Äste und schaute angestrengt hinüber durch die Fenster.

Es war tatsächlich das Wohnzimmer, aber sie sah nur die Wand mit ein paar altmodischen Bildern. Sie reckte und streckte sich und wäre beinahe vom Ast gefallen. Auf Zehenspitzen stehend konnte sie schließlich die Oberkante eines Tisches erkennen. Die große weiße Plastikkiste stand darauf neben einem Schachspiel, aber Menschen oder kleine Leute waren nicht zu sehen, doch ihr Blickwinkel war auch sehr eingeschränkt und sie konnte nur erahnen, dass der Raum noch weit größer war.

„Verdammt ...“, flüsterte sie leise. Phil stand unter ihr und sah hoch. „Die Kiste ist da drin auf dem Tisch, aber ich sehe niemanden!“, rief sie zu ihm hinunter.

Phil legte den Finger an die Lippen. „Psst! Sei leise und komm her, Maria!“

Maria kletterte schnell die Äste wieder herunter. „Was machen wir denn jetzt? Oh mein Gott, wir müssen sie doch irgendwie da raus holen!“ Sie raufte sich die Haare.

„Ja, aber dazu müssen wir erst mal reinkommen!“ Phil knetete sein Kinn. „Durch den Schornstein können wir nicht rein, da brennt ein Feuer. Die Fenster sind alle zu. Es gibt keine Katzenklappe. Verdammt, ich habe überhaupt keine Idee! Sonst kommen wir immer, wenn niemand da ist, dann ist es einfacher.“

„In der Apotheke waren auch große Leute drin, da hat Johanna viele gute Ideen gehabt. Warte mal, was hat sie da noch gesagt ... Ach ja: Wir könnten an der Tür klingeln und die Leute einfach fragen, ist schließlich ein Notfall! Vielleicht lassen sie uns rein oder geben Johanna und Hein raus?“

Phil schaute sie skeptisch an. „Ich weiß nicht, ob das in der Apotheke funktioniert hätte, aber diese Typen hier sind offensichtlich von der Sorte, die kleine Leute fangen und einsperren. Ich glaube nicht, dass sie dann ihre Opfer einfach wieder gehen lassen.“

„Ja, ich will ja auch nur alle Möglichkeiten durchgehen, wie Johanna damals! Wir könnten sie irgendwie ablenken oder rauslocken. Dann müssten sie wenigstens die Tür aufmachen.“

„Hey, das ist gar keine schlechte Idee! Wir könnten vorne klingeln und dann schnell ums Haus herumrennen und auf der anderen Seite ein Fenster einschlagen. Oder wir klingeln einfach und sorgen dafür, dass einer von den Beiden nach draußen auf den Weg geht, und in der Zeit flitzen wir rein ins Haus.“

„Wir spannen ein Seil zwischen den Bäumen, und wenn der Imbissbesitzer den Weg langgeht, dann fällt er drüber und wir fesseln ihn!“ Maria bekam leuchtende Augen.

„Also, Maria, das funktioniert mit Sicherheit nicht! Unsere Seile sind auch zu dünn, die reißen bestimmt. So was klappt nur in Büchern oder im Kino! Es reicht ja aber auch, wenn einer die Tür aufmacht und ein paar Meter rausgeht, dann verstecken wir uns solange neben der Tür unter den Büschen und laufen dann rein. Wir müssen nur vorsichtig sein, weil die beiden jetzt ja wissen, dass es kleine Leute gibt. Da werden sie viel aufmerksamer sein, als die Menschen normalerweise sind.“

„Und was machen wir, wenn wir drinnen sind?“, fragte Maria besorgt. „Wie sollen wir sie befreien und zusammen wieder rauskommen, wenn wir sie haben?“

„Wir verstecken uns drinnen erst mal und versuchen sie zu finden. Dann stiften wir Verwirrung und im Chaos holen wir sie raus. Vielleicht gibt es auch einen unbeobachteten Moment, wo wir sie befreien können. Das weiß ich auch noch nicht genau, Maria! Das können wir nicht vorausplanen. Notfalls zünden wir das Haus an, ist schließlich ein echter Notfall!“

Maria war wild entschlossen. „Gut, so machen wir’s! Ich lasse meinen Hein doch nicht in der Gewalt von solchen gemeinen Entführern zurück. Wir werden sie befreien!“

Phil grinste. „Also gut, auf zur Eingangstür! Ich möchte jetzt nicht in der Haut der Entführer stecken ...“

16) *Im Pfarrhaus*

Die Fahrt in dem alten Auto verlief holperig und Hein und Johanna wurden in ihrer Kiste kräftig durcheinandergeschüttelt. Johanna war vor Verzweiflung den Tränen nahe.

„Wie sollen wir denn je wieder zurückkommen, und was machen Phil und Maria jetzt bloß ohne uns! Sie werden vor Angst sterben!“

Hein versuchte sie zu beruhigen. „Johanna, jetzt müssen wir an uns denken und daran, wie wir aus dieser Kiste rauskommen. Phil und Maria sind sicher versteckt und werden heut' Nacht zum Dorf zurückkehren. Was soll'n sie auch sonst tun, sie wissen ja nich', wo wir hinfahr'n. Das wissen wir ja selber nich' mal!“

„Aber was sollen wir machen, um uns zu befreien?“

„Das weiß ich auch noch nich'. Irgendwo bringt der Mann uns hin, ich hoffe nur, dass das nich' die Polizei is'. Wenn er die Kiste aufmacht, dann springen wir schnell raus und versuchen abzuhaun. Das is' das Einzige, was mir einfällt.“

„Hein, können wir nicht mit dem Schwert das Plastik durchbohren?“

„Wir könn' es versuchen, aber das sieht verdammt zäh aus, das kann ewig dauern!“

Sie fingen an mit den Schwertern in dem harten weißen Kunststoff zu stochern, aber der Wagen hielt schon nach kurzer Fahrt wieder an und der Imbissbesitzer hievte die Kiste aus dem Auto heraus. Dann trug er sie ein Stück herum und stoppte an einer Tür, wo er klingelte. Die Tür wurde geöffnet und sie hörten eine andere, hellere Stimme, die den Mann freundlich begrüßte.

„Hallo, Murat! Du bist aber früh dran heute. Mein Gott, was ist denn los, du bist ja ganz blass!“

„Herr Pastor, ich brauche deine Hilfe. Kann ich reinkommen?“

„Natürlich, was ist denn los? Immer rein in die gute Stube!“

Sie gingen in einen hallenden Flur hinein und dann durch mehrere verschiedene Räume.

„Das is' 'ne Kirche hier, und er is zu 'nem Pastor gegangen. Glück für uns, da könn' wir uns gut verstecken, wenn wir aus der Kiste raus sind“, flüsterte Hein Johanna ins Ohr.

„Was macht denn ein türkischer Imbissbesitzer bei einem Pfarrer?“, wollte Johanna leise wissen. Hein zuckte nur die Achseln.

Sie wurden in einem größeren Raum ohne Echo auf einem Tisch abgesetzt. Im Hintergrund hörte man ein Feuer im offenen Kamin prasseln.

„Also, Herr Pastor ...“, setzte der Murat genannte Mann an. „... also, ich habe heute Geister gesehen ...“

„Aha. Murat, vielleicht hast du gestern zu viel getrunken oder dein Pommee-Öl hat dir die Sinne vernebelt! Du solltest das öfter mal wechseln.“

„Nein, wirklich, und ich hab’ sie sogar gefangen, hier in der Kiste! Aber alleine trau’ ich mich nicht, sie aufzumachen. Sie sind Dschinns, haben sie gesagt, aber ich hab’ vor allem Angst, dass sie plötzlich verschwunden sind, wenn ich die Kiste wieder aufmache. Es ist auch wegen meinem Sohn, weißt du, Herr Pastor ...“

„In der Kiste da? Dann lass sie uns doch zusammen aufmachen und nachsehen!“

„Und wenn sie wirklich gefährlich sind? Vielleicht sind es böse Dschinns ...“

„Murat, du bist doch sonst nicht so abergläubisch! Vielleicht hast du ein paar Mäuse gefangen. Komm, ich hole dir erst mal ein Glas Wasser zu trinken, und dann setzt du dich auf die Couch und ruhst dich aus. Und wenn du dich besser fühlst, dann machen wir zusammen die Kiste auf.“

Der Pastor ging weg und kam schon nach kurzer Zeit wieder.

„Also, hier trink das mal und setz dich endlich hin, Murat! Bei deinem Zustand können wir heute bestimmt nicht spielen, oder?“

Murat antwortete dem Pfarrer nicht, sondern fing von sich aus an zu erzählen: „Herr Pfarrer, ich habe sie im Imbiss überrascht, sie hatten sich im Brotkasten versteckt, und da habe ich sie gefangen!“

„Lügner!“, flüsterte Johanna erbost. „Der hat uns nur durch Zufall erwischt und da hat er verdammt viel Glück dabei gehabt!“

„Psst, sei leise!“, wisperte Hein zurück. „Wir sind gar nich’ da, die dürfen uns nich’ hören. Wenn sie den Deckel aufmachen, dann überraschen wir sie!“

Der Pfarrer stellte das Glas Wasser auf den Tisch neben den Kasten. „Also Murat, wenn du dich nicht setzen und beruhigen willst, dann machen wir am besten gleich die Kiste auf und sehen nach, damit der Spuk ein Ende hat.“

„Warte, Herr Pastor, wir brauchen einen Käfig, vielleicht einen alten Vogelkäfig oder so. Hast du so etwas?“

Der Pastor seufzte. „Mein Gott, und das alles wegen ein paar Mäusen! Im Keller könnte noch ein Vogelkäfig sein, da habe ich mal was gesehen. Mein Amtsvorgänger hat eine Menge Zeug hinterlassen. Ich gehe schnell und hole ihn, wenn es dir dann besser geht. Und derweil trinkst du das Wasser und setzt dich hin, okay?“

Hein schaute Johanna mit großen Augen an. „Scheiße, jetzt holt der auch noch ein' Käfig! Was ham die bloß mit uns vor? Wir müssen auf alle Fälle hier rauskommen! Wenn der Pastor die Kiste aufmacht, dann spring' wir raus, ja? Wir verstecken uns hier in der Ecke unterm Brot, damit er uns nich' gleich sieht, wenn er den Deckel hochhebt. Alles klar?“

Johanna nickte heftig und zog ihren Schwertgurt enger.

Sie hörten, wie die leichteren Schritte des Pfarrers sich entfernten und eine Treppe hinuntergingen. Nach einer Weile wurde eine Tür zugeschlagen, und er kam die Treppe wieder hinauf. Schließlich war der Pastor wieder im Zimmer und stellte etwas hölzern Klingendes auf den Tisch.

„Na, wie ist der? Der sieht doch noch gut aus, oder? Offenbar hat mein Vorgänger hier Wellensittiche gehalten.“

In diesem Moment klingelte es mehrfach und laut an der Haustür.

„Murat, warte hier und stell nichts an, ja? Ich schaue mal eben, wer das ist.“

Die Schritte entfernten sich wieder und die schwere Eingangstür wurde geöffnet. Dann hörte man eine ganze Zeit lang gar nichts. Schließlich fiel auch diese Tür wieder zu und der Pfarrer kam zurück.

„Also, diese Kinder! Jetzt machen sie sogar schon Klingelstreiche bei mir. Das nächste Mal lege ich mich auf die Lauer und schnappe sie! Wo waren wir stehen geblieben? Ach, ja, wir wollten die Kiste aufmachen. Bist du bereit, Murat?“

„Herr Pfarrer, ich hab' Angst! Was ist, wenn sie jetzt auf einmal nicht mehr da sind!?“

„Also wirklich, erst schleppst du mir die Kiste ins Haus und dann willst du sie nicht aufmachen! Ich mache das jetzt, damit der Spuk ein Ende hat ...“

Jemand machte sich an der Schnur zu schaffen und Hein legte warnend den Finger auf die Lippen. Die Schnur wurde abgenommen und der Deckel

vorsichtig angelüftet. Sie waren zunächst geblendet von dem hellen Licht, aber dann brüllte Hein „Los!“, und sie stießen den Deckel auf und rannten und hüpfen über den Rand der Kiste und landeten auf dem großen Holztisch. Der Pfarrer sprang erschrocken zurück und sie flitzten zur Tischkante. Johanna schwindelte beim Anblick der Tiefe – es sah viel zu hoch aus, um dort direkt herunterzuspringen.

„Schnell zur anderen Seite, da steht ein Stuhl“, rief Hein und sie rannten zurück, um den geöffneten Brotkasten, das Wasserglas und den Vogelkäfig herum, und sprangen auf den Stuhl und dann auf den Boden.

Hein lief in Richtung der Zimmertür, aber der Imbissbesitzer stand riesig und drohend mit seiner Jacke in der Hand direkt zwischen dem Tisch und der Tür. Sie sahen sich hektisch um, doch es war kein geeignetes Versteck in Sicht und die Fenster waren geschlossen.

„Einer links rum und der andere rechts!“, kommandierte Johanna atemlos. Hein flitzte wieder los und umrundete den Riesen Murat auf der rechten Seite, während Johanna auf der linken Seite an ihm vorbeilief. Das verwirrte den großen Menschen kurzzeitig und er wusste nicht, wohin er zuerst schauen sollte. Er versuchte seine Jacke auf Johanna zu werfen, aber die Reaktion kam zu spät und er war zu langsam.

Sie rannten in den Flur und von dort weiter in die Diele. Hier stand ein riesiger alter Garderobenschrank und ein Spiegel hing an der Wand, aber alle Zimmertüren und die Haustür waren geschlossen.

„So'n Mist!“, rief Hein hektisch. „Is' alles verbarrikadiert hier! Das gibt's doch nich'! Was soll'n wir denn jetzt machen?“

„Schnell, unter den Schrank, da überlegen wir dann weiter!“, befahl Johanna.

Sie liefen direkt in den Schatten unter das große Möbelstück und einen Moment lang sahen sie gar nichts, während ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten. Plötzlich griff eine Hand von hinten über Johannas Schulter und hielt ihr den Mund zu und zog sie nach hinten. Sie wehrte sich und wollte schreien, doch die Hand war stark und hielt sie fest umklammert.

„Sei doch ruhig, Johanna!“, flüsterte Phil eindringlich hinter ihr.

Sie drehte sich um und wollte vor Freude brüllen, aber die Hand hielt ihren Mund weiter zu, sodass nur ein unterdrücktes „Hmmpf!“ herauskam.

„Wirst du jetzt wohl ruhig sein? Au, du tust mir weh!“, beschwerte sich Phil.

Johanna umklammerte seinen gesunden Arm und knutschte ihn ab. Dann sah sie zu Maria hinüber, die Hein umarmte. „Wie um alles in der Welt kommt *ihr* denn hierher? Wir dachten schon, wir wären verloren und *ihr* wärt weg!“

„Wir lassen euch doch nicht im Stich!“, protestierte Maria. „Wir sind hinten auf den Laster geklettert, als der Mann euch weggebracht hat und dann haben wir geklingelt, um rein zu kommen. Aber wie seid *ihr* aus der Kiste entkommen?“

„Als der Pastor den Deckel hochgehoben hat, sind wir einfach rausgesprungen. Aber viel wichtiger ist jetzt, wie wir hier aus dem Haus rauskommen!“

Draußen im Flur hörten sie Schritte – offenbar hatten die großen Leute sich schon von dem Schock erholt. Hein legte wieder warnend den Finger an die Lippen.

„Verdammt, was hast du denn da gefangen, Murat? Die sahen ja aus wie richtige Zwerge! Und schnell sind sie!“ Der Pfarrer kam in der Diele gelaufen und sie sahen seine riesigen Füße in alten verblichenen Hausschuhen vor dem Schrank stehen. „Wo sind sie denn jetzt hin? Die Türen sind doch alle zu ...“

Die Füße drehten sich in alle Himmelsrichtungen, als er nach den Flüchtigen suchte. „Ah, ich weiß schon! Murat, geh doch bitte mal zum Wohnzimmerschrank und hole mir die Taschenlampe aus der obersten Schublade!“

Er legte sich vor dem Schrank auf den Boden, um darunterzuschauen. Sein Gesicht war noch jung und glatt rasiert und er trug einen schwarzen Rollkragenpullover. Die blonden Haare hatte er leicht nach hinten gekämmt. Er starrte in die Schatten unter dem Schrank, schien aber ohne Lampe nicht viel erkennen zu können. Johanna und Maria drängten sich hinter Hein und Phil ganz in die hinterste Ecke und wagten kaum zu atmen.

Draußen waren die schweren Schritte des Imbissbudenbesitzers zu hören und dann reichte er dem Pfarrer die Lampe. Ein starker Lichtschein flammte auf und blendete die vier kleinen Leute.

„Hey! Machen sie das aus!“, brüllte Hein.

Der Pfarrer bewegte sich nicht und behielt sie sorgfältig im Auge. „So was habe ich ja wirklich noch nicht gesehen“, murmelte er dann. „Wer oder was

seid ihr denn? Und wieso seid ihr jetzt vier? Wie habt ihr euch denn so schnell vermehrt?“

Der Imbissbudenbesitzer Murat legte sich ebenfalls schnaufend auf den Boden und schaute von der Seite her unter den Schrank. Sein großer grauer Schnurrbart hing links und rechts im Bogen herunter und sein kahler Kopf glänzte im Schein der Taschenlampe. „Siehst du Herr Pfarrer, ich habe es dir ja gesagt!“

Phil zog sein Schwert und rief den beiden zu: „Bleiben sie weg, wir sind bewaffnet!“

Hein stellte sich schützend vor die Frauen, gleichfalls mit dem Schwert kampfbereit in der Hand. „Wir sind Dschinns, un’ zwar verdammt gefährliche! Wenn sie uns nich’ rauslassen, dann verwandeln wir sie beide in Fledermäuse!“, brüllte er und versuchte furchterregend auszusehen.

„Wieso Dschinns?“, fragte Maria flüsternd.

„Uns ist nichts Besseres eingefallen, um ihnen Angst einzujagen“, entgegnete Johanna. „Ob das so schlau war, weiß ich aber auch nicht ...“

Der Pfarrer dachte einen Moment nach und schmunzelte dann. „Also, erst mal bin ich ein katholischer Priester, da glaube ich sowieso nicht an Dschinns. Außerdem habe ich mal ein Seminar über Orientalistik besucht, und wenn ich mich recht erinnere, dann pflegen Dschinns der Sage nach immer leere Drohungen auszustoßen, insbesondere wenn sie in der Klemme sitzen.“

Hein war gründlich aus dem Konzept gebracht. „Ähh, verdammt ... das stimmt nich’! Beim Barte des Propheten! Lassen sie’s bloß nich’ drauf ankommen, sonst wird das schreckliche Folgen haben!“, versuchte er zu retten, was zu retten war.

„Tja, dann ... wie wär’s, wenn ihr als Beweis eurer Gefährlichkeit einfach mal die Taschenlampe hier verwandelt? Zum Beispiel in einen Stein oder in eine Wüsteneidechse, oder so was?“

Hein druckste herum und wusste nicht, was er sagen sollte.

Johanna kam hinter seinem Rücken hervor und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Hein, so kommen wir nicht weiter. Lass mich mal, ja?“ Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust und schaute den Pfarrer herausfordernd an. „Also, die Wahrheit ist, dass wir keine Dschinns sind, aber das haben wir ja auch nur gesagt, weil wir hinterrücks überfallen wurden! Wir

saßen einfach nur so fröhlich da und dann hat dieser feine Herr hier uns gefangen und in die Kiste gesperrt. Das ist Freiheitsberaubung, jawohl! Das widerspricht der Genfer Konvention. Wir pochen auf unsere Menschenrechte! Sie müssen uns freilassen!“ Johanna hatte sich in Rage geredet und wurde wieder ganz rot im Gesicht.

„Jawohl, Menschenrechte!“, echote Hein an ihrer Seite.

Murat, der Imbissbesitzer, protestierte umgehend. „Herr Pastor, glaub’ ihnen kein Wort, ich hab’ sie in meinem Restaurant überrascht. Sie wollten Essen klauen!“

Johanna war ärgerlich. „Aber irgendwo müssen wir uns schließlich was zu essen holen, oder? Wir lehnen bürgerliche Moralvorstellungen und persönliches Eigentum ab! Außerdem haben wir uns nur ein paar gegrillte Auberginenscheiben geholt. Davon haben sie doch wirklich genug, die können sie gar nicht alle verkaufen!“

Der Pfarrer verdrehte die Augen und stöhnte. „Jetzt sind es auch noch marxistische Dschinns, mit einer Vorliebe für gegrillte Gemüse. Also, hört mal: Ich schlage vor, ihr kommt unter dem Schrank raus und dann setzen wir uns alle auf den Fußboden und reden vernünftig miteinander. Mir tun allmählich die Knie weh. Ich verspreche, dass wir euch nichts tun.“

Er setzte sich auf den Fußboden und rieb sich seine schmerzenden Beine. Murat hockte sich daneben, mit versteinerner Miene und im Schneidersitz. Zögernd kamen die vier kleinen Leute unter dem Schrank hervor und blinzelten angesichts der Helligkeit im Zimmer.

Hein und Phil hatten ihre Schwerter wieder weggesteckt, Phil ließ jedoch eine Hand vorsichtshalber auf dem Schwertgriff ruhen. Sie setzten sich dicht vor den Schrank auf den Fußboden, bereit jederzeit aufzuspringen und wieder in der sicheren Dunkelheit zu verschwinden.

Der Pfarrer und Murat beobachteten sie mit großen Augen und sie starrten trotzig zurück. Schließlich räusperte sich der Pfarrer. „Das ist ja wirklich verrückt! Wenn ich das meinen Kollegen erzähle, dann glaubt mir das sicher kein Mensch. Ähem, also, vielleicht machen wir erst mal eine Vorstellungsrunde. Ich bin Pfarrer Martin Seehusen, katholischer Priester in der Sankt-Georg-Gemeinde hier in der Innenstadt, 34 Jahre alt, ledig. Äh ... na ja, das versteht sich ja eigentlich von selbst ...“ Er blickte auffordernd zum

Imbissbudenbesitzer hinüber, der die kleinen Leute immer noch griesgrämig anstarrte.

„Murat Akbas, türkischer Spezialitäten-Grill, Döner und Salate, alles nach internationalem Standard zubereitet“, presste er hervor. Dann schwiegen beide und schauten auf die Gefährten herab.

Johanna machte den Anfang: „Also, mein Name ist Johanna. Zusammen mit den anderen hier gehöre ich zu den kleinen Leuten.“

Phil legte ihr eine Hand auf den Arm und flüsterte: „Sag ihnen nichts!“

Sie wandte sich zu ihm um. „Phil, ich habe das Gefühl, das wir ihnen trauen können. Und wenn sie uns nicht rauslassen, dann kommen wir aus diesem Haus auch nicht mehr raus!“ Sie fuhr fort: „Wir sind auf dem Weg nach Hause, zu unserem Dorf, und da haben wir ein Versteck für den Tag gesucht, hinter dem Imbiss in der Hütte, und wir hatten nur noch trockene Kekse als Proviant. Und dann haben wir an leckere Salate und gegrilltes Gemüse gedacht, und, na ja, dann haben wir uns was geholt. Das war alles.“ Sie sah Phil und Hein an.

„Das stimmt! Und jetzt müssen wir auch gleich wieder los, wir haben noch einen weiten Weg heute, wenn ihr uns also rauslassen würdet ...“, fügte Hein hoffnungsvoll hinzu.

Weder der Pfarrer noch Murat achteten auf diesen Einwand.

„Kleine Leute? Das kann man wohl sagen! Also so was wie Zwerge seid ihr? Und ein Dorf habt ihr auch? Dann gibt es also noch mehr von euch? Wo ist denn euer Dorf?“, wollte der Pfarrer alles gleichzeitig wissen.

„Wir ziehen es vor, kleine Leute genannt zu werden. »Zwerge« ist diskriminierend und negativ! Wir sagen zu euch auch nicht »Riesen«, sondern »große Leute«, meinte Johanna trotzig. „Außerdem können wir euch nicht sagen, wo unser Dorf ist, es ist geheim.“

„Aha. Also kleine Leute, keine Zwerge. Tut mir leid, ich wollte euch nicht kränken! Ich hätte nicht gedacht, dass es wirklich Zw..., äh, *sehr* kleine Leute gibt. Ich dachte, so was gibt es nur im Märchen. Die Wege des Herrn sind manchmal unerforschlich.“ Der Pfarrer sah hinüber zum Imbissbesitzer. „Murat, was sagst du dazu, sie sind ja offensichtlich wirklich klein, aber sonst sind sie anscheinend genau solche Menschen wie wir. Da können wir sie schlecht weiter in Kisten sperren, oder?“

Murat starrte sie böse an. Er murmelte einen türkischen Fluch und spuckte dann symbolisch auf den Boden. „Ich kenne euch! Ihr habt meinen Sohn weggeschleppt. Ich hab’ es gesehen!“, rief er dann.

Jetzt waren die vier kleinen Leute perplex. „Also, Herr Akbas, hör’n sie mal zu, dass mit den Dschinns vorhin war gelogen! Das war sozusagen Notwehr. Wie soll’n wir kleinen Leute denn ihren Sohn wegschleppen?“, meinte Hein. „Der wär’ ja wohl ein bisschen zu schwer für uns, oder?“

„Ich habe es gesehen!“, rief der Imbissbesitzer erregt. „Er ist immer kleiner und dünner geworden und zum Schluss hat er uns nicht mehr in seine Wohnung gelassen. Unser einziger Sohn! Er hat einfach nicht mehr aufgemacht, hat gesagt, dass ich weggehen soll. Aber ich habe aufgepasst, vor seiner Haustür. Einmal haben die Nachbarn fast die Polizei geholt, weil ich immer vor der Wohnung gewartet und gehorcht habe. Ich habe ihn drinnen gehört. Irgendwann habe ich solche wie euch gesehen, kleine Leute! Aber sie sind abgehauen. Und dann habe ich ihn nicht mehr gehört und ich habe die Wohnung aufgebrochen, aber er war nicht mehr da. *Ihr habt ihn verzaubert und verschleppt!*“, schrie Murat sie jetzt an.

Pfarrer Seehusen stand auf und fasste ihn an den Schultern und versuchte ihn zu beruhigen. „Murat, das mit deinem Sohn ist sicher sehr tragisch, aber er ist vielleicht nur irgendwo untergetaucht. Menschen schrumpfen doch nicht einfach so!“

Die grauen Schnurrbartenden in Murats Gesicht hingen traurig nach unten und ein Weinkrampf schüttelte ihn. Er heulte hemmungslos an der Schulter des Pfarrers und schluchzte Unverständliches vor sich hin.

Hein und Johanna sahen sich ratlos an. Dann keimte eine Idee in Johannas Kopf. Irgendjemand hatte da doch mal was erzählt, da war ein Name, der ihr bekannt vorkam und der etwas in ihrem Gedächtnis zum Klingen brachte. Es hatte was mit Straßenbahnen zu tun gehabt ...

„Herr Murat, sagen sie mal, ihr Sohn, der heißt nicht zufällig Erol?“

Der Kopf von Murat zuckte hoch und er starrte Johanna mit offenem Mund an. „Woher weißt du das? Ich sage doch, sie haben ihn verschleppt, Herr Pfarrer!“

Johanna stemmte wieder die Arme in die Hüften und zeigte auf seine Nase. „Wir haben niemanden verschleppt, klar!? Aber wenn sie sich jetzt mal ein

bisschen beruhigen und ordentlich hinsetzen, dann erzähle ich ihnen was über ihren Sohn!“

Murat setzte sich so schnell, dass der Pfarrer fast umgefallen wäre. Er hockte sich neben den Imbissbesitzer auf den Boden und beide schauten Johanna gespannt an.

„Zuerst mal: Ich habe ihren Sohn noch nie gesehen, aber ich habe von ihm gehört“, begann Johanna zu erzählen. „Hein und Phil und Maria hier kennen ihn allerdings, richtig?“

„Wir?“ Hein blickte sie fassungslos an. „Hey, wir kenn’ doch sein’ Sohn nich’! Halt mal! Erol? Doch nich’ *unser* Erol, oder? Der hat doch rote Haare, unser Erol! Hey, Erol *Akbas*, na klar, das passt!“

Murat nickte aufgeregt. „Ja, mein Erol hat rote Haare! Er ist was ganz Besonderes, alle anderen in der Familie haben schwarze oder braune Haare wie ich, nur er nicht. Anfangs dachte ich ja, meine Frau hätte ... aber dann habe ich gehört, dass eine Urgroßmutter von mir auch rote Haare hatte, da habe ich gewusst, dass er von mir ist!“

Johanna nahm den Faden wieder auf. „Ihr Sohn ist in der Tat was Besonderes, allerdings nicht nur wegen der Haare. Er ist einer von uns kleinen Leuten.“ Murat wollte etwas einwenden, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Nein, wir haben ihn nicht verzaubert oder so! Er hat die Anlage dazu vererbt bekommen, genauso wie wir. Als er etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt war, hat er angefangen zu schrumpfen. Kein Arzt konnte was dagegen tun, richtig?“ Murat nickte erst heftig und schüttelte dann traurig den Kopf.

„Und dann war er irgendwann so groß wie wir hier und ein paar kleine Leute haben ihn abgeholt und zum Dorf gebracht. Wart ihr nicht dabei, Hein?“

„Nee, bei Erol war ich nich’ dabei. Phil vielleicht ...?“

„Nein, damals habe ich noch keine Rettungsmissionen gemacht.“

Murat stand das Wasser wieder in den Augenwinkeln. „Und da in eurem Dorf, lebt er da jetzt?“, flüsterte er mit zitternden Lippen.

Maria grinste und griff zum ersten Mal in das Gespräch ein: „Erol? Klar, dem geht’s gut! Ziemlich verrückter Typ, aber vielleicht wird er jetzt ruhiger, wenn das Baby da ist.“ Johanna schaute sie fragend an. „Das Baby von Gabi, das ist

doch von ihm. Deswegen wollen wir doch so schnell nach Hause“, erklärte sie Johanna.

Murat, dem Imbissbudenbesitzer, liefen die Tränen die Wangen hinunter und tropften aus den Enden des Schnurrbartes auf den Boden.

„Erol lebt und er hat eine Frau und ein Kind ... was für ein Tag! Gepriesen sei Allah! Was für ein glücklicher Tag! Mein Sohn lebt!“ Er krabbelte auf Knien zu den kleinen Leuten hin, die ängstlich zurückwichen, und hielt ihnen vorsichtig einen Zeigefinger seiner rechten Hand entgegen.

„Keine Angst, ihr kleinen Leute! Ich tue euch doch nichts, wenn ihr Freunde von meinem Sohn seid! Bitte gebt mir die Hand und nehmt meine Entschuldigung an. Es tut mir leid, dass ich euch in eine Kiste gesperrt habe! Aber so habe ich wenigstens Nachricht von meinem Sohn bekommen. Könnt ihr mich zu ihm bringen?“

Hein nahm vorsichtig den angebotenen Zeigefinger und schüttelte ihn mit beiden Händen. Pfarrer Seehusen kam herüber und setzte sich dicht neben sie und gab ihnen allen auf dieselbe Weise die Hand.

Dann erst antwortete Johanna auf die Frage: „Ja, also Herr Murat, oder Herr Akbas, freut uns, wenn wir ihnen eine frohe Nachricht überbringen konnten, aber wir können sie unmöglich zu ihm bringen, weil wir damit das Versteck unseres Dorfes verraten würden. Und das würde auch ihren Sohn in Gefahr bringen. Aber wir können Erol natürlich ausrichten, dass er sie so schnell wie möglich besuchen kommen soll. Vielleicht mit seiner Frau und dem Baby.“

„Nennt mich einfach Murat! Würdet ihr ihm das sagen? Oh bitte, würdet ihr das tun?“, flüsterte er.

Johanna blickte vom Pfarrer Seehusen zum Imbissbesitzer Murat und dachte nach. „Ja, das werden wir tun, aber wir haben eine Bedingung. Und es ist sehr wichtig für uns, das sie beide die Bedingung einhalten!“

„Was für eine Bedingung?“, flüsterte Murat. „Ich würde euch alles dafür geben, mein Geschäft, mein Auto, das Geld ...“

„Nein, wir wollen nichts Materielles dafür haben. Damit könnten wir sowieso nichts anfangen. Wir wollen ein Versprechen von euch, einen heiligen Schwur, dass ihr niemandem von unserer Begegnung oder von unserer Existenz jemals etwas sagen oder mitteilen werdet. Wir existieren nicht, sind eine Legende, ihr

habt uns nie gesehen. Nur so werden wir weiter in Frieden und Freiheit leben können. Das ist unsere Bedingung!“

Murat hob feierlich die Hand. „Ich schwöre, dass ich niemals etwas über euch sagen werde. Bei Allah!“

Pfarrer Seehusen lächelte leicht, bevor er auch die Hand zum Schwur hob. „Bei Gott schwöre ich, dass ich euch nicht verrate. Offenbar ist es der Wille unseres Herrn, dass ihr unentdeckt bleibt, sonst hätte er euch nicht so klein und schnell werden lassen und euch mit so klugem Geist ausgestattet, dass ihr die beste Gelegenheit uns zum Schweigen zu verpflichten gleich erkennt. Und davon abgesehen würde es mir ja sowieso niemand glauben, wenn ich so etwas rumerzähle. Dann lande ich direkt in der Klapsmühle.“

„Sehr gut, Johanna!“, flüsterte Phil hinter ihr.

Johanna war zufrieden. „Prima, dann hätten wir das ja geklärt! Und wir versprechen, dass wir Erol bescheid sagen, dass er sie und ihre Frau besucht.“

„Ja, sagt ihm, dass ich ihn vermisse und ihn gern sehen würde. Ist mir doch egal, wie groß oder klein er ist.“ Murat schaute wieder traurig. „Sagt ihm auch, dass er nur noch mich besuchen kann. Seine Mutter ist nicht mehr bei uns, sie ist gestorben, ein paar Jahre, nachdem er verschwunden ist. Ich bin ganz alleine jetzt.“

„Oh, das tut mir wirklich leid!“ Johanna war betroffen. Bis jetzt hatte sie nie weiter darüber nachgedacht, was das Kleinerwerden für die Familien bedeutete. Plötzlich verschwand ein geliebter Sohn oder Bruder, und man konnte noch nicht einmal öffentlich darüber trauern, weil man gar nicht verstand, was der wahre Grund dafür war oder die Geschichte einfach zu verrückt klang. „Wir werden es ihm ganz bestimmt sagen und dann wird er zu ihnen kommen, da bin ich sicher. Er wird vermutlich nachts kommen, da ist es einfacher draußen herumzuschleichen. Haben sie an irgendeinem Tag früher geschlossen, Murat?“

„Am Montag mache ich immer früh zu, da gibt es nach zehn Uhr abends sowieso keine Gäste mehr. Aber bitte, duzt mich doch, ich mag das »Sie« überhaupt nicht. Das ist immer so förmlich!“

„Also gut Murat, vielleicht kommt er dann an einem Montag. Aber bitte sei nicht zu ungeduldig, wir müssen erst mal nach Hause kommen, und dann steht ja die Geburt offenbar kurz bevor.“

Murat lächelte wieder. „Ich werde warten, jetzt da ich weiß, dass es meinem Sohn gut geht. Ich werde diesen Tag in meinem Kalender rot anstreichen und einen Feiertag draus machen!“

Hein mischte sich ein: „Feiertag is’ ja gut un’ schön, aber wie geht’s denn jetzt weiter? Hat vielleicht einer was zum Rauchen dabei? Ich hab’ mein’ Tabak und die Pfeife im Schuppen hinterm Imbiss liegen lassen ...“

Der Pfarrer grinste. „Ich hätte schon Tabak und eine Pfeife da, hat mal jemand in der Kirche vergessen. Allerdings ist das vielleicht ein bisschen groß für dich. Hein war dein Name, oder? Nennt mich einfach Martin, das ist einfacher als Herr Pastor oder so was. Aber wie wäre es mit etwas zu essen oder zu trinken? Ihr wolltet euch ja von Murat was zu essen holen, wenn ich mich recht erinnere.“

Heins Augen leuchteten. „Also, ein richtiges Frühstück, das wär’ nich’ schlecht“, meinte er. „Was hast du denn so da?“

Der Pfarrer lachte. „Gegrilltes Gemüse habe ich nicht, aber meine Haushälterin war gestern einkaufen, und da hat sie bestimmt den Kühlschrank vollgepackt. Weintrauben habe ich gesehen, Käse, Wurst und Toastbrot ist mit Sicherheit auch da. Am besten setzt ihr euch im Wohnzimmer an den Tisch oder auf den Tisch und ich schaue mal nach!“

Er ging in die Küche und ließ dabei die Tür offen stehen. Hein blickte fragend zu Phil und Johanna hinüber, aber die schüttelte den Kopf. „Nein, ich denke, sie meinen es ehrlich“, flüsterte sie ihnen zu. „Und wir können ein paar große Leute als Freunde auch ganz gut gebrauchen, oder?“

Pfarrer Martin hielt sein Versprechen und tischte lauter Köstlichkeiten auf. Es gab Toastbrot mit Käse, Weintrauben und Tomaten und noch allerhand mehr. Speziell für Maria bereitete er eine Tasse Pfefferminztee zu und die anderen tranken Orangensaft. Murat und der Pfarrer saßen mit am Tisch und schauten zu und freuten sich über den großen Appetit der kleinen Leute.

Hein trank seinen Becher Saft leer und hielt sich den vollen Bauch. „Das is’ echt ein klasse Frühstück! Ich hab’ schon seit Ewigkeiten kein’ Saft mehr getrunken.“

„Ja, und der heiße Tee ist auch super!“, fügte Maria hinzu. „Da draußen ist’s immer so kalt im Winter.“

„Was habt ihr denn eigentlich da draußen gemacht, wenn's doch so kalt ist?“, wollte Pfarrer Martin wissen. „Falls das nicht wieder geheim ist ...“

Johanna antwortete ihm nach kurzem Zögern wahrheitsgemäß: „Maria und Hein und Phil haben mich aus meiner Wohnung gerettet, weil ich erst vor Kurzem kleiner geworden bin. Sie haben mich rausgeholt, und dafür sind sie mitten im Winter ein paar Tage lang durch die Großstadt gewandert. Das war ziemlich gefährlich, und auf dem Rückweg sind wir von einer Armee Ratten angegriffen worden. Eine Ratte hat Phil hier in den Arm gebissen, deshalb trägt er noch einen Verband. Ja, und jetzt waren wir eigentlich schon fast am Ziel bei unserem Dorf, als Murat uns gefangen hat.“

Sie biss sich auf die Zunge, als sie merkte, dass sie indirekt einen Hinweis auf die Lage des Dorfes verraten hatte, aber offenbar hatte keiner der Anderen etwas gemerkt.

„Das ist ja schon ein starkes Stück, das mit dem Schrumpfen! Wenn mir das irgendjemand erzählt hätte, dann hätte ich das sicher nicht geglaubt. Nur weil ihr hier vor mir auf dem Tisch sitzt, kann ich das überhaupt akzeptieren, und ich bin immer noch nicht ganz sicher, dass ich nicht gleich aus einem merkwürdigen Traum aufwache!“ Pfarrer Martin hatte für sich und Murat Kaffee gekocht und rührte jetzt nachdenklich in seiner Tasse herum.

Hein hatte sich aus dem verlorenen Tabak aus der Kirche und etwas Zeitungspapier einen dicken Joint gedreht und ließ ihn sich jetzt von Murat mit einem großen Streichholz anzünden, nachdem alle fertig gegessen hatten. Dann paffte er genüsslich einige dicke graue Wolken an die Stubendecke und erlitt prompt einen heftigen Hustenanfall. „Starker Tobak!“, keuchte er heiser.

„Du wirst noch mal an dem stinkenden Zeug sterben!“, schimpfte Maria. „Mit Zeitungspapier! Das kann ja nicht gesund sein ...“

Johanna antwortete auf die unausgesprochene Frage des Pfarrers: „Das mit dem Schrumpfen passiert schon ab und zu, und wenn alles gut geht, dann holt ein Rettungskommando die neuen kleinen Leute zum Dorf.“

„Und wenn ich das richtig verstanden habe, dann ist euer Dorf irgendwo in der Innenstadt, wenn ihr so kurz davor wart, es zu erreichen.“ Pfarrer Martin lächelte leicht, und Johanna wurde rot im Gesicht. Also hatte er doch aufgepasst! „Keine Angst, ich werde es niemandem verraten! Immerhin gehört ihr dann vermutlich sogar zu meiner Kirchengemeinde, weil der größte Teil

des Viertels dazugehört. Und damit seid ihr irgendwie auch so was wie meine Schäfchen.“ Der Pfarrer lachte. „Ich hätte nicht gedacht, dass sich die Gemeinde nochmals nennenswert vergrößern würde, weil nicht sehr viele Menschen in der Innenstadt wohnen. Das sind ja fast alles nur noch Geschäfte hier. Da muss ich euch direkt mal einen Gemeindebrief schicken und euch zur Messe einladen!“

Phil grinste. „Vielleicht kommt ja wirklich mal jemand vorbei, wenn du uns irgendwo ein Schlupfloch in der Kirche lässt. Wenigstens zu Weihnachten.“

Maria mischte sich ein. „Eine Sache würde ich gerne noch verstehen, wenn das nicht zu indiskret ist. Murat, warum bist du denn eigentlich zu einem christlichen Pfarrer gegangen? Müsstest du in solchen Fällen nicht eigentlich die Moschee besuchen?“

Murat schaute ein wenig schuldbewusst, aber auch trotzig. „Natürlich bin ich ein guter Muslim! Ich führe meine Gebete aus, und gehe am Freitag in die Moschee. Aber mit Pfarrer Martin, da spiele ich dreimal die Woche Schach, immer nachmittags und solange, bis ich fürs Abendessen meinen Imbiss wieder aufmachen muss. Das hat ja mit Religion nichts zu tun!“

„Ein Imbissbesitzer, der Schach spielt?“ Maria schaute ihn mit großen Augen an.

„Warum nicht?“, ereiferte sich Murat. „Schach ist in der Türkei ein weitverbreiteter Sport, und seit meine Frau nicht mehr bei mir ist, ist mir oft so langweilig. Ihr denkt immer, wenn einer nur einen Imbiss hat, dann muss er doof sein. Und wenn ihr was zu essen bestellt, da sprecht ihr mit uns noch nicht mal mehr vollständige Sätze: »Einmal Döner mit Alles und mit Scharf!« Das ist doch kein Deutsch! Da kann ich mich echt aufregen! Wofür hab' ich denn so lange und hart Deutsch gelernt, wenn ihr dann so mit mir redet?“

Pfarrer Martin legte ihm besänftigend eine Hand auf die Schulter. „Das mit dem Schach hat angefangen, als ich mir in seinem Imbiss was zu essen gekauft habe, nach der Abendandacht. Da habe ich ein Schachspiel bei ihm gesehen und mich auch gewundert und ihn danach gefragt, weil ich auch spiele. Aber es ist schon richtig, niemand ist ohne Vorurteile und je weniger man von jemandem weiß, desto weniger gute Dinge traut man dem Anderen zu und desto mehr schlechte Dinge. Deshalb ist es immer eine Bereicherung, wenn man miteinander spricht und sich kennenlernt.“

„Ja, stimmt schon“, meinte Maria kleinlaut. „So war das ja auch nicht gemeint. Tut mir leid!“

Murat schaute schon wieder versöhnlich. „Ist schon gut, ich reg mich vielleicht auch manchmal ein bisschen zu schnell auf. Ich glaube, ich muss jetzt wieder los und meinen Imbiss aufmachen. Ich kann am späten Nachmittag wiederkommen und euch was zu essen mitbringen, wenn ihr mögt. Ihr bleibt doch bestimmt bis heute Abend hier, im Dunkeln könnt ihr sicher besser nach Hause schleichen, oder?“

„Ja, also, bei so viel gutem Essen und Trinken, da bleib'n wir vielleicht doch'n bisschen länger“, meinte Hein. „Aber natürlich nur, wenn du nix dagegen hast, Herr Pfarrer!“

Er hatte nichts dagegen und so blieben sie den Nachmittag über im Pfarrhaus. Hein versuchte Schach zu lernen und Johanna, Maria und Phil unterhielten sich mit dem Pfarrer, der ohne viel nachzudenken nebenbei Hein immer wieder besiegte.

Murat stieß nach Anbruch der Dunkelheit wieder zu ihnen. Er hatte am Nachmittag seinen Imbiss geöffnet und ihn dann nach dem Hauptansturm der Gäste wieder geschlossen und ein Schild ins Fenster gehängt. Aus dem Schuppen brachte er die Rucksäcke und das andere Gepäck der kleinen Leute mit und zusätzlich noch eine große Tüte Salate, gegrilltes Gemüse und Fladenbrot.

„Aber eure Katze habe ich nicht gesehen“, meinte er zu Johanna, während sie zusammensaßen und das Essen verdrückten. „Es gibt normalerweise immer viele Katzen, die ums Haus streichen, aber heute Abend war keine Einzige da!“

Johanna war traurig. „Wenn du sie siehst, dann wäre es lieb, wenn du ihr ein paar Reste zu fressen gibst. Obwohl ich glaube, dass sie auch gut alleine zurechtkommt. Sie wird mich suchen, immerhin ist sie uns durch die halbe Stadt hinterhergelaufen. Aber jetzt hat sie meine Spur verloren, bestimmt streunt sie einfach herum und sucht weiter. Wenn Erol dich besuchen kommt, dann komme ich vielleicht mit und schaue ein bisschen nach ihr.“

Nach dem Essen packten sie ihre Rucksäcke zusammen und stiegen zusammen mit Pfarrer Martin und Murat wieder in den alten Lieferwagen. Die

beiden hatten darauf bestanden, sie noch ein Stück zu fahren, so weit wie es die Geheimhaltung eben zuließ.

„Also, wo sollen wir euch nun hinbringen?“, wollte Murat wissen.

Phil zögerte, aber Hein antwortete fröhlich: „Zum Rathaus bitte! Das ist mitten inner Stadt, und von da aus könn’ wir den Rest auch alleine gehen.“

Sie schwiegen, während sie durch die nächtlichen Straßen fuhren. Es waren nur noch wenige Autos in der Innenstadt unterwegs und Johanna rechnete im Kopf nach, dass es Donnerstagabend sein musste. *Klar, die großen Leute müssen morgen arbeiten, deshalb ist so wenig los. Wir müssen das nicht, aber dafür werden wir von Katzen und anderen gefährlichen Tieren gejagt und müssen uns immer verstecken. Das ist der Preis. Aber aussuchen kann man es sich sowieso nicht – man muss das Leben genießen, wie es eben ist. Egal ob groß oder klein - morgen kann es schon zu Ende sein, wenn man nicht aufpasst.*

Der Lieferwagen bremste auf der Wendeplatte direkt hinter dem Rathaus und riss Johanna aus ihren Gedanken.

„Da sind wir“, meinte Pfarrer Martin. „Es war ein toller Tag und sehr interessant, eure Bekanntschaft zu machen. Bitte besucht mich mal wieder und wenn ihr mögt, dann könnt ihr auch gerne in die Kirche kommen. Wenn ich meine Predigt halte und von den Problemen der Menschen erzähle, dann werde ich in Zukunft auch an euch denken, und daran, wie die Welt aus eurer Perspektive wohl aussieht und welche Schwierigkeiten ihr erst so habt. Und wenn ich euch jemals helfen kann, dann sagt mir einfach bescheid!“

Johanna schüttelte erst ihm und dann Murat den Zeigefinger. „Wir müssen uns bedanken! Es tut uns leid, dass wir euch unser Dorf nicht zeigen können, aber es ist vermutlich besser so. Wir werden euch sicher mal wieder besuchen. Und danke, dass ihr uns nicht verrätet!“

Murat zwinkerte fröhlich mit den Augen. „Ehrensache! Und sagt meinem Jungen, das er zu mir kommen soll, ja? Nicht vergessen!“

Die kleinen Leute kletterten aus dem Wagen, während Murat und der Pfarrer drinnen sitzen blieben. Als letzte wollte Johanna aus dem Auto hüpfen, als ihr noch etwas einfiel: „Eine Sache hätte ich jetzt fast vergessen! Pfarrer Martin, hast du einen Stift und ein Stück Papier da? Kannst du bitte folgendes draufschreiben: »Bahnlinie, Rangierbahnhof, drei Holzhütten. Zigaretten-

schmuggler.« Bitte gib das der Polizei, du kannst ja sagen, jemand hätte es dir während der Beichte erzählt, und dich gebeten es zu melden.“

„Woher weißt du denn, dass es da Zigarettenschmuggler gibt?“, wollte der Pfarrer wissen.

„Ach, das ist eine lange Geschichte. Sagen wir einfach, wir sind da vorbeigekommen und haben was beobachtet“, meinte Johanna leichthin. „Und jetzt tschüss und macht's gut! Vielen Dank nochmals für eure Hilfe!“

Pfarrer Martin zog die Tür des alten Lieferwagens zu und Murat ließ den Anlasser keuchend kreiseln. Nach ein paar Versuchen sprang der Wagen an und die Scheinwerfer flammten auf und blendeten die vier Gefährten. Murat setzte zurück und wendete das Auto, dann fuhr er langsam an ihnen vorbei. Er und der Pfarrer winkten hinter der Windschutzscheibe, und dann waren sie verschwunden und die nächtliche Straße lag wieder einsam in der Dunkelheit.

Hinter ihnen ragte schwarz die Fassade des alten Rathauses in den Himmel empor. In der Mitte zwischen den zahllosen Reihen glänzender Fenster-Augen klaffte ein breiter Durchgang in den dunklen Innenhof des mächtigen Gebäudes. Ein heller Stern leuchtete über dem Nordturm mit dem großen Glockenspiel und ein Flugzeug schrieb lautlos blinkend seine Bahn in den Himmel über dem Dach des Haupttraktes.

Maria schaute dem blinkenden Punkt hinterher und hauchte in die kalte Nachtluft hinauf. Die Dampfwolke ihres Atems stieg hoch und löste sich dann langsam auf.

„Wird kalt heute Nacht ...“, stellte sie fest. „Wollen wir nicht reingehen?“

Hein folgte der Wolke mit den Augen. „War 'ne lange Reise, länger als wie wir das geplant haben. Aber Hauptsache, wir sind wieder zuhause und alle sind gesund und munter. Oder, na ja, zumindest munter.“

„Ach, das mit dem Arm wird schon wieder, Hein. Vielleicht pflegt mich Johanna in der nächsten Zeit ja ein bisschen!“ Phil grinste sie an.

Johanna lehnte sich an ihn und streichelte zärtlich seine kratzige Wange. „Dich pflegen, mein Schatz, das mache ich gerne! Aber du musst mir auch weiter beibringen wie man kämpft und klettert und Sachen besorgt. Ich werde hier nicht nur Heimchen am Herd spielen, klar?“

Phil salutierte. „Aye, Käpt'n! Kann ich mir bei dir auch nicht mehr vorstellen, Johanna. Vielleicht nimmt Hein dich mit auf Tour, bis ich wieder klettern kann?“

„Wird mir eine Ehre sein, Johanna! Aber jetzt lasst uns wirklich reingehen. Ich hab' schon wieder Appetit!“

Hein drehte sich um und ging voran in den Innenhof des Rathauses und Maria folgte ihm. Johanna blieb stehen und schaute in die Richtung, wohin der Lieferwagen verschwunden war.

Phil sah sie aufmerksam an. „Sollen wir nicht ...?“

„Doch ...“, meinte sie, bewegte sich aber nicht von der Stelle.

„Hast du Angst, Johanna?“ Phil fasste sie mit seinem gesunden Arm an der Schulter und streichelte ihr sanft den Rücken.

Sie nahm seine warme Hand und drückte sie gedankenverloren an ihre kalte Wange. „Weiß nicht ... vielleicht schon! Vor den Gefahren hier draußen habe ich keine Angst mehr und ich glaube ich fühle mich inzwischen wirklich wie ein richtiger kleiner Leut'. Aber wir waren solange zu viert unterwegs, und da drinnen sind ganz viele neue Menschen, die ich alle nicht kenne ...“

Phil dachte nach. „Hmm, viele von denen sind sehr nett und du wirst sie mögen. Manche auch wieder nicht so, und ein paar sind wirklich unausstehlich. Es sind eben keine mystischen Zwerge oder Kobolde, sondern ganz normale Leute, wie sie halt so sind, bloß ein bisschen kleiner.“

Johanna sah ihm tief in die Augen und gab ihm einen langen Kuss. „Ja, mein Liebster“, meinte sie dann, „wir gehen rein. Kleine Leute eben – genauso wie ich!“

Nachwort

So, unsere Helden sind erst mal in Sicherheit im Dorf der kleinen Leute. Das ist ja noch mal gutgegangen, könnte man sagen.

Wie's wohl weitergeht? Tja, das hängt sicherlich davon ab, ob und wie viele Leute sich für diese Geschichte interessieren. Wenn Sie mögen, dann können Sie auf www.shareliterature.de an einer Umfrage teilnehmen, ob es Ihnen gefallen hat. Dort ist auch ein Gästebuch zu finden, wenn Sie mir oder Johanna eine Nachricht hinterlassen wollen.

Oh, und dort gibt's auch einen Spendenknopf, falls Ihnen das Buch so gut gefallen hat, dass Sie mir einen Obolus zukommen lassen wollen. Aber das liegt natürlich ganz in Ihrem Ermessen.

Auf alle Fälle aber vielen Dank für das Lesen und Ihre Geduld! Und natürlich noch einen lieben Gruß von Johanna ...

Halger Kiersey

Impressum

© 2012 Holger Kiersey – Alle Rechte vorbehalten

Veröffentlicht im Selbstverlag

Verantwortlich im Sinne des Presserechts:

Holger Kiersey

Flamingoweg 13

73434 Aalen

email h.kiersey@shareliterature.de